Im österreichischen Italien

(1856—1867)

Erlebnisse aus meinen Lehrjahren

von

Dr. Ernst Gnad.



Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.
1904.


VE
RI
TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE
SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV·ANG·





Im österreichischen Italien

(1856—1867)

Erlebnisse aus meinen Lehrjahren

von

Dr. Ernst Gnad.



Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.
1904.





Im österreichischen Italien

(1856—1867)

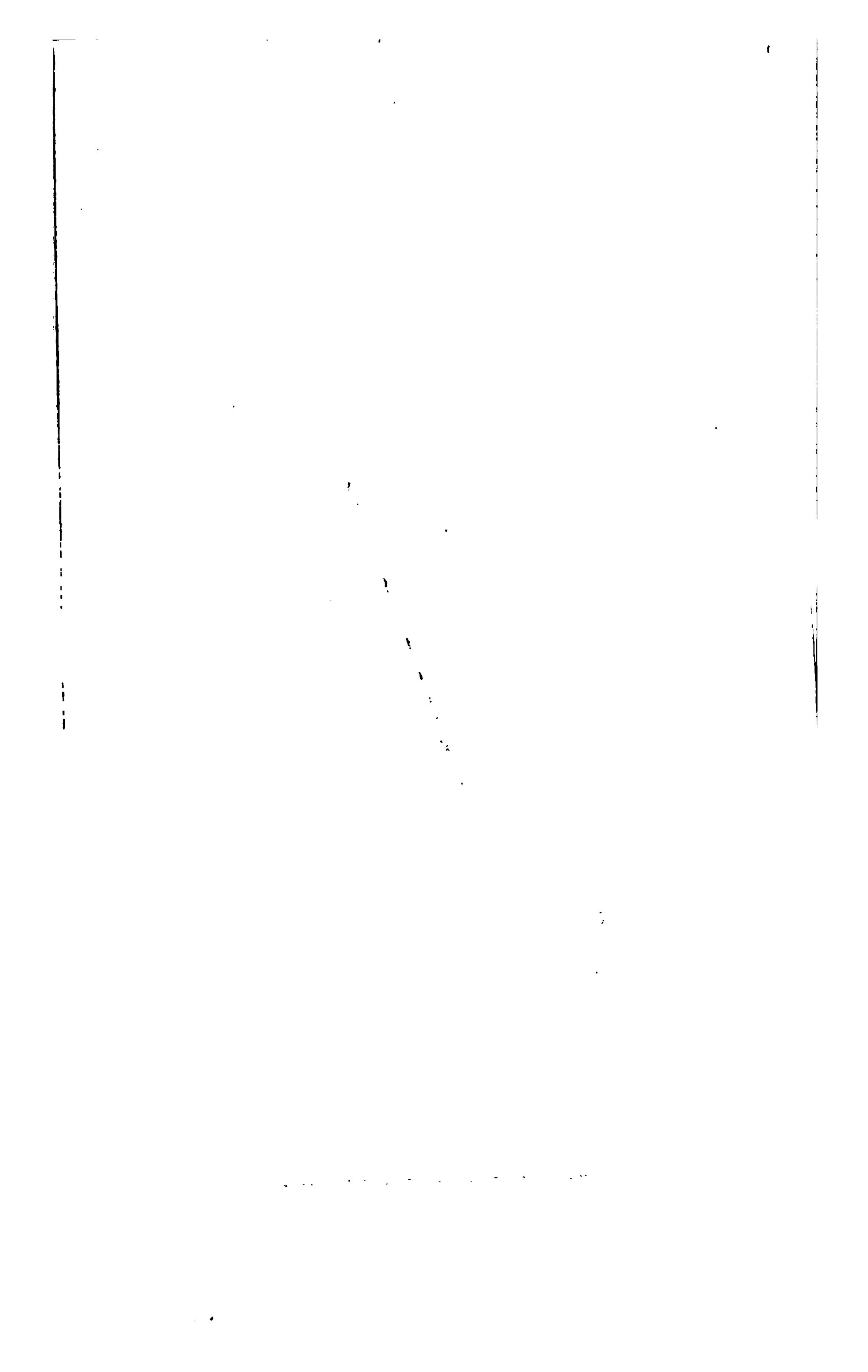
Erlebnisse aus meinen Lehrjahren

von

Dr. Ernst Gnad.



Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.
1904.



der Erwartung! Ich wurde herausgerufen und stand vor dem Katheder, in der Meinung, geprüft zu werden. Der Lehrer sah mich scharf an und sagte wörtlich: „Ich möchte gerne ein wenig hinausgehen, aber gleich wieder hereinkommen!“ Stumme Pause meinerseits. „Aber“, fuhr er fort, „versteht mich der Gnad nicht? Ich möchte gerne ein wenig hinausgehen, dann gleich wieder hereinkommen!“ „Ja, warum gehen Sie denn nicht hinaus?“ antwortete ich schüchtern und befremdet. „Nein, nicht ich“, meinte der Lehrer etwas ungeduldig, „der Gnad soll hinausgehen und gleich wieder hereinkommen.“ Da ging ich kopfschüttelnd aus der Klasse und kehrte, wie befohlen, gleich wieder ins Schulzimmer zurück, wobei ich der veränderten Sachlage entsprechend die Türe ungleich sanfter, als vorher, hinter mir zumachte. „So ist es recht“, sprach er darauf, „aber nicht die Türe zuschlagen, wenn ein Professor hinterher in die Klasse kommt.“ Nun verstand ich erst, was er wollte. — Er pflegte auch meistens ein kleines Hündchen mit in die Schule zu nehmen, und wenn das Tierchen auf dem Boden des Katheders unruhig zu schnuppern anfing, mußte einer der Schüler mit ihm in den Hof gehen und es nach erleichtertem Bedürfnisse wieder zurückbringen. Derselbe Lehrer hielt uns eines Sonntags eine flammende Exhorte über das Laster der Trunkenheit, und wenige Tage darauf begegnete ich ihm, wie er sinnlos betrunken und mühsam von zwei Kollegen geführt, mit dem Stocke an die geschlossene Pforte des Piaristenklosters schlug und fortwährend schrie: „Öffne, öffne, Satanas! die Pforten der Hölle!“

Warum ich all diese Dinge erzähle? Weil sie als drastische Beispiele alter, heutzutage schon verschollener Schultypen nicht ohne Interesse sind, und weil sie begreiflich machen, daß ich an solchen Vorbildern mich für den Lehrberuf nicht begeistern konnte. Und doch wurde

ich Lehrer, und daran waren Petrarca's Sonnette an Laura schuld.

Das kam so.

In der kleinen Bibliothek meines Vaters fand ich einmal eine Ausgabe von Petrarca's Sonnetten an Laura vor, auf der einen Seite mit italienischem Texte, auf der anderen in deutscher Übertragung. Das Buch interessierte mich. Ich las selbstverständlich zunächst nur die deutsche Seite, wobei ich gestehe, daß ich damals dem feinen Gedankengange des italienischen Dichters und seiner schönen Sprache noch keinen Geschmack abgewinnen konnte. Doch reizte es mich, in dem gegenüber stehenden Texte, von dem ich nichts verstand, die Wörter herauszufinden, die etwa den deutschen Ausdrücken entsprechen mochten. Das war allerdings mühevoll und meistens erfolglos, aber es veranlaßte mich, eine italienische Grammatik zur Hand zu nehmen. Es traf sich auch, daß einer unserer Gymnasialprofessoren einen Freikurs für die italienische Sprache eröffnete, weniger, wie es sich dann zeigte, um sie zu lehren, als um selbst zu lernen. Denn wie fremd ihm das Italienische war, offenbarte sich schon darin, daß er bei der Abwandlung des Hilfszeitwortes avere das h in den Formen ho, hai, ha ganz wacker mit kräftigem Hauch laut aussprach und uns auch so aussprechen ließ. Ich lernte indes dabei doch die italienische Formenlehre kennen, und da unsere Klasse einen Zuwachs an einem Mitschüler erhielt, der etwas Italienisch sprach und mit dem ich mich im Umgange ein wenig üben konnte, so kam es, daß ich, als ich im Herbste 1853 die Universität in Wien bezog, um Jus zu studieren, bereits einige Kenntnis der Sprache besaß, und diese paar Brocken, die ich mir aus dem Idiome Dante's angeeignet hatte, sollten über meinen Lebensberuf entscheiden. Der Referent für die Mittelschulen im Unterrichtsministerium, Kleemann, ein ausgezeichneter und wohlwollender Beamter, der

vom Gymnasiallehrer es bis zu diesem einflußreichen Amte gebracht hatte und an den ich eine Empfehlung besaß, tat mir den Vorschlag, als ich im Gespräche zufällig meiner Bekanntschaft mit der italienischen Sprache erwähnte, mich dem Lehramte zu widmen und stellte mir in diesem Falle ein Staatsstipendium von jährlichen 400 fl. in Aussicht. Die österreichische Regierung hatte zu jener Zeit noch ein lebhaftes Interesse daran, daß auch die nicht-deutschen Untertanen sich die deutsche Sprache aneigneten, und wie an sämtlichen übrigen, war auch an den lombardo-venetianischen Gymnasien die deutsche Sprache ein obligater Lehrgegenstand. Nur fehlte es gerade in jenen Provinzen an geeigneten Lehrkräften, denn diese waren nur in Ausnahmsfällen Fachleute und ebenbürtige Mitglieder des Lehrkörpers, sondern meistens pensionierte Beamte, manchmal auch ausgediente Unteroffiziere versahen den deutschen Unterricht. Daß dies weder der Würde noch dem Fortgange in diesem Lehrgegenstande förderlich war, liegt auf der Hand. Es wurden daher von dem seinerzeit so viel gescholtenen, aber an wesentlichen und eingreifenden Reformen auf dem Gebiete des Unterrichtswesens vielleicht tatkräftigsten Minister Grafen Leo Thun Stipendien zur Heranbildung wissenschaftlich gebildeter deutscher Lehrkräfte für die lombardo-venetianischen Gymnasien ins Leben gerufen. In Anbetracht meiner Mittellosigkeit entschloß ich mich nun, in die philosophische Fakultät einzutreten und anstatt Jura zu studieren, mich für germanistische und klassische Philologie auszubilden.

Um eines der erwähnten Stipendien zu erlangen, mußte ich mich jedoch vorher im Unterrichts-Ministerium bei dem Ministerialsekretär Dr. Johann Bolza, einem Mailänder, bekannt durch sprachwissenschaftliche Studien, namentlich durch seine für die Schuljugend bearbeiteten Ausgaben italienischer Klassiker, einer Vorprüfung aus dem Italienischen unterziehen. Beklommenen Herzens stieg ich eines Tages zum Unterrichts-

Ministerium hinan. Dieses befand sich damals in der Weihburggasse im dritten Stocke desselben Gebäudes, wo auch, wenn ich nicht irre, das Finanzministerium untergebracht war. In einem großen Vorzimmer fragte ich schüchtern einen Diener nach dem gefürchteten Dr. Bolza. Mit trockenem Blicke streifte dieser das scheue Bürschchen und erwiderte, er sei im Augenblicke abwesend und ich müsse warten. Ich ließ mich still in einer Ecke nieder. Es war das erstemal im Leben, daß ich ein k. k. Ministerium betrat, ich selbst kaum 18 Jahre alt, die Menschen, die ernsten Blickes mit Schriften in der Hand in den Gängen hin und her gingen, die Tafeln vor den verschiedenen Kanzleitüren, die gelangweilt oder wichtig tuenden uniformierten Amtsdiener, diese ganze ungewohnte Atmosphäre schnürte mir fast den Atem ein. Dazu stand meine Kenntnis des Italienischen noch auf recht schwachen Füßen, und mir war bange vor dem Erfolge der Prüfung. Während ich ängstlich dasaß, schritt ein ungewöhnlich großer Mann mit dunklem Kraushaar, in kerzengerader Haltung und mit stolz erhobenem Haupte durchs Vorzimmer. Unwillkürlich erhob ich mich von meinem Stuhle und machte ihm eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung. Mit steifem Kopfnicken, aber mit ziemlich wohlwollendem Blick unter den Augengläsern dankte er für meinen Gruß und verschwand in eines der Kanzleizimmer. Da bedeutete mich der Amtsdiener, das sei Herr Dr. Bolza und ich dürfe eintreten. Er empfing mich freundlich und sprach, als ich ihm die Absicht meines Besuches eröffnete, mich sofort in italienischer Sprache an. Ich antwortete recht verlegen und radebrechend, so gut ich es vermochte. Er hörte mich mit einigem Lächeln an, lobte meine gute Aussprache, meinte aber, daß mir zwar noch die Ausdrücke fehlten, aber alle Aussicht vorhanden sei, daß ich im Laufe meiner Studienzeit an der Universität das Italienische noch gut erlernen werde, zumal, wie er mit einigem Selbst-

gefühl nebenbei bemerkte, er selbst vom Ministerium dazu auserſehen sei, die Stipendisten darin zu unterrichten. Er setzte mit Stolz hinzu, daß er auch der Lehrer Sr. Majestät des Kaisers gewesen sei. Im übrigen möchte ich mein Gesuch nur einreichen, er werde es gewiß befürworten. Als ich glückselig und mit Dankesworten mich verabschiedete, empfahl er mir noch, sein Handbüchlein: „Prontuario de' modi italiani errati" als unentbehrlich für meine betreffenden Studien anzuschaffen. Es war mir zwar nicht sehr einleuchtend, was ich, der ich noch weit entfernt war, die richtigen italienischen Formen zu beherrschen, aus der Kenntnis der irrig und falsch gebrauchten Redensarten viel gewinnen konnte, aber das Büchlein kostete wenig und ich kaufte es sofort im nächsten Buchladen.

Nun galt es, das Gesuch dem Referenten Ministerrat Mozart, dem Verfasser der seinerzeit viel verbreiteten Lesebücher, persönlich zu überreichen. So klomm ich denn nach einigen Tagen wieder zum Unterrichtsministerium empor. Ich kam in ein schmales Vorzimmer, das durch eine hölzerne Zwischenwand von dem Zimmer getrennt war, wo die übrigen Herren des Ressorts saßen und durch das man zum Referenten gelangte. Ein Amtsdiener bedeutete mich, daß Herr Ministerialrat Mozart Besuch habe und ich warten müsse, bis dieser herauskäme. Ich setzte mich in eine Ecke, noch immer schüchtern, aber doch schon etwas vertrauter und selbstbewußter, so daß ich, als mir das Warten etwas zu lange wurde, meine Ecke verließ, um im Vorzimmer auf und ab zu gehen. Mit großen und erstaunten Augen verfolgte der Diener kurze Zeit meine peripathetischen Bewegungen, dann aber trat er auf mich zu, legte mir wohlwollend die Hand auf die Schulter und sagte: „Mein Herr, Sie sind wohl hier fremd und scheinen nicht zu wissen, daß man hier nicht auf und ab gehen darf. Denn die Herren nebenan dürfen

in ihren wichtigen Berufsgeschäften nicht gestört werden." Etwas verschüchtert duckte ich mich wieder in meine Ecke zurück, als der erwähnte Besuch herauskam und der Diener meinte, daß ich jetzt eintreten könne. Beim Durchgange durch das nächste Zimmer warf ich einen scheuen Blick auf die beiden Herren, die ich in ihren Berufsgeschäften gestört hatte. Der eine saß mit einer langen Pfeife im Munde vor seinem Schreibtische und las eine Zeitung, während der andere, eine Kaffeetasse in der Hand, mit seinem Zimmergenossen konversierte. „Nun, viel Arbeit", dachte ich bei mir, „habe ich wohl nicht gestört!" Dann stand ich vor dem Ministerialrat Mozart, einem älteren großen und hageren Manne von strengen Zügen und einem scharfen, durchdringenden Blick, den er unter den Brillen auf den verlegenen Bittsteller warf. Aber hinter dem harten Gesichte barg sich, wie ich es später an mir selbst erfuhr, eine freie und aufgeklärte Gesinnung, etwas von Josefinischem Geiste, und ein mildes wohlwollendes Herz. Er sah flüchtig mein Gesuch durch, fragte mich, ob ich beim Ministerialsekretär Dr. Bolza gewesen sei und als ich dies mit dem Beifügen bejahte, daß die Prüfung aus dem Italienischen, wie ich hoffe, zu seiner Zufriedenheit ausgefallen sei, wies er mich an, die Bittschrift im Einreichungsprotokoll abzugeben. Wo aber dieses finden in dem Gewirre der Gänge und Türen? Endlich kam mir ein großer Mann entgegen, den ich darnach fragte. Der maß mich mit ernstem Blicke von oben bis unten und fragte herablassend: „Einreichungsprotokoll? Was wollen Sie dort?" „Ein Gesuch um ein Stipendium abgeben." „Ein Gesuch?" fragte er weiter mit wichtiger Miene. „Ist es gehörig stilisiert und mit dem legitimen (sic!) Stempel versehen?" Aus dieser Wendung merkte ich wohl, daß ich es mit keinem höheren Beamten zu tun hatte und antwortete mit einiger Keckheit, daß ich soeben vom Herrn Ministerialrat Mozart käme, der

das Gesuch gelesen und mich beauftragt hätte, es im Einreichungsprotokolle abzugeben, und da werde es schon recht sein. „Hm! hm!“ darauf der Mann mit bedächtigem Kopfschütteln, „der Mozart schickt uns öfter Gesuche, die nicht in Ordnung sind. Übrigens“, fuhr er mit wohlwollendem Nicken fort, „können Sie mir das Gesuch geben, denn ich bin vom Einreichungsprotokoll.“ Und stolzen Ganges ging er weiter, während ich ihm bis zur Türe folgte, wo ich dann auch erfuhr, daß es der Amtsdiener war.

So wurde ich denn Lehramtskandidat für lombardisch-venetianische Gymnasien, erhielt das Stipendium und trieb fleißig germanische und klassische Philologie. Es liegt nicht in dem Zwecke dieser Aufzeichnungen, von meinem Wiener Universitätsleben zu berichten, doch eines Mannes unter meinen Lehrern muß ich trotzdem Erwähnung tun. Ich hatte den Lehrberuf mehr aus materiellen Gründen und ohne eigentliche Neigung ergriffen, was mir ihn aber in der Folge lieb und wert gewinnen ließ, war das leuchtende Vorbild des unvergeßlichen Dr. Hermann Bonitz, des großen Philologen und vielleicht noch größeren Lehrers. Nur wer das Glück hatte, zu seinen Schülern zu zählen, weiß, mit welch lebendiger Anschauung, mit welcher Fülle von Geist und Anregung er das scheinbar trockene philologische Studium zu durchgeistigen verstand, weiß, wie viele Stunden des Tages er außerhalb seiner Vorlesungen in liebevoller und aufopfernder Hingabe an seinen Beruf dazu verwendete, seinen Schülern auch einzeln näher zu treten und ihre Eigenart und ihre Neigungen auf den richtigen Weg zu lenken. Nicht das allein, was man bei ihm an stofflichem Inhalt lernte, war wichtig, sondern weit wichtiger noch die Methode, wie man lernen sollte, die Art und Weise, wie man den gewählten Beruf sich selbst zur Genugtuung und Freude, und Anderen zum Nutzen und Erfolg zu betreiben hatte. Er wußte daher

allen seinen Hörern ein so bestimmtes Gepräge zu geben, daß ich in späteren Jahren, als ich in amtlicher Eigenschaft die Mittelschulen zu besichtigen hatte, beim Unterrichte in den klassischen Sprachen sofort herausfand, daß ich im Lehrer einen Schüler des Prof. Bonitz vor mir hatte.

Auch das Italienische trieb ich eifrig, zuerst unter Dr. Bolza, der indes in seinem Unterrichte für uns Kandidaten öfter mehr auf seine eigene Selbstbefriedigung und Eitelkeit bedacht war, als auf unsere eigentlichen Bedürfnisse, später gründlicher und ernster unter der Leitung eines jungen Dozenten, des späteren Professors der romanischen Sprachen an der Wiener Universität, Hofrat Dr. Adolf Mussafia.

Nach drei Studienjahren an der Universität in Wien erhielt ich vom Ministerium die Weisung, mich zur Fortsetzung meiner Studien und zur Vervollkommnung meiner italienischen Sprachkenntnisse auf ein Jahr an die Universität in Padua zu begeben.

II.

So ging es denn im November des Jahres 1856 nach dem Süden mit wenig Gepäck und kleinem Reisevorrat, mit stiller Sehnsucht und doch mit banger Erwartung. Ich war 20 Jahre alt, und damals galt eine Reise nach Italien noch als ein wirkliches Ereignis, als ein Abschnitt im Leben. Da gab es noch keine Schnellzüge, die von allen Hauptstädten Europas direkt in verhältnismäßig kurzer Zeit nach der ewigen Roma führten, da war es nicht, wie heute, fast jedermann möglich, mit wenig Geld und Zeit eine Vergnügungstour nach Italien zu machen.

Wie im Traume fuhr ich von Wien über den Semmering und durch die herrlichen Alpenländer, wo die riesigen Berge

in noch nicht entweihter Großheit auf mich niederschauten. Erst die Kälte, die mit Eintritt des Abends sich auch im Waggon fühlbar machte, rief mich aus meinen Phantasien wieder zur Wirklichkeit zurück. Ich hatte nur ein leichtes Mäntelchen mit mir und wollte kaum dieses mitnehmen, so sonnenhell und sonnenwarm hatte ich mir in meinen Gedanken Italien ausgemalt. Als meine Nachbarin mich vor Kälte zittern sah, rückte sie mir nahe, weit näher als es durch die ziemlich bequemen Platzverhältnisse geboten war. Ich dankte ihr im Stillen für ihre warme Menschenfreundlichkeit, als der Kondukteur, ein junger, auffallend hübscher Mann, in den Wagen trat, und das Mädchen, das er zu kennen schien, lächelnd begrüßte, indem er ihr zugleich etwas in die Ohren flüsterte, worauf sie ihm ein wenig zögernd aus dem Wagen folgte und mir verlegen zuraunte: „Ich komme bald wieder!" Da saß ich nun wieder allein und fror. Nach ungefähr einer halben Stunde kam sie mit gerötetem Gesicht und etwas zerrauftem Haare auf ihren Platz zurück. Anfangs noch verlegen, wurde sie bald zutraulicher. Die Eisenbahn nach Triest war damals noch nicht völlig ausgebaut und für den Verkehr nur bis Laibach geöffnet. Da tat sie mir den Vorschlag, mit mir in Laibach in einem Hotel zu übernachten, und dann gemeinsam am nächsten Tage nach Triest zu reisen, da sie das gleiche Reiseziel hatte. Der Verdacht, daß ihr Verschwinden mit dem hübschen Kondukteur auf ein vielleicht verabredetes Stelldichein in irgend einem versperrten Waggon zurückzuführen sei — die Eisenbahnzüge der Südbahn waren damals nicht so überfüllt wie heutigen Tags — wurde mir zur Gewißheit, als sie mir im Lauf des Gespräches mit ziemlicher Unverfrorenheit zu erkennen gab, daß ihr Beruf — die schöne Sünde sei. In frischer Jugendzeit hat das Reisen noch an und für sich viel Poesie und braucht der Zugabe pikanter Abenteuer nicht, um voll genossen zu werden. Auch war in meiner Seele noch der

Zauber schöner Weiblichkeit unentweiht geblieben, weshalb ich ihr enttäuscht und ziemlich trocken erwiderte, daß ich am Bahnhofe in Laibach wahrscheinlich Freunde treffen werde, und noch nicht wisse, wo ich Quartier nehme. In Laibach stieg sie nach kurzem Gruße in einen Wagen und ließ sich in's Hotel führen, ich folgte bescheiden zu Fuß mit einem Kofferträger nach, der mich nach einem Gasthofe begleitete. Ob es derselbe war, in dem meine Nachbarin abstieg, weiß ich nicht, denn ich sah sie erst am folgenden Tage nachmittags wieder an der Abfahrtstelle der Diligence, die nach Triest fuhr, wo sie mit flüchtigem, etwas verlegenem Gruße in das Hintercoupé stieg, während ich im vordern Wagenraum Platz nahm. Wir saßen zu dritt mit einem etwas derb aussehenden Landgeistlichen, der tapfer rauchte, und einer ältlichen Frau. Und so fuhren wir denn von Nachmittag 4 Uhr die Nacht hindurch nach Triest. Als die eintretende Abendkälte uns nötigte, die Fenster zu schließen und der geistliche Herr weiter rauchte, fing die Frau zu husten an. Ich machte meinen Mitreisenden darauf aufmerksam, aber er warf nur einen gleichgiltigen Seitenblick auf die offenbar vom Tabakrauche belästigte Frau und meinte trocken: „**O patire o andar fuori!**“ (Entweder dulden, oder sich hinaussetzen). Zum Glücke schlief er bald darauf ein, und ich benutzte die Gelegenheit, den Wagen ein wenig zu lüften, was mir von der Frau, die nicht italienisch verstand, einige Dankesworte eintrug. Am Morgen, kurz vor Sonnenaufgang, bog der Wagen auf der Höhe von Opčina um den Obelisk und es öffnete sich dem staunenden Auge ein unvergleichliches und für jeden unvergeßliches Bild. Da lag der Golf von Triest in seiner ganzen Ausdehnung mit seinen Buchten und Bergeshöhen, der sich ganz gut an Reiz und Naturschönheit mit dem Golf von Neapel vergleichen läßt, rechts die blühenden Ufer, die sich von Miramare bis Duino und Grado erstrecken, links die Stadt und der Hafen mit dem

Leuchtturm und die langgestreckte Küste von Istrien mit d
hochgelegenen Kirche von Pirano und weiter wie durch Neb
schimmernd die schneebedeckten Krainer Alpen und dazwisch
sich weit nach Süden dehnend die große, unendliche in d
Strahlen der Morgensonne leuchtende und flimmernde Meere
fläche! Wer heute hinter Nabresina von der Eisenbahn a
mit sehnendem Auge nach dem Meere ausblickt, dem zeigt
sich nur stückweise — der ganze überwältigende Eindruck d
Triester Golfes bietet sich nur dem Reisenden dar, der i
von der steinigen Höhe des Karstes aus in seiner Ganzh
erschaut. Selbst der trockene Landgeistliche sah mit halbve
schlafenen Augen aus dem Wagen und verstieg sich zu d
Bemerkung: „Bello il mare!“

Dieselbe Nacht noch schiffte ich mich nach Venedig e
und man wird mir glauben, daß ich den größten Teil der Fah
auf dem Verdecke zubrachte, zwischen dem weiten Meer und de
großen Sternenhimmel. Es war ein herrlicher Morgen, a
wir nach Sonnenaufgang uns der alten Lagunenstadt näherte
Das Bild, wie die Königin der Adria allmählich wie ein schön
Traum aus dem Gewässer auftaucht mit der Piazzetta, d
Markussäule mit dem goldglänzenden geflügelten Löwen, m
dem Markusturme und Dogenpalast ist schon so oft beschrieb
worden und braucht meiner armen Feder nicht. Mir w
dieser Anblick einer der wenigen Momente, wo man im g
steigerten Gefühle des Daseins das viel gescholtene und v
verleumdete Leben aus heißer Seele segnet und dankbar a
Gottesgeschenk empfindet!

Ich hatte Eile an meinen Bestimmungsort zu gelang
und wollte daher mir nur den Markusplatz besehen und m
dem nächsten Zuge nach Padua reisen. Als ich auf der Pia
zetta gelandet war und eben mit einem Gondolier unterhande
wollte, der mich über den Canal grande nach dem Bahnh
führen sollte, nahm ein herkulisch gebauter Mann, der auf d

Riva stand, ohne viel zu fragen, meinen Koffer auf die Schulter und sagte zu mir: „Auf dem Wasser waren Sie lange genug, ich trage Ihnen den Koffer zur Bahn und Sie sehen dabei die Stadt.“ Ohne meine Zustimmung abzuwarten, ging er eiligst vorwärts, zuerst über den Markusplatz, dann aber durch ein Gewirre von dunklen Gassen und Brücken bald rechts, bald links. Hie und da blieb er auf einem Platze stehen, nannte mir flüchtig eine Kirche oder einen Palast und so kamen wir zum Bahnhofe, ohne daß ich etwas anderes von Venedig gesehen hatte, als die garstige Kehrseite. Und dabei mußte ich ihm mehr zahlen als mich die schöne Gondelfahrt durch den Canal grande gekostet haben würde!

Etwas unmutig darüber, fuhr ich dann über die große Lagunenbrücke, an den Ufern der Brenta entlang, meiner Bestimmung zu, durch lange weite Ebenen, inmitten einer reichen, fruchtbaren Kultur an Feldern und Weingärten vorbei, die überall mit Maulbeer- und Obstbäumen umsäumt waren und den Eindruck eines großen blühenden Gartens machten. Dazu eine Fülle von Licht und warmer wohltuender Herbstsonne! Der Eindruck der alten Universitätsstadt Padua war nicht eben günstig. Heute wohl führt vom Bahnhofe nach der Porta Codalunga eine schattige Allee, damals waren die zarten Baumpflanzen noch auf beiden Seiten durch Stöcke gestützt. Breite, große, wenig belebte Straßen und Plätze, daneben enge Gassen, meist auf beiden Seiten mit Lauben versehen, recht grau und mittelalterlich anzuschauen. Dabei fiel es mir auf, daß von allen Enden der Stadt, auch von den entfernten überall eine gemalte zeigende Hand mit der Aufschrift: „Al Santo“ die Richtung nach der Kirche des heiligen Antonius wies, als gäbe es hier nicht anderes zu schauen und zu suchen.

Mein Erstes war die Sorge nach einer Wohnung. In der Contrada S. Fermo fand ich auch bald ein hübsches Zimmer und eine freundliche Hausfrau um einen nicht zu hohen Preis.

Man rechnete damals im Venetianischen noch allgemein nach Silberzwanzigern (20 K. Konventions-Münze), Lire austriache oder auch Svansiche genannt. Papiergeld gab es im Verkehre nicht; dagegen Gold zu zwanzig Francs, auch in kleineren Münzen zu 10 und 5 Fr., Napoleondor's und im Volksmunde meist Marenghi genannt. Das Silber stand jedoch zu jener Zeit höher im Werte als Gold, und in den Wechselstuben mußte man für Silber sich einen Abstrich gefallen lassen und umgekehrt, so daß sparsame Beamte, die ihre Monatsgehalte in blankem Silber ausbezahlt bekamen, sich dies in Gold wechseln ließen, nicht bloß der Bequemlichkeit wegen, sondern hauptsächlich des kleinen Gewinnes wegen, den sie bei diesem Umwechseln hatten.

Das Zimmer war aufgenommen, aber bezahlen konnte ich es vorerst nicht. Meine geringe Barschaft war durch die Reise fast aufgezehrt, doch war mir laut Dekret mein Stipendium vom 1. November an der Staatskasse angewiesen, und es war bereits Mitte des Monats, als ich in Padua eintraf. Ich erklärte dies meiner freundlichen Hausfrau mit dem Bemerken, daß ich nach Behebung des Geldes ihr sofort die Miete bezahlen würde. Lächelnd erwiderte sie mir mit der mich überraschenden Äußerung, das mache ihr keine Sorge, denn dem Worte eines Deutschen dürfe man glauben! Ich eilte zur Kassa und zeigte mein Dekret vor — von einer Anweisung war noch keine Spur. Was nun beginnen? In einer fremden Stadt ohne Geld und dazu noch die Verpflichtung, das Vertrauen auf deutsches Wort zu rechtfertigen. Ich besaß ein Empfehlungsschreiben an den Professor der griechischen Philologie an der Universität in Padua, J. Fontzik, einen Polen, dessen Vorträge ich auch besuchen wollte, und beschloß es sofort abzugeben und dem Professor meine Lage zu eröffnen. Mit klopfendem Herzen eilte ich in seine Wohnung und klingelte an dem Haustore. In Padua bewohnte fast jede Familie ein

Haus für sich, und die Tore blieben, wenn es nicht öffentliche Gebäude waren, Tag und Nacht geschlossen. Wenn er nun nicht hier wäre? Die Vorlesungen waren noch nicht eröffnet. Wenn er sich noch auf dem Lande befände? Da öffnete sich von unsichtbarer Hand gezogen das Haustor, ich trat durch ein dunkles Vorhaus über einen Hof in eine Art Vorgebäude, das auf Säulen stand und aussah wie die Vorhalle eines antiken Tempels — die echte, stimmungsvolle Behausung eines klassischen Philologen. Da kam aus einer Seitentüre eine plumpe Dienstmagd mir entgegen, die ich nach dem Professor fragte. Ein Seufzer der Erleichterung hob meine Brust, als ich erfuhr, daß er zu Hause war. Nun bin ich, dachte ich bei mir, und der Ruf deutscher Ehrlichkeit gerettet!

Bald stand ich vor ihm in seinem mit Büchern reich ausgestatteten, im Übrigen sehr einfachen Arbeitszimmer. Eine hagere, mehr als mittelgroße Figur von freundlichem Wesen, aber etwas seltsam anzuschauen in seiner vernachlässigten Kleidung, mit seinem struppigen Schnurrbart und unrasiertem Kinn, seinen langen blonden, schon ein wenig grauen Haaren, die ihm hinter die Ohren gekämmt fast bis zu den Schultern herabhingen. Er galt als Original und sparsam bis zum Geize, und war wegen seiner strengen österreichischen Gesinnung bei seinen Kollegen, wie ich später merkte, wenig beliebt. Man nannte ihn „austriacante“, und manchmal auch mit dem minder ehrenvollen Namen „spia“, ein Schimpf, zu dem übrigens in jenen Tagen auch die ehrbarsten Männer leicht kommen konnten, wenn sie aus ihrer österreichischen Gesinnung kein Hehl machten. Auf seine Abstammung als Pole legte man kein Gewicht; alle nichtitalienischen Beamten, die damals im Venetianischen dienten, waren es nun Polen oder Tschechen — der letztern gab es besonders viele — oder anderer Nationalität galten für die Eingeborenen als „Österreicher“ oder „Deutsche“. Es fiel auch damals keinem Slaven ein, den

Italienern gegenüber gegen diese Benennung Einwand zu erheben oder im geselligen Verkehre mit Deutschen seine besondere Nationalität zu betonen, das „Österreichertum" war zu jener Zeit und im Feindeslande — denn als solches konnte man die lombardisch-venetianische Provinz schon damals ansehen — noch ein wirklicher und vollwertiger Begriff, dem sich jeder Einzelne als selbstverständlich unterordnete.

Ich übergab dem Professor meinen Empfehlungsbrief von einer im Unterrichtsministerium hoch geachteten Persönlichkeit, dem Referenten für die Realschulen, Ministerialrat Josef Tandler, einem Manne von hoher Geistesbildung und liebenswürdigem Wesen, der auch als Dichter (teilweise unter dem Pseudonym Florus Retland) in der österreichischen Literatur einen geachteten Namen besitzt und dessen reicher Bildung und väterlicher Freundschaft ich für viel geistige Anregung, und Förderung meiner Laufbahn zu unvergeßlichem Danke verpflichtet bin. Professor Foytzik hörte mich mit freundlicher Miene an, auch dann noch, als ich ihn von meiner augenblicklichen Geldverlegenheit in Kenntnis setzte. Er erklärte sich auch bereit, mir auszuhelfen, riet mir jedoch, nach Venedig zum betreffenden Statthaltereireferenten zu reisen und dort die Anweisung meines Stipendiums persönlich zu betreiben. Mittlerweile kam auch seine Frau in's Zimmer, ein noch junges, aber unschönes, schüchternes und scheues Wesen, die in Gegenwart des Mannes kaum zu atmen wagte, der sie, wie mir ihre Erscheinung glaublich machte, wohl nur ihrer nicht unbedeutenden Mitgift wegen geheiratet hatte. Während er sich entfernte, um mir Geld zu bringen, trat sie zögernd auf mich zu, strich mit ihrer Hand über meinen Rockärmel, als wollte sie sich versichern, ob ich von Fleisch und Blut sei, und flüsterte: „Wie jung, wie jung!" Sie verfiel später in Irrsinn.

Dem Rate des Professors zufolge begab ich mich am nächsten Tage nach Venedig und fand mich in der Statt-

halterei vor dem Stipendiumreferenten, einem wohlbeleibten, jovial aussehenden Manne, der den hübschen Namen **Carina** (Liebchen) führte, und mit einer Tasse Kaffee in der Hand mir freundlich entgegentrat. Als ich ihm mein Anliegen vortrug, meinte er lächelnd: „Natürlich! Selbstverständlich! Junge Leute brauchen Geld, besonders die Studenten!" Die Anweisung sei vom Ministerium schon herabgelangt und er werde unverzüglich das Weitere verfügen. Freilich! setzte er hinzu, indem er behaglich aus seiner Tasse schlürfte, er habe so viel zu tun, und könne nicht Alles so rasch erledigen. Indes trotz dieser Versicherung mußte ich noch einige Wochen auf die tatsächliche Anweisung bei der Paduaner Finanzkasse warten.

Diese kleinen Mißgeschicke hinderten mich aber nicht, die neue Welt, die mich umgab, mit dem Frohmut und staunenden Auge der Jugend zu betrachten und zu genießen. Das alte Padua, das ich von den Venezianern öfters als **brutta, ma cara vecchiona** (garstige, aber liebe Alte) bezeichnen hörte, wurde mir immer vertrauter und heimlicher. Das bewegliche, südliche Leben auf den Straßen und unter den Lauben, die Gewerbe und tausenderlei Beschäftigungen, die vor offenen Läden und unter freiem Himmel betrieben wurden, diese scheinbar so lebensfrohen Menschen, die das ausgenblickliche Dasein leicht und froh genossen — Alles erregte mein lebhaftes Interesse. Nie werde ich ferner eines Tages vergessen — es muß um den 20. November gewesen sein — wo ich außerhalb der Stadttore auf einem Hügel im Gras lag, vor mir die Stadt mit ihren Kirchen, Häusern und Türmen, die weite blühende Ebene, im Hintergrunde die duftigen Umrisse der blauen Euganeischen Hügel und ober mir der tiefdunkle, wolkenlose italienische Himmel, und ich in Gedanken nach der Heimat schweifte, wo um diese Zeit schon Baum und Feld kahl im Froste schauerten und vielleicht Schnee die Erde bedeckte, während ich da lag von sonnendurchleuchteter Luft umschmeichelt im won-

nigen Behagen an Licht und Sonne, die Alles überfluteten und selbst die Schatten noch wie durchsichtig erscheinen ließen. Ich begreife die Empfindung, die mich später, als ich nicht mehr in Italien lebte, jedesmal überkam, wenn ich aus dem Süden wieder nach dem Norden zurückkehrte, als seien Natur und Menschen, wie ich selbst, urplötzlich wieder alt geworden. „Benedetto il sole!“ Wie oft hört man das in Italien ausrufen, und wie lebhaft kann man es nachempfinden!

Doch neben diesen geistigen fröhnte ich auch nach Herzenslust andern leiblichen Genüssen: dem cafè nero, den man in der kleinsten Kaffeebude in vorzüglicher Beschaffenheit und um geringes Geld erhält, den süßen Kastanien und dem neuen Wein. Das ging so lauge, bis ich eines Morgens mit Indigestion, Fieber und Kopfschmerz erwachte, und nicht aufstehen konnte. Meine freundliche Hausfrau, die nach mir sah, sagte sofort: „Hier ist Öl von nöten“. Damit meinte sie natürlich Ricinus-Öl, dieses Universalmittel der häuslichen Heilkunde in Italien, das ich damals zum ersten Male an meinem Leibe erproben mußte, und das sogar im gesellschaftlichen Leben eine gewisse Rolle spielt. Denn wie oft vernahm ich bei Besuchen, daß Signor oder Signora nicht zu sprechen seien, weil sie Öl eingenommen, wie oft hörte ich später als Lehrer dieselbe Entschuldigung von Schülern wegen ihres Fernbleibens aus der Schule. Ricinus-Öl, und daneben Mandel-Öl als Panacee für jedes Halsübel von der Heiserkeit bis zur Bronchitis, nebenbei auch Cremor di tartara und Tamarinden waren die stäten Behelfe der häuslichen Heilmethode. Und wurde ein Arzt gerufen, dann kamen noch Blutegel oder der Aderlaß dazu. Ich habe eine schöne, noch jüngere Frau in Padua gekannt, die in kurzer Zeit bis zur Unkenntlichkeit herabkam. Sie litt an Migräne, und ließ sich bei jedem Anfall zur Ader, oft mehr als einmal im Monate. Heute sind allerdings die italienischen Ärzte anders geworden und die beliebte Lanzette

kommt nur in den seltensten Fällen zur Verwendung, zu meiner Zeit aber waren die Aderlässe noch in höchster Blüte. Ich selbst litt später als Professor manchmal an Schwindel, und als ich einmal einen Arzt rief, nahm er sofort einen Aderlaß an mir vor und gebärdete sich, als habe er mir das Leben gerettet. „Es war wirklich die höchste Zeit", beteuerte er.

Mittlerweile waren die Vorlesungen an der Universität in Gang gekommen, und die erste, der ich beiwohnte, war aus dem Griechischen bei Professor Fogtik, in einem kleinen Saal mit einem halbkreisförmigen mit Schiefern bedeckten Tische, der zugleich als Schreibtafel diente, und um den herum sich die ebenfalls halbkreisförmigen Bänke amphitheatralisch bis zur halben Höhe des Lehrzimmers reihten. So waren die meisten Hörsäle gestaltet, dabei ungeheizt und im Winter mitunter recht kalt; Professor und Schüler saßen in Mänteln und Überröcken, gewöhnlich auch mit dem Hute auf dem Kopfe. Professor Fogtik hatte die Gewohnheit, sich beim Niedersetzen die vor Kälte meist steifen Hände zu reiben und dann bald die rechte, bald die linke nach der Seite auszustrecken, wo immer einer der Hörer (wir waren im Ganzen 6) eine Tabakdose bereit hielt. „Gebt mir eine Prise", pflegte er zu sagen, das Frühstück der Kapuziner, die Armen, sie haben nichts Anderes!" Und auch während des Vortrags frühstückte er bald rechts, bald links aus den hingehaltenen Dosen der Hörer, eine eigene hielt er aus Sparsamkeit nicht. Über den Inhalt seiner Vorträge will ich nichts weiter bemerken; ich hatte in Wien fleißig Bonitz gehört, und stelle keine Vergleichung an. Doch war er immer warm bei der Sache und oft pathetisch. So beschrieb er uns einmal die Geographie von Attika und erwähnte, wie das Land so wasserarm war und die Bewohner keinen Tropfen Wasser hatten, in so kläglichem Tone, daß wir glaubten, er werde in Schluchzen ausbrechen. Er hielt viel auf Etymologie und das etymologische Wörterbuch von Doederlein galt

ihm hoch wie die Bibel; ja er verstieg sich einmal zur Bemerkung, Doederlein sei der Gott der Philologie. Wie Gott Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft kenne, so sei auch Doederlein mit Allem vertraut, was vor ihm in der philologischen Forschung geleistet worden sei, und was nach ihm noch geleistet werden könne.

Außer Griechisch besuchte ich noch die Vorlesungen aus Latein und Italienisch. Beide Lehrkanzeln versah ein Geistlicher, der Venezianer Canal; eine große mächtige Gestalt mit lang herabwallenden schon ergrauten Haaren, blitzenden dunklen Augen und scharf aber edel geschnittenen Zügen, dabei von weichen, liebenswürdigen, echt venetianischen Umgangsformen.

Er war ein geistvoller Mann von erstaunlicher philologischer und literarischer Gelehrsamkeit, aber in seinem Lehrvorgange verriet er nicht die leiseste Ahnung von den eigentlichen Bedürfnissen künftiger Gymnasiallehrer. Im Italienischen las er gerade über Dante, und es war ein Vergnügen, ihn mit seiner schönen klangvollen Stimme und mit fast theatralischem Pathos die mächtigen Terzinen der divina Commedia vortragen zu hören. Eingehend und von tiefer Sachkenntnis war auch sein Kommentar dazu. Im Latein lasen wir Livius, und da ich die Weidmann'sche Ausgabe mit den Erklärungen von Weißenborn vor mir hatte, so bat er mich öfter, dieselben zu verdolmetschen, um dann seine eigene Meinungen darüber bald in zustimmender, bald in ablehnender Weise auszusprechen. Regelmäßiger und zielbewußter Unterricht war eben seine Sache nicht, er prunkte gerne mit seinem reichen Wissen. So ersuchte er mich eines Tages, den Finger auf den Text von Livius zu legen; er wollte über das Wort, worauf mein Finger zeigte, einen Vortrag halten. Wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, so war es das Wort „virtus“, und darüber improvisierte er einen viertelstündigen Vortrag zunächst über die etymologische und grammatische Bedeutung des Ausdruckes und

knüpfte daran allerlei ziemlich ungezwungene Beziehungen zum antiken Leben, Wissen und Brauch. Da wir nur wenige Hörer waren, vertrug der Unterricht diesen mehr familiären Vorgang. Im Übrigen danke ich dem Verkehre mit Professor Canal auch außerhab der Universität viel Anregung und geistigen Gewinn. Ich pflegte längere Zeit hindurch fast täglich mit ihm in einem Bierlokale in der **Strada Maggiore** zusammenzutreffen, wo er meist allein, seltener in Gesellschaft, zwischen 7—8 Uhr abends sein Glas Gerstensaft zu nehmen pflegte, und habe selten mehr im Leben am Biertische so geistreich und gelehrt reden gehört, wie hier. Man erzählte, daß er in seiner Jugend aus unglücklicher Liebe den geistlichen Stand ergriffen habe, und tatsächlich hörte ich, wenn er manchmal in größerer Gesellschaft stille vor sich hinblickte, ihn leise und wie selbstvergessen die Verse vor sich hinmurmeln:

L' amor dei miei prim' anni
Sarà sempre il mio amor*).

Er besaß ein kleines Haus in Crespano, wo er die Ferien zuzubringen pflegte und gelegentlich eines Ausfluges nach dem reizend gelegenen Städtchen Bassano besuchte ich ihn dort und fuhr mit ihm nach Possagno, dem Geburtsorte Canova's, wo wir im Hause von dessen Bruder, einem Geistlichen, der den Titel eines Bischofs von Minda führte, gastliche Aufnahme fanden. Dort hatte ich auch Muße, zahlreiche Abgüsse und Modelle von Canova's Werken, die im verkleinerten Maßstabe im Hause fast vollständig zu einer Sammlung vereinigt waren, zu bewundern, und auch die von ihm selbst erbaute Kirche, einen Kuppelbau nach Art des Pantheons, wo er begraben liegt, zu besichtigen. Den Rückweg von Possagno nach Bassano (za. 20 km) legte ich zu Fuß zurück, und dies wurde von

*) Die Liebe meiner jungen Jahre wird immer meine Liebe sein.

meinen Studiengenossen in Padua als eine erstaunliche touristische Leistung bewundert.

Die beiden genannten Professoren Fontzik und Canal waren übrigens die einzigen, deren Vorträge ich besuchte. Es gab übrigens damals im Lehrkörper der Universität manche bekannte, ja berühmte Professoren, besonders an der mathematischen Fakultät (eine Art mit der Universität vereinigte technische Hochschule), Männer von großem wissenschaftlichen Rufe, wie Minich, Turazza, Bellavitis u. a. Daneben auch allerlei originelle und kaum anderswo vorkommende Typen. So z. B. der greise Professor der Physik, Zantedeschi, der völlig erblindet noch immer seine Vorträge hielt und als einziger nach alter herkömmlicher Sitte den Hörsaal nur in der Toga und mit dem seidenen Barett auf dem Haupte betrat. Dieser war allerdings oft nur mit sehr wenigen Hörern besetzt, darunter auch solchen aus anderen Fakultäten, die nur aus Neugier kamen. Es war halb komisch, halb rührend, wenn seine erloschenen Augen sich bald nach rechts, bald nach links bewegten und er die leeren Bänke mit der Ansprache: „Meine Herren" apostrophierte. Sein Assistent pflegte, um den alten Herrn nicht zu verstimmen, ihm die Zahl seiner Zuhörer zu verschweigen. Er hatte eine lebhafte, fast dramatische Vortragsweise und liebte es, von sich selbst in der dritten Person zu sprechen. Wenn er z. B. irgend eine Theorie oder gangbare Hypothese aus der Physik erklärte, dann machte er gern eine Pause und fuhr dann fort: „Hören wir nun, wie sich Zantedeschi zu dieser Annahme verhält. Zantedeschi teilt sie nicht, im Gegenteile, er erklärt sie für falsch" u. s. w. Sein Name hatte in der Wissenschaft einen guten Klang und er konnte sich bis kurz vor seinem Tode nicht von seiner lehrämtlichen Tätigkeit trennen. Es gab auch damals noch kein Gesetz, das die Altersgrenze für die Ausübung des Lehramtes mit dem 70. Lebensjahre feststellte.

Eines anderen Professors erinnere ich mich noch weiters, eines Geistlichen von feinen, weltmännischen Formen, mit weißen Locken und immer lächelndem Gesichte. Seine Vorlesungen — er lehrte Geschichte — waren gerne besucht, weniger ihres wissenschaftlichen Gehaltes, als der eleganten und schönen Sprache wegen. Als geistreicher Causeur und witziger Kopf war er besonders in den höheren Gesellschaftskreisen sehr beliebt, wenn auch sein Witz für prüde Ohren manchmal etwas anstößig klang. Ein solches Witzwort wurde mir erzählt. Auf der Eisenbahnstrecke zwischen Padua und Venedig liegt die Station Dolo ungefähr in der Mitte des Weges. Eine Dame aus der Aristokratie, die im Winter meist in Venedig und einen Teil des Sommers in ihrer in der nahen Umgebung von Padua gelegenen Villa zuzubringen pflegte, äußerte einmal, daß sie mit einem Fuße in Venedig und mit dem andern in Padua lebte. „Ach, schöne Dame", meinte Prof. Menin lächelnd, „warum kann ich in diesem Falle nicht in Dolo sein?"

Das Leben und Treiben der Paduaner Studenten habe ich nur mehr von der äußeren Seite kennen gelernt. Denn regeren Verkehr hielt ich nur mit meinen engeren Berufsgenossen, die die gleichen Vorlesungen besuchten, und deren war kaum ein halbes Dutzend, darunter zwei Geistliche. Sie waren auch mit ihren Studien beschäftigt und führten ein sehr zurückgezogenes Leben. Von ihnen abgesehen pflegte ich Umgang mit einigen Triestinern, die etwas mehr Internationales an sich hatten, und mit zwei Rechtshörern, Söhnen angesehener Patrizierfamilien aus Bassano, die mir mit der die Einwohner von Bassano im allgemeinen auszeichnenden Höflichkeit entgegenkamen. Sie hießen Bonauguro und Tatara und hatten mir auch gelegentlich meines vorher erwähnten Ausflugs nach Bassano manche Aufmerksamkeit bezeugt. Es war damals trotz der Leichtigkeit, mit der Jugend und Studiengemeinschaft

sich sonst ohne Rücksicht auf Nationalität und Lebensstellung aneinander zu schließen pflegen, für einen Deutschen schwer, in italienischen Studentenkreisen heimisch zu werden, besonders für mich, der ich mich auch öfter in Gesellschaft von deutschen Beamten und Offizieren sehen ließ. Das allein schon erregte Mißtrauen und Zurückhaltung.

Da die Universität in Padua stark besucht war, so ist es selbstverständlich, daß die Anwesenheit und Abwesenheit der Studenten sich in dem Straßenleben, in den Gast- und Kaffeehäusern und in der äußeren Physiognomie der Stadt sehr fühlbar machte; aber einen wirklichen und bestimmenden Einfluß auf die gesellschaftlichen Verhältnisse übten sie nicht aus und gaben dem sonstigen Leben und Treiben des Ortes keine unverkennbare Farbe. Es fehlte zunächst das eigenartige Gepräge, das Korps und Fechtboden, Burschenschaften und Kneipe den deutschen Universitätsstädten aufzudrücken pflegten. Das war allerdings auch den deutschen Hochschulen in Österreich zu jener Zeit fremd und verpönt, doch, wenn dies auch nicht der Fall gewesen wäre, so würde es doch dem Wesen des italienischen Studenten ferne gelegen haben. Der italienische Student ist — und man darf darin einen Vorzug erblicken — von Haus aus mäßig, wie das ganze Volk, das Kneipen in unserem Sinne entspricht nicht seinen Lebensgewohnheiten, er verbringt die Abende nur ausnahmsweise und bei besonderen Gelegenheiten in Gast- oder Bierlokalen, sondern gewöhnlich im Kaffeehause. Hier ist sein Versammlungsort und es gab in Padua Kaffeehäuser, wie z. B. das in der Nähe der Universität gelegene Cafè delle Poste, die fast ausschließlich von Studenten besucht waren. Da gab es nun freilich viel Lärmen, lebhafte Dispute und heftiges Gestikulieren — doch all das spielte sich vor einer Tasse Kaffee, vor einer Limonade und anderen harmlosen Getränken ab. Man sah auch an Sommerabenden Gruppen von Studenten lärmend und singend

durch die Straßen und Plätze ziehen, aber das taten andere junge Leute verschiedenen Standes, junge Handwerker und Gesellen in gleicher Weise. Man nannte diese letzteren paci, und zwischen ihnen und den Studenten gab es öfter Streit und Konflikte, die mitunter blutig und mit Messerstichen endigten. Eine eigene Art von Studenten bildeten die sogenannten Pedrocchini. Das waren die Stutzer unter ihnen, die sich sehr elegant kleideten und sich mehr in den Familien und Gesellschaften bewegten. Sie mieden die von den Studenten sonst gesuchten Lokale und Kaffeehäuser und besuchten ausschließlich das Cafè Pedrocchi, daher der Name. Unter der Masse der übrigen Studenten waren sie nicht besonders beliebt und mußten sich manchen Spott und Hänselei gefallen lassen.

Das Endziel, worauf jeder Student mit mehr oder weniger Fleiß losarbeitete, war das Doktorat. Neben juridischen und philosophischen Doktoren gab es an der Paduaner Universität auch solche in der Mathematik, die den anderen Hochschulen in Österreich fremd waren, und der Titel Dottore in matematica war der Abschluß des Studiums an der sogenannten mathematischen Fakultät für technische Wissenschaften. Die Promovierung fand stets mit viel Gepränge und Feierlichkeit statt. Kandidat und Professoren erschienen dabei in der Toga und mit Barett auf dem Kopfe, Thesen wurden gegeben und feierlich disputiert, dem Promovierten wurde ein Ring an den Finger gesteckt und ein Lorbeerkranz über dem Haupte gehalten, der Promotor küßte den Kandidaten mit der Formel: „Osculum tibi do, quod est signum pacis atque concordiae!“ Dazu Fanfarenklänge und Posaunentöne! In allen Kaffee- und Gasthäusern, wo Studenten verkehrten, lagen auf den Tischen die herkömmlichen gedruckten Sonnette zur Feier des Promovierten, ebenso las man sie in Fenstern von Kaufläden und Buchhandlunzen. Dann folgte der übliche

Doktorschmaus, wobei niemals die öffentlichen Ausrufer fehlten, die ebenfalls unter Trompetenstößen das Lob des Promovierten auf den Straßen vor dem Versammlungslokale ausschrien.

Einen besonderen Einfluß übten die Studenten im Theater aus, wo sie meist in großer Anzahl das Stehparterre füllten und über Erfolg und Mißerfolg entschieden. Sie hatten eigene und sehr billige Eintrittspreise und Impresario sowie Sänger und Schauspieler mußten mit ihnen rechnen. Ein Theaterskandal ist mir noch erinnerlich, der sich während meines Studienjahres in Padua abspielte. Man gab eine Oper von Verdi und der Bariton, der darin auftrat, war den Studenten mißliebig. Aus welchen Gründen, weiß ich nicht, denn mir selbst schien er, obwohl er gerade kein hervorragender Sänger war, für die Qualität des Theaters und für die Saison ausreichend. So oft er auftrat, wurde er mit Zischen, Johlen und Stampfen begleitet, so daß er nur mit Mühe seine Partie zu Ende singen konnte. Wer italienisches Publikum aus Erfahrung kennt, weiß, mit welch lebhafter und lärmender Art es seinen Lieblingen dankbar Beifall klatscht, aber auch mit welcher Rücksichtslosigkeit, man könnte manchmal sagen, mit welch ungezügelter Roheit es sein Mißfallen zu äußern pflegt. Der Impresario, dem vielleicht nicht ohne Grund diese stürmische Ablehnung ungerecht schien, wendete sich an die Polizei um Abhilfe. Wirklich war bald darauf an der Universität ein Plakat angeschlagen, worin die Studenten aufgefordert wurden, sich im Theater jeder lärmenden und den regelmäßigen Lauf der Vorstellung störenden Äußerung des Mißfallens zu enthalten. Unter Kopfschütteln und Lauten des Unwillens wurde die Aufforderung von der Jugend gelesen und man gab sich das Wort, am nächsten Abende mit irgend einem lärmenden Gegenstande in der Tasche sich im Theater einzufinden. Namentlich wurden in den Spielwarenhandlungen

viele von jenen kleinen Tierfiguren auf Blasbälgen eingekauft, die Figuren selbst meistens abgebrochen, um sie leichter und unmerkbarer in die Tasche zu stecken. Der mißliebige Bariton trat auf, man pfiff, johlte und stampfte nicht mehr: aber aus den Tiefen der Rocktaschen entquoll ein Quietschen, ein Surren und Schnarren, ein Orchester von so seltsamen und ungewohnten Lauten, daß selbst jene ernsten Zuhörer, die mit größtem Unwillen die frühere Störung der Vorstellung aufgenommen hatten, sich des Lachens nicht erwehren konnten. Der dienstthabende Polizeibeamte erhob sich mit finsterem Gesichte von seinem Sitze, trat unter die Studenten und erinnerte sie daran, daß Pfeifen, Johlen und lärmende Äußerung bei Strafe der Arretierung verboten seien. Mit der unschuldigsten Miene von der Welt gab man ihm zur Antwort, daß niemand lache und johle, und daß man nicht wisse, woher der Lärm komme. Und in der Verblüffung über die unerklärliche Katzenmusik, die ohne äußerlich sichtbare Instrumente laut wurde, verfiel man nicht sogleich auf den nahe liegenden wirklichen Sachverhalt. Die Studenten aber hatten ihren Willen durchgesetzt, denn am nächsten Tage las man auf dem Theaterzettel eine Mitteilung des Impresario, daß der berühmte Bariton N. N. von Mailand verschrieben sei und das Publikum bis zu dessen Eintreffen um Nachsicht für den gegenwärtigen Sänger gebeten werde. Die Studenten hielten sich auch an den nächsten Abenden ruhig und der unglückselige Bariton konnte ohne Lärm und Hindernis seine Partie zu Ende singen. Dagegen wurde sein Nachfolger, der mir, offen gesagt, nicht viel besser schien, sowohl beim Erscheinen als auch nach jeder Arie demonstrativ bejubelt.

Es ist erklärlich, daß es für einen Theaterunternehmer keine leichte Aufgabe war, mit solchen Ausbrüchen jugendlichen Übermuts fertig zu werden; indes konnte sich damals die Freiheit der Bewegung und Willensäußerung, die im sonstigen

öffentlichen Leben durch ziemlich strenges Polizeiregime beengt war, wenigstens im Theater noch ziemlich ungehemmt entfalten und man nützte diese Gelegenheit auch nach Möglichkeit aus.

III.

Ich hatte mittlerweile mein Zimmer in der Contrada S. Fermo und meine freundliche Hausfrau verlassen, nicht nur, weil es für meine Verhältnisse etwas zu teuer war, sondern noch mehr, weil es wenig Sonne hatte und ich beim Eintritte der kälteren Jahreszeit darin ziemlich fror. Ich fand auch bald auf der Riva S. Giovanni ein erträglich hübsches, sonniges Zimmer mit freierer Aussicht, eigentlich zwei Zimmer, denn nebenan war noch, durch eine Tür getrennt, ein länglicher, schmaler Raum, worin ein Waschbecken und noch ein anderes Utensil stand, das man anderswo gerne außer den bewohnten Zimmern zu haben pflegt, das aber in Padua sowohl als in anderen Städten Venetiens mit wenigen Ausnahmen mehr oder minder verkleidet sich in jedem Mietzimmer befindet. Für beide Räumlichkeiten zahlte ich 5 fl. monatlich. Die Vermieterin war eine noch ziemlich junge, nicht übel aussehende Frau mit ungepflegtem Haar und meist ziemlich achtlos und leicht bekleidet, die allein mit einem kleinen Kinde und einer alten Magd im Hause wohnte. Als ich nach meinem Einzuge mich in meiner neuen Behausung umsah, fiel mir auf der Kommode eine kleine Nippsache auf, eine liegende nackte Frauenfigur aus Marmor darstellend, kein Kunstwerk, aber in sehr herausfordernder Stellung. Desgleichen wunderte ich mich, als ich am ersten Abende ziemlich spät nach Hause kam, daß mich die Hausfrau selbst in etwas gewagtem Nachtkostüme mit dem Lichte über die Treppe in mein Zimmer

begleitete und an der Tür stehen bleibend mich mit lächelndem Munde fragte, ob ich noch etwas wünschte. Ich dankte nichts ahnend und sagte ihr gute Nacht. Das Reinigen der Kleider und des Schuhwerks wurde in Padua nur selten vom Hause selbst besorgt; es gab eigene Stiefelputzer, lustrini genannt, die von Haus zu Haus für ein geringes Entgelt diese Dienste leisteten. So trat denn auch am nächsten Morgen, als ich kaum erwacht war, ein solches Individuum vor mein Bett mit dem Mantel um die Schulter geworfen, den Hut schief auf dem Kopf in echt italienischer Pose, zu der nur sein breites Gesicht und seine Stumpfnase nicht ganz passen wollten, und stammelte einen Satz, der graphisch ausgedrückt ungefähr so lautete: „Mio fodere ise Deutschi!“ Noch halb schlaftrunken, verstand ich sein Kauderwelsch nicht, auch dann noch nicht, als er den Satz mit noch größerem Nachdruck wiederholte. Erst als er sich im Paduaner Italienisch ausgedrückt hatte, begriff ich, daß er mir in meiner Muttersprache mitteilen wollte, daß sein Vater ein Deutscher sei. Dieser hatte nämlich als österreichischer Soldat im Venetianischen gedient, dort nach Ablauf seiner Dienstzeit eine Eingeborne geheiratet und sich dann als Flickschuster in Padua niedergelassen. Und mein Stiefelputzer war ein Sprößling dieser Ehe. Da ich voraussetzen durfte, daß er im Hause bekannt sei, so fragte ich ihn mit Rücksicht auf die Vorkommnisse des gestrigen Abends, wer denn meine Zimmerfrau eigentlich wäre. Er verzog sein Gesicht zu einem grinsenden Lächeln und meinte, das werde ich wohl wissen. Und auf meine Behauptung, daß dies nicht der Fall sei, antwortete er mit pfiffiger Grimasse, sie wäre eine —, dabei nannte er ein häßliches italienisches Wort, das ein alleinstehendes Frauenzimmer bedeutet, das abwechselnd Herrenbesuche annimmt. Diese Beschäftigung meiner Zimmerfrau war mir allerdings nicht sehr gelegen — indes mir gefiel das Zimmer und da die Frau selbst gar nicht nach meinem

Geschmack war, so bot das Verbleiben in der Wohnung keinerlei Gefahr für mich und es störte mich auch weiter nicht, daß ich öfter Männerstimmen im Hause hörte. Überdies war ich sehr aufmerksam bedient, wenn auch diese Aufmerksamkeit mir einmal hätte verhängnisvoll werden können.

Die Wohnung nämlich war bei sonnigen Tagen sehr warm und behaglich, aber bei trübem Wetter und des Nachts mitunter recht kalt, und da ich die Abende nach Sonnenuntergang durch einige Stunden täglich zu studieren liebte, so litt ich dabei an Kälte und konnte mit steifen Fingern nur mühselig schreiben und Notizen machen. Ein Ofen ließ sich im Zimmer nicht anbringen und ich klagte der Zimmerfrau mein Leid, die lächelnd meinte, daß sich dem leicht abhelfen ließe. Als ich am Abende nach Hause kam, fand ich das Gemach angenehm erwärmt. Unmittelbar neben meinem Arbeitstische stand auf einem hohen Gestelle ein Becken aus Ton mit glühenden Holzkohlen. Ich arbeitete nun recht behaglich warm einige Stunden, ging dann zum Nachtessen fort, und als ich ziemlich spät wiederkehrte, war es noch recht warm und frische Glut im Becken. Nur der Geruch störte mich ein wenig. Zu Bette gegangen, verfiel ich bald in einen dumpfen Schlaf, aus dem ich nach einiger Zeit mit Kopfschmerz, Angstgefühl und schwerem Druck auf der Brust erwachte. Wie ein Blitz fuhr es durch mein Gehirn, daß es die Wirkung des ungewohnten Heizmittels sein könnte. Ich wollte mich erheben, aber ich vermochte es nicht, es war, als ob mich jemand mit den Händen auf meiner Brust im Bette festhielte. Endlich nach gräßlicher Angst und verzweifelten Anstrengungen gelang es mir, mich zu erheben, fast besinnungslos taumelte ich in der Dunkelheit zum Fenster und riß den Laden auf. Die kalte Nachtluft strömte mir entgegen, ich sah am Firmament die Sterne glänzen und mir ward bald leichter, so daß ich Licht machen konnte. Da warf ich das ganze Becken wie es war

(man nennt es scaldino) auf die Gasse hinaus und verbrachte den Rest der Nacht bei offenem Fenster halb betäubt und in unruhigem Schlummer.

Als ich am nächsten Morgen mit noch recht dumpfem Kopfe an der Küchentür vorüberging, kam mir schon die Hausfrau entgegen, die die Scherben des Wärmbeckens auf der Gasse liegen gesehen hatte, und fragte mich was geschehen sei. Ich erzählte das Unheil dieser Nacht, und sie meinte nur darauf: „Wie schade um den schönen Scaldino, er war ganz neu! Uns macht der Geruch nichts, da wir daran gewöhnt sind.“ Ich verzichtete nun auf weitere Heizversuche und es blieb mir nichts übrig, als an den Tagen, wo keine Vorlesungen an der Universität waren, bis zur Essenszeit im Bett liegend zu studieren und abends, wenn ich zu Hause arbeitete, mir die Füße in eine dicke Kotze zu hüllen und warme Handschuhe anzuziehen. Oft indes zwangen mich kältere Tage, die Abende im Kaffeehause oder — im Telegraphenamte zuzubringen. Dort war nämlich ein Neffe des Professors Foyczik als Beamter angestellt, ein guter und munterer junger Mann, der seinen Namen aber deutsch mit „Foitschek“ schrieb, und mit dem ich mich bald befreundet hatte. So oft er im Amte Nachtdienst hatte, leistete ich ihm in dem wohlerwärmten Amtszimmer einige Stunden Gesellschaft und ließ mir durch den Diener mein bescheidenes Nachtmahl aus dem nächstgelegenen Gasthause Zangrossi holen, wo ich auch, wie viele andere Studenten zu Mittag aß, gut und reichlich und dafür — den Wein mitinbegriffen — selten mehr als einen Silberzwanziger (nach unserem heutigen Gelde 70 h) verausgabte.

An freien Nachmittagen wanderte ich gerne allein oder mit Kollegen nach der Gasanstalt, die außerhalb der Porta Codalunga auf dem Festungswalle lag, der wie eine breite Straße sich rings um die Stadt zog und strada di circonvallazione hieß. Der Leiter der Gasanstalt war ein Engländer, der

auch Bier nach heimischer Art braute, ein starkes Getränk, das mir sehr mundete, manchmal auch zu gut, so daß ich einmal infolge zu reichlichen Genusses Üblichkeit empfand. Der Engländer bemerkte es und meinte, er werde dem bald abhelfen. Er brachte mir in einem kleinen Glase eine braune, dickflüssige, syrupartige Flüssigkeit, die nicht schlecht mundete. Wie ich sie hinuntergeschluckt hatte, bekam ich das Gefühl, als hätte ich Blei in den Magen gegossen, so schwer dünkte sie mich. Aber der Druck verschwand bald, und mit ihm auch das Übelbefinden. Ein erprobtes Mittel gegen Katzenjammer, das ich sonst nirgends wieder gefunden habe, und das ich jedermann empfehlen kann. Es war eine Art Bierextrakt.

Unter den vielen Eindrücken, die ich während meines ersten Aufenthaltes in Padua hatte, steht lebhaft ein Besuch des Erzherzogs Max, damals Gouverneur des lombardo-venetianischen Königreiches, in meiner Erinnerung. Er kam nach Padua und besuchte auch die Universität. In einem der Säulengänge sah ich ihn an mir vorübergehen, am Arme seine jung angetraute Gattin führend, Prinzessin Charlotte von Belgien, beide strahlend von Jugend und Glück. Wer hätte damals die spätern Ereignisse und das furchtbare Schicksal voraussehen können, das sie beide betroffen hat!

Lebendig ist mir auch die Erinnerung an das große Volksfest, das am 13. Juni jeden Jahres zu Ehren des heiligen Anton von Padua gefeiert wird. Bis zum Jahre 1859 wurde es noch mit aller gewohnten Festlichkeit begangen, später mit Rücksicht auf die politischen Verhältnisse in bedeutend eingeschränktem Maße. Nicht nur war die ganze einheimische Bevölkerung von Padua in diesen Tagen auf den Beinen, sondern auch aus der Umgebung von nah und fern strömten Tausende von Menschen zu dem weitberühmten Feste. Am Tage selbst und zwar in den Nachmittagsstunden fand die große Prozession statt, die übrigens nur allen derartigen

Umzügen in den südlichen Ländern glich: halb nackte Kinder mit Lammfell bekleidet, weiß gekleidete Mädchen, die Blumen streuen, unzählige Brüderschaften und Korporationen mit Fahnen, Heiligenbildern und zur Schau getragenen Reliquien, eine große Menge hoher und niederer Geistlichkeit und eine unabsehbare Menschenmasse, die sich an dem Umzuge beteiligte oder dichtgedrängt in den Straßen stand, wobei das weibliche Geschlecht das überwiegende war. Ich stand in dichtem Gedränge in der Contrada S. Antonio, neben mir eine alte Frau, die mit gefalteten Händen andächtig den Zug verfolgte. Eine Frage, die ich wegen einer eben vorübergehenden Reliquie stellte, brachte mich bald mit ihr ins Gespräch und sie zeigte sich mir bereitwillig als eine in kirchlichen Bräuchen wohl erfahrene und auf den Nationalheiligen stolze Frau. Der heilige Antonius, erzählte sie mir unter Anderem, wirke noch täglich dreizehn Wunder. Da ich sie lächelnd fragte, wer sie denn eigentlich gezählt habe, wurde sie unwirsch und meinte, daß die jungen Leute von heute keinen Glauben mehr hätten. Ich beruhigte sie jedoch bald mit der Erklärung, daß ich ein Fremder sei und von der Lebensgeschichte und den Wundern des heiligen Antonius nicht viel wisse. Da wurde sie erst recht gesprächig und erzählte mir ein ganz eigenartiges Wunder, wie der Heilige einmal auf dem Wege nach seinem Kloster gewesen wäre, in dessen Nähe eben ein Schindeldecker durch Unvorsichtigkeit vom Dache fiel und in seiner Todesangst den Heiligen um Hilfe rief. Dieser aber durfte ohne Erlaubnis seines Obern keine Wunder wirken und begab sich eiligst in's Kloster um die Erlaubnis einzuholen. Dieweilen aber blieb der Dachdecker ruhig und ungefährdet in der Luft schweben, und fiel erst, als S. Antonius mit der Erlaubnis zurückkehrte, sanft und ohne Schaden zu nehmen, auf die Erde. Die Vorstellung des fallenden Handwerkers, der wie im weichem Bette in der Luft liegend auf seine Errettung vom sicheren Tode warten

mußte, erregte mein Lachen, worauf sie mir unwillig mit der Bemerkung den Rücken wendete, daß Gott mich für meinen Unglauben noch gewiß strafen werde.

Am nächsten Tage fanden dann im Prato della Valle (jetzt piazza Vittorio Emanuele) unter großem Zulauf der Menschen die beliebten Wettrennen statt, zuerst auf kleinen zweirädrigen, mit nur einem Sitzplatze versehenen Wagen, sediole genannt, dann mit Reitern und zuletzt mit ebenfalls nur zweirädrigen, nach hinten zu offenen Wagen, den sogenannten bighe, worauf die Lenker in altrömische Tracht gekleidet, stehend die Pferde leiteten.

Auch einem anderen beliebten Volksfeste, der Tombola, habe ich auf demselben Platze beigewohnt, ein Schauspiel, das durch die dichten, buntgekleideten Menschenmassen und die südliche Lebendigkeit, womit die Teilnehmer die einzelnen Phasen des Spieles begleiteten, ungemein interessant ist. Ich hatte mir auch eine Tombolakarte gelöst und saß in einer der vielen Reihen von Sesseln, die rings um den mit Bäumen und Statuen besetzten Mittelpunkt des Platzes, der von einem Kanale umflossen, eine Art Insel bildet, in großer Anzahl aufgestellt waren, neben mir ein hübsches Mädchen, das mir bereits in einem Laden der Piazza d' Erbe (Gemüseplatz), wo Butter, Käse und andere Viktualien verkauft werden, beim Vorübergehen aufgefallen war. Mit großer Aufregung verfolgte sie die Ziehung, und seufzte jedesmal auf, wenn eine Nummer genannt wurde, die auf ihrem Blatte nicht verzeichnet war. Die zweite Quinterne war schon gewonnen und es blieb als Gewinn nur noch die Tombola selbst übrig mit dem Preise von 100 Lire. Ich schien mehr vom Glücke begünstigt, als meine Nachbarin, nur eine Ziffer war auf meinem Blatte noch unbedeckt, während das ihre noch einige Lücken aufwies. Mit scheuem Blick und fast neidisch sah sie auf meine Karte und flüsterte der neben ihr sitzenden Freundin zu: „Dem Herrn

neben uns fehlt nur eine Nummer!" Lächelnd bot ich ihr mein Blatt zum Tausche gegen das ihrige an. Sie sah mich erstaunt, fast ungläubig an und meinte, das dürfe sie nicht annehmen. „Nimm es doch!" raunte ihr die Freundin zu, „solch ein unerwarteter Zufall bringt oft Glück". Zögernd nahm sie nun mein Blatt entgegen und folgte bleich und fiebernd vor Anfregung der weitern Ziehung. Eine Nummer! Alles stumm! Noch eine, wiederum Stille! Bei der dritten Nummer endlich, die leider nicht die ihrige war, erscholl auf einmal der Freudenruf: Tombola! von anderer Seite, die ganze Menge erhob sich lärmend, schreiend und pfeifend und sah nach dem Glücklichen, der zur Tribüne eilte. Seufzend stand meine hübsche Nachbarin auf, und meinte, indem sie mir schüchtern die Hand reichte: „Ich habe nun einmal kein Glück!" Und so hatte meine großmütige Anwandlung leider für mich keinen andern Gewinn, als einen freundlichen Gruß, den mir die Verkäuferin zunickte, wenn ich manchmal an ihrem Laden vorbeikam.

Eines Vorfalls muß ich noch erwähnen, aus dem ich entnehmen konnte, daß die Paduaner Studenten, wenn sie nicht selbst ansäßigen Familien angehörten oder zu den früher genannten „Pedrocchini" zählten, nicht leicht, namentlich in den höheren Gesellschaftskreisen, Verkehr fanden. Ich hatte von befreundeter Seite aus Wien ein Empfehlungsschreiben mitbekommen, das mir in einem gräflichen Hause Zutritt verschaffen sollte. Eines Tages nun läutete ich an dem Portal des betreffenden Palais. Ein Diener trat mir in der breiten Vorhalle entgegen, und fragte nach meinem Begehr. „Ich sei Universitätshörer nnd hätte ein Schreiben an den Herrn Grafen abzugeben." Der Bediente musterte mich darauf vom Kopfe bis zum Fuße und erwiderte, daß er nicht wisse, ob sein Gebieter mich empfangen könne. Er werde mich melden und ich möge nur warten. „Hier?", fragte ich erstaunt, indem ich

mich in der großen kalten Vorhalle umsah. Da meinte der Diener, ich könnte auch in der Küche warten, dort sei es wärmer, und schritt mir in den stattlichen Küchenraum voran, wo ein Koch und ein oder zwei Frauenspersonen in allerlei Hantierungen vor dem Herde beschäftigt waren. Nach einer Weile erschien der Graf selbst in Paletot und mit dem Hute auf dem Kopfe in der Küche und entschuldigte sich verlegen, daß er einen dringenden Gang hätte, und nahm das Schreiben aus meiner Hand entgegen mit dem Bemerken, daß er es später lesen werde, und ich wieder kommen möge. Offenbar vermutete er eine Bettelei, und musterte meine äußere Erscheinung. Mein leichtes Mäntelchen und meine wohl anständige aber nicht gerade elegante Kleidung mochte ihm vielleicht diese Vermutung aufsteigen lassen.

Kopfschüttelnd über diesen Empfang des Paduaner Edelmannes entfernte ich mich. Einige Tage nachher fand ich beim Universitätsportier unter Kuvert eine Visitkarte, worin der Graf seine Unart mit eiligen Geschäften und einem Mißverständnisse entschuldigte und mich aufforderte, ihn wieder zu besuchen. Ich habe es nicht mehr getan, auch dann nicht, als ich ihm später auf der Straße begegnete und er mündlich die Entschuldigung und Aufforderung zum Besuche wiederholte.

Indes war der Sommer herangekommen und meine sonnige Wohnung wurde mir zu heiß, weshalb ich meiner so übel beleumdeten Hausfrau kündigte und in einer kühlern und schattigen Gasse nicht weit davon bei einem freundlichen Postbeamten einzog, in dessen Familie, die aus Frau und zwei Kindern bestand, ich angenehmen Verkehr hatte. Im Nachbarhause sah ich beim Vorübergehen öfter eine hübsche junge Beamtensfrau, eine Vicentinerin im Haustor stehen, die ich als Nachbarin gerne grüßte und die sich jedesmal mit mir in ein Gespräch einließ. An einem heißen Nachmittage lud sie mich ein, ihr ins Haus zu folgen, sie wolle mir zeigen, wie man

Polenta bereite. Ich hatte Eile und interessierte mich keineswegs für die Zubereitung dieser italienischen Alltagsspeise, weshalb ich die Einladung mit dem Bemerken ablehnte, daß ich ja das wisse. Darauf drehte sie mir mit unwilliger Gebärde den Rücken und ging ins Haus mit einigen Worten, die mir deutlich als „Maccaco di Tedesco!“ (ungefähr: deutscher Tropf!) klangen. Als ich sie am nächsten Tage wieder sah, antwortete sie kaum auf meinen Gruß, den ich ihr trotz der nicht gerade schmeichelhaften Worte von gestern, die ich mehr als Scherz auffaßte, nicht versagen zu sollen glaubte. Arglos erzählte ich meiner artigen Hausfrau den Vorfall, und fragte, ob meine Weigerung, der Zubereitung der Polenta zuzusehen, eine so arge Beleidigung für meine Nachbarin wäre. Mit eigentümlichem lustigem Auflachen und etwas stockender Stimme meinte sie: „Das wegen der Polenta sei nur so eine Redensart“. — Ich begriff nun und kratzte mich hinter die Ohren. Si la jeunesse savait! Vergeblich! die hübsche Frau sah ich selten mehr vor dem Haustor und mein Gruß wurde kaum mehr erwidert!

Mit Ende August wurden die Vorlesungen geschlossen und ich hatte die Absicht mich im Oktober in Wien zu der Lehramtsprüfung zu melden. Jedoch der Vertreter der germanischen Philologie, die ich als Hauptfach betrieben hatte, Professor Hahn war inzwischen gestorben und sein Nachfolger Professor Pfeiffer aus Stuttgart noch nicht eingetroffen. So beschloß ich denn vorläufig noch in Padua zu bleiben, als ich um Mitte November vom Unterrichtsministerium die Weisung erhielt, mich als Supplent für deutsche Sprache an das k. k. Obergymnasium in Udine zu begeben.

IV.

Im Dezember 1857 verließ ich Padua und reiste nach meinem neuen Bestimmungsorte nicht ohne Neugier und auch nicht ohne Aufregung. Die Bahn ging damals von Padua nur bis Casarsa, von dort mußte ich den Postwagen über den Tagliamento nach Udine benützen. Wie lange ich fuhr, erinnere ich mich kaum mehr, auch über die Fahrt selbst kann ich nur wenig sagen, nur daß ich auf dem ganzen Wege kühles und trübes Wetter hatte.

Im Wagen selbst saßen zwei Bürger aus Udine, die miteinander im friaulischen Dialekte sprachen, der mir meistens unverständlich war, und mir nur durch die noch ganz lateinisch auf -es und -is ausklingenden Endsilben der Wörter Interesse erregte. Einer von beiden ließ sich ab und zu in reinerem Italienisch in ein Gespräch mit mir ein und meinte, daß ich wohl nach Udine reise, um dort meine Studien zu vollenden.

Etwas ärgerlich darüber, daß er mich für einen Gymnasialstudenten hielt, wozu ihn übrigens mein bartloses Aussehen wohl berechtigen konnte, antwortete ich nicht ohne Selbstgefühl, daß ich im Gegenteile nach Udine käme, um Anderen ihre Studien vollenden zu helfen. Den erstaunt mich anglotzenden Gesichtern der beiden Mitreisenden kam ich auch sofort durch die Erklärung zu Hilfe, daß ich zum Lehrer der deutschen Sprache am dortigen Gymnasium bestellt sei.

„Was", meinte der eine, „so jung und schon Professor? Das sei kaum zu glauben!" Und die erstaunte und etwas ungläubige Miene verlor sich bei beiden nicht ganz und ich hatte den Eindruck, als ob sie tatsächlich mir nicht recht glaubten. Am späten Abende langten wir in Udine an, wo



ich in einem mir von meinen Reisegefährten empfohlenen, ziemlich bescheidenen Gasthofe abstieg.

Am nächsten Morgen, es war an einem Sonntag, suchte ich sofort das Gymnasium auf und ich erfuhr, daß in einer nahe gelegenen Kirche der Schulgottesdienst abgehalten werde. Ich begab mich dahin und beim Eingangstore des Gotteshauses stehend, konnte ich bemerken, daß die Anstalt zahlreich besucht sein mußte und daß außer der Gymnasialjugend nur wenig andere Leute der Messe beiwohnten. Nach ihrer Beendigung wandte ich mich an einen der Professoren und fragte nach dem Direktor. Er sei in der Sakristei, hieß es, und bald stand ich vor einem kleinen, hageren, geistlichen Herrn mit weißem Haar und einem feinen diplomatischen Gesichte. Er hieß Ab. Giacomo Pirona. Ich stellte mich ihm vor, er sah mich erstaunt an und rief mit ausgebreiteten Armen: „Sie? so jung? Ich hielt Sie für einen Schüler!“ Dann mußte ich ihn in seine Wohnung begleiten, wo er von meinem Ernennungsdekrete Einsicht nahm und mich mit den Verhältnissen der Anstalt vertraut machte, nicht ohne zu betonen, daß ich keine leichte Aufgabe haben werde, denn infolge der politischen Verhältnisse habe unter der Gymnasialjugend eine gewisse Abneigung gegen die deutsche Sprache platzgegriffen, mit der schon mein Vorgänger im Unterrichte zu kämpfen gehabt habe, und die vielleicht von einem so jungen Lehrer, wie ich sei, noch schwerer überwunden werden könne. Er lud mich gleich zu Tische ein und bei ihm lernte ich noch andere Kollegen kennen, die mir freundlich entgegen kamen, wenn auch einer oder der andere nicht ohne eine gewisse, und wie es mir schien, mißtrauische Zurückhaltung. Der Grund war mir bald einleuchtend und wurde mir auch später von meinen Kollegen ganz unverhohlen ausgesprochen. Es war nämlich damals, wie noch heute, amtliche Gepflogenheit, daß die Supplenten der Gymnasien durch die Statthalterei ohne Zutun des Mini=

steriums ernannt wurden. Nun aber wurde ich in außergewöhnlicher Weise unmittelbar vom Unterrichts-Ministerium dazu bestellt, was allerdings in meinem besonderen Falle ganz erklärlich war, weil ich als Stipendist beim Ministerium in Evidenz gehalten wurde und dieses sich die Verfügung über mich selbstverständlich vorbehalten hatte. Doch in jenen Zeiten genügte diese ungewöhnliche Ernennung, um Lehrkörper und Direktor stutzig zu machen, als habe man es bei mir mit einer geheimen Vertrauensperson des Ministeriums zu tun. Nur meine große Jugend und mein, wenn nicht gerade allzu bescheidenes, doch ziemlich unbeholfenes Auftreten ließen diesen Verdacht bald als lächerlich erscheinen, weil man erwarten durfte, daß die höchste Unterrichtsbehörde sich wohl reifere Personen zu ihren Vertrauensmännern auswählen werde. Und ich war damals erst 21 Jahre alt und sah noch so knabenhaft aus, daß, wenn ich unter den Schülern der höheren Klassen stand und man einem Fremden die Aufgabe gestellt hätte, unter ihnen den Lehrer hervorzusuchen, ich sicherlich der letzte gewesen sein würde, auf den er geraten hätte.

Wenn indes meine Jugend mir ein freundliches und vertrauliches Entgegenkommen meiner Kollegen eintrug, so erschwerte sie naturgemäß auf der anderen Seite die Erfüllung meiner Lehraufgabe und meine Autorität in der Schule. Ich sollte dies leider schon in der ersten Lehrstunde, die ich am Tage nach meinem Eintreffen in der 7. Gymnasialklasse abzuhalten hatte, nur zu früh erfahren. Der Direktor selbst stellte mich der zahlreichen Klasse mit einer Ansprache vor, worin er den Schülern Achtung und Gehorsam gegen ihren neuen Lehrer empfahl und mit der für mich schmeichelhaften Bemerkung schloß, daß sie an meinem Beispiele sehen würden, wie viel die Jugend *anderwärts* studiere und arbeite. Ich begann den Unterricht mit einem Lesestücke, mußte aber die Lektüre bald unterbrechen, um eine den Schülern, wie ich

merkte, unverständliche Zeitform zu erklären, und begab mich zur Tafel, um die Abwandlung des betreffenden Zeitwortes darauf zu schreiben. Dabei mußte ich ihnen den Rücken kehren und hörte bald Zeichen der Unruhe, Geflüster, auch lautes Schwätzen und Lachen. Als ich mich umwendete, bemerkte ich auf einer der hintersten Bänke einen großen, kräftig gebauten, schon bärtigen Schüler, der es an Lärm und Lachen allen anderen zuvor tat. Ich verwies ihm sein Benehmen — er hieß, glaube ich, Apollonio — mit den ruhigen Worten, daß es die Pflicht des Lehrers sei zu lehren, dagegen jene der Schüler, ihm durch Ruhe und Aufmerksamkeit seine Aufgabe möglich zu machen. Darauf wandte ich mich wieder zur Tafel. Neuerdings Unruhe und Gelächter, neuerliche Ermahnung des Schülers, daß es hier nichts zu lachen gebe und ich keine weitere Störung des Unterrichtes dulden werde. Es half nichts! Unruhe und Lachen dauerten fort und ich wies den genannten Schüler an, die Schule zu verlassen. Die Weisung war allerdings gegeben, aber mein guter Apollonio blieb ruhig sitzen, lehnte sich mit dem Ellbogen über die Bank, sah mich mit unbeschreiblicher Frechheit an und sagte mit lauter Stimme: „Ich gehe nicht!“ Eine peinliche Pause folgte, und mir stand der Angstschweiß auf der Stirne. Ich konnte nun allerdings nach dem Klassenvorstand oder Direktor schicken und mit ihrer Hilfe mir Gehorsam erzwingen: aber ich hatte das bestimmte Gefühl, daß, wenn es mir nicht durch eigene moralische Autorität gelänge, ihn aus der Schule zu entfernen, mein Ansehen und die Disziplin unter den Schülern auf immer verloren sein würden. Wäre ich stark und kräftig gewesen, so hätte ich — ich gestehe es offen — allen pädagogischen Grundsätzen zum Trotz den Schüler beim Kragen genommen und ihn zur Tür hinaus befördert, doch wie konnte ich schwaches Geschöpf an die physische Bewältigung des robusten Burschen auch nur denken!

Mir wurde dunkel vor den Augen und ich wußte einige Augenblicke nicht, was ich tun sollte. Da kam mir ein Gedanke. Obwohl zitternd vor innerer Erregung, bestieg ich scheinbar ruhig das Katheder, nahm das Klassenbuch zur Hand, worin jeder Schüler seine eigene Seite hat, blätterte darin bis ich zum Namen des widerspenstigen Schülers kam und machte mit dem Bleistift ostentativ und Allen bemerkbar einen Strich über die Seite. Totenstille in der Klasse! Apollonio schob den Ellbogen von der Bank zurück, setzte sich gerade und sah mich betroffen an. Seine Mitschüler flüsterten ihm von allen Seiten zu: „Geh hinaus, Dummkopf!“ Ich aber bemerkte ruhig, daß jeder Schüler einer öffentlichen Anstalt die Pflicht habe, die Autorität seines Lehrers anzuerkennen und ihm Gehorsam zu bezeugen. „Vom Augenblicke an“, wandte ich mich dann zu Apollonio, „wo Sie meine Autorität nicht anerkennen und mir den Gehorsam verweigern, hören Sie auf, mein Schüler zu sein und ich habe Sie daher aus dem Kataloge gestrichen. Nun mögen Sie gehen oder bleiben, ich habe Ihnen nichts weiter zu befehlen!“ Der Schüler sah mich erstaunt an und entfernte sich aus dem Schulzimmer, mir aber fiel ein Stein vom Herzen. Als ich nach beendeter Lehrstunde die Klasse verließ, stand er vor der Tür windelweich und bat mich um Verzeihung. Ich erwiderte ihm ruhig und trocken, daß wir beide nichts mehr mit einander zu tun hätten und das Weitere Sache des Lehrkörpers wäre. Allerdings kostete es mich einige Mühe, bei diesem nachher die Ausschließung des Schülers durchzusetzen: nur meine entschiedene Erklärung, daß ich die Klasse nicht mehr betreten werde, so lange ein Schüler, der meine Autorität so gröblich verletzte, darin verbleibe und daß ich meine Haltung vor der Schulbehörde zu verantworten gewillt sei, bewog die Kollegen zuletzt, die Ausscheidung über ihn zu verhängen. Von da an hatte ich Ruhe und auch die ganze spätere Zeit keinen Anlaß

mehr, über Mangel an Disziplin und Gehorsam zu klagen, selbst nicht über mangelnden Fleiß, wenigstens nicht in den unteren Klassen.

Zu den Mitgliedern des Lehrkörpers trat ich nach und nach ebenfalls in freundschaftliche und kollegiale Beziehungen. Es waren meist Friulaner, tüchtige und gute Menschen, darunter manche mit besonderen Eigenschaften. Z. B. Professor Pontoni, ein Geistlicher, der philologische Fächer lehrte und dessen größte und schwierigste Arbeit im Jahre die Eintragung der Fortgangsnoten in den Katalog und in die Semestralzeugnisse war. Es bestand nämlich zu jener Zeit noch an den österreichischen Mittelschulen eine Vorschrift, die Zeugnisnoten näher zu motivieren. Da gab es nun für Pontoni ein Tage langes Sinnen und Suchen nach recht originellen und möglichst geistreichen Sentenzen und Sprüchen, teils eigener Prägung, teils aus klassischen Schriftstellern entnommen; da hieß es z. B.: Genügend. Er weiß nicht, daß das Leben kurz und die Kunst lang ist, u. s. w. Und diese Sentenzen paßten in den wenigsten Fällen als Motivierung der Noten oder zur Charakterisierung des Schülers, aber des guten Pontoni Freude und ganzer Stolz lag in diesen mühsam erdachten und aufgesuchten Sätzen, die er sich nach und nach in stattlicher Zahl zur Benützung zusammengetragen hatte, und die den anderen Kollegen öfter Gelegenheit zum Witzeln und Lustigmachen gaben.

Dann war der Professor Luigi Candotti, auch ein Geistlicher, der wieder der Schwäche huldigte, beim Sprechen und Schreiben im Italienischen möglichst echt toskanische Ausdrücke und Wendungen anzubringen, desto lieber, je seltener sie gebraucht wurden, so daß seine Briefe und Schriften für Eingeborne geradezu unverständlich waren. Man nannte ihn deshalb Candotti, il toscaneggiante und er brachte seine

Ferienmonate meist in Florenz und Toskana zu, um seinen florentinischen Sprachschatz zu bereichern.

Dann war der Senior des Lehrkörpers, Prof. Petronio, der selbst reich mit Kindern gesegnet war und noch obendrein Koststudenten im Hause hielt, denen er zugleich Unterricht erteilte, so daß sein Haus einer permanenten Schule glich. Er war leicht gereizt und predigte gerne mit Pathos, weshalb der witzigste Kopf im Lehrkörper, Prof. Giussani, ihn als den padre nobile (Heldenvater) della compagnia didattica zu bezeichnen pflegte. Mit dem eben Erwähnten verkehrte ich viel und in der freundschaftlichsten Weise. Er war ledig und lebte mit seiner Mutter, einer schlichten und freundlichen Frau, die ihm den Haushalt führte. Jeden Sonntag aß ich bei ihm zu Mittag. Er haßte die Österreicher und die Deutschen, nannte sie bei jeder Gelegenheit animali und beteuerte mir oft, daß ich der einzige Deutsche sei, mit dem er im Leben Freundschaft geschlossen habe, was ihn aber nicht hinderte, wenn wir, wie es oft geschah, in politischen Dingen in Streit gerieten, mir ein animale! an den Hals zu werfen, wenn auch meistens in der Koseform animaluccio. War er gut gelaunt, sprach er mich auch nach dem bekannten Verse von Dante mit: Animal grazioso e benigno! an. Im Winter war er oft mißlaunig, er konnte die Kälte schwer vertragen, litt an Hämorrhoiden, Hühneraugen und Frostbeulen. Trotz alles Mitleids konnte ich mich des Lächelns nicht erwehren, wenn er in dickem Winterrock, den Kragen über die Ohren gezogen herangehumpelt kam und mit der Vorsehung haderte, daß sie Dinge wie Frostbeulen und Hühneraugen zur Qual der Menschheit geschaffen habe. Oft rief er in komischer Verzweiflung aus: „Was sind wir Menschen denn hier auf Erden? Reine Spielpuppen (pipinotti) der Vorsehung!“ Dabei aber war er herzensgut, ein tüchtiger Kenner der Geschichte und der italienischen Literatur und schrieb einen glänzenden Stil, den er

später als Herausgeber der „Rivista friulana" wirksam zu verwenden verstand.

Gerne verkehrte ich auch mit dem Direktor Pirona, dessen feines diplomatisches Wesen und scharfer Geist mich anzogen. Er war einer der besten Kenner des in seiner Literatur nicht unbedeutenden friaulischen Idioms und arbeitete seit Jahren an der Herausgabe eines bezüglichen Wörterbuches.

Viele Abendstunden brachte ich nach italienischer Sitte im Cafè zu. Wie es eigentlich hieß und ob es noch besteht, weiß ich nicht. Im Volksmunde hieß es Cafè de' dotti (Gelehrten-Kaffeehaus), weil es meist von Professoren und von anderen Leuten besucht war, die für Literatur und Wissenschaften Interesse besaßen. Da gab es ganz merkwürdige Besucher zu sehen. So erinnere ich mich eines immer sehr elegant gekleideten und gebildeten Herrn in mittleren Jahren mit feinen Umgangsformen, Signor Peteani genannt, der sich im Gegensatze zu den meisten Eingebornen im Verkehr fast niemals des heimischen Dialekts bediente, sondern ein sehr gewähltes Italienisch sprach, sich auch gerne als Schöngeist gab und mit Vorliebe philosophierte. Als er eines Abends in seiner etwas pathetischen Art über den Wert und die Güter des Lebens redete, da unterbrach ihn ein wohlgenährter, ziemlich spießbürgerlich aussehender Mann von plumpen Manieren, dessen Name mir entfallen ist und der, wenn ich nicht irre, Finanzbeamter war, ungeduldig mit den Worten: „Ach, Sie reden mir lang gut mit Ihrer Philosophie! Das einzige Glück der Welt ist gut essen!" Worauf ihm H. Peteani entrüstet zurief: „Das ist die Philosophie eines Schweines!" „Schwein hin, Schwein her!" antwortete dieser, nicht einmal besonders ärgerlich über die Bemerkung, mit trockenem Tone: „Ein jeder lebt nach seinem Geschmacke."

Manchmal auch besuchte ich ein anderes Cafè am Hauptplatze, wo sich die vornehme junge Welt, die jeunesse dorée

von Udine gerne einzufinden liebte. Inmitten dieser fiel mir einmal ein junger, sehr fein gekleideter Mann auf von guten Lebensformen, der aber in auffälliger Weise eine gewisse Intimität mit jenen Kreisen hervorkehrte. Er war der Sohn und Teilhaber der ersten Herrenkleideranstalt in Udine. Bei den demokratischen Neigungen des italienischen Volkes vermischen sich die Standesunterschiede viel leichter als anderswo, besonders wenn Reichtum vermittelnd dazwischen tritt. Wenn der Italiener mit einer gewissen Emphase von jemandem sagt: „È un Signore!“ so darf man dabei in den seltensten Fällen an vornehme Erscheinung oder hohe Geburt, sondern nur an Geld und Wohlhabenheit denken. Ich glaube indes, daß die Vertraulichkeit des jungen Kleiderkünstlers mit seiner eleganten Umgebung sich manchmal mit unbezahlten Rechnungen in seinem Schuldbuche deckte. Zufälliger Weise wurde auch ich mit ihm bekannt gemacht und gewann mir seine ganze Sympathie durch die gelegentliche Bemerkung, daß das Schneidergewerbe, recht betrieben, viel Geschmack erfordere und auch eine gewisse ästhetische und künstlerische Seite habe, wenn man es verstand, Farbe und Schnitt der Kleidung jedesmal der Persönlichkeit anzupassen. Als ich dann im Frühjahre einen neuen Anzug in seinem Geschäfte bestellte, wählte er selbst den Stoff und Schnitt aus und lieferte mir ein Gewand, das meinen äußeren Menschen so vorteilhaft umgestaltete, daß ich fast einem Stutzer gleichsah. In demselben Cafè wurde mir auch ein junger Mann von etwas geziertem Wesen als deutscher Landsmann vorgestellt, der mich recht herablassend mit der Bemerkung begrüßte, daß er von mir vorteilhaft reden gehört habe. Ich antwortete ihm deutsch und er meinte darauf, indem er etwas verlegen um sich sah, wir seien auf italienischem Boden und da sei es wohl passender, uns in der Sprache des Landes zu unterhalten, worauf ich etwas trocken bemerkte, daß gerade die Italiener bei ihrer

nationalen Gesinnung es ganz natürlich und selbstverständlich finden müßten, wenn Landsleute in der eigenen Muttersprache mit einander verkehrten, und den Gecken stehen ließ. Das war ein Typus, wie ich ihn während meines Aufenthaltes im Venetianischen unter den ansässigen Deutschen in jener Zeit nicht selten antraf, die namentlich an kleineren Orten aus Vorsicht oder aus anderen Gründen ihre deutsche Abstammung so viel als möglich zu verbergen trachteten.

Eines besonderen Wohlwollens erfreute ich mich beim Erzbischof in Udine, Mons. Trevisanato. Ein großer, beleibter Herr mit freundlichen gütigen Gesichtszügen. Am Neujahrstage wurde nach altem Brauche der gesamte Lehrkörper des Gymnasiums zu den feierlichen Glückwünschen und — zum Handkusse zugelassen. Als der Jüngste beugte ich mich zuletzt über seine rundlichen, von der Kälte etwas rot geschwollenen Finger, er behielt aber meine Hand in der seinen und meinte wohlwollend lächelnd: „So jung und schon Professor! Das macht Ihnen Ehre!“ Es dauerte auch nicht lange, so erschien er eines Tages in einer meiner Lehrstundeu — es war noch in den Zeiten des Konkordats — und rief mir schon beim Eintritte zum stillen Lächeln der Schüler mit freundlicher Handbewegung zu: „Padrone! quel giovine!“ Ein echt venezianischer Gruß, der nicht genau zu übersetzen ist, womit ältere Personen jungen Leuten zugleich ihre Sympathie ausdrücken wollen. Ich nahm mich zusammen und auch die Schüler ließen mich nicht im Stich. Nach einer halben Stunde entfernte er sich, nicht ohne an die Klasse die Aufforderung zu richten „diese wichtige Kultursprache fleißig zu studieren, weil sie für jeden Gebildeten von höchstem Nutzen sei.“ Einmal wurde ich bei irgend einem feierlichen Anlasse auch zur erzbischöflichen Tafel geladen. Obgleich ich armes Supplentlein dies als Auszeichnung empfinden mußte, so war mir das Essen selbst in dem großen, ungeheizten Saal etwas unbehaglich. Doch eines lernte ich kennen, was

ich nie so recht empfunden hatte: den Genuß und das wirkliche Behagen am Essen. Mir gegenüber an der Tafel saß nämlich ein wohlgenährter Domherr mit breiten Kinnbacken und niederer Stirn, der durch die Behaglichkeit, mit der er sich den Tafelfreuden hingab, meine ganze Aufmerksamkeit festhielt. Es wurde unter Anderm ein großer Seefisch in einer wohlschmeckenden Tunke aufgetragen, der auch mir mundete, mein Gegenüber aber in helles Entzücken versetzte. Er legte sich ein gewaltiges Stück vor, und arbeitete ohne aufzusehen mit Messer nnd Gabel so eifrig auf seinem Teller umher, daß ihm der Saft von beiden Mundwinkeln herabrann. Dazwischen rief er so laut, daß man es fast im ganzen Saale hören konnte, mit Begeisterung immer wieder: „O che bon, o che bon!“ Und dann lehnte er sich, die Arme über den Magen kreuzend, nach rückwärts in seinen Stuhl, blickte mit verschwommenen Augen zur Decke empor, und sagte im Nachgenusse schwelgend: „Das heißt man essen!“ Er kam dann später auf die Aalfische aus dem dalmatinischen Flusse Narenta zu sprechen, und als ich erwähnte, daß ich noch niemals davon gegessen hätte, sah er mich erstaunt an und meinte mit bedauerndem Kopfschütteln: „Ach! Sie Ärmster!“ Nun ich habe seither in meinem Leben erfahren, daß man noch viel Anderes und größeres entbehren müsse, als die Aalfische der Narenta!

Von der politischen Aufregung und von den Einheitsbestrebungen, die schon in den nächsten Jahren wie ein mächtiger Strom die ganze appenninische Halbinsel durchströmten, merkte ich in dieser stillen und abseits gelegenen Provinzstadt damals noch wenig, weder im öffentlichen, noch im Familienleben. In der Schule selbst zeigte sich die Abneigung vor dem deutschen Unterrichte nur in vereinzelnten Fällen, ebenso wenig ließen die Kollegen im Lehrkörper mich Feindseligkeit oder Mißtrauen merken. Völlig einheimisch und vollwertig

aber wurde ich weder bei ihnen, noch bei den Schülern. Während diese, so oft sie von den Professoren redeten, sie bei ihrem Namen nannten, hieß ich bei den Schülern immer nur kurzweg „il tedesco."

Nur im Theater, damals dem einzigen Orte, wo die Bevölkerung in der Öffentlichkeit ihren innersten Gedanken und Gefühlen Ausdruck geben durfte, ahnte der Uneingeweihte etwas von der herrschenden politischen Bewegung bei dem stürmischen und demonstrativen Beifall, der bei Wörtern, wie „Vaterland", „Italien", oder „Freiheit" u. a. jedesmal das Haus durchbrauste und zu dem oft weder der Wert des aufgeführten Stückes, noch die Leistung der Schauspieler im Verhältnisse stand und der lediglich diesen Schlagwörtern galt. Namentlich geschah dies regelmäßig bei der Aufführung von Silvio Pellico's beliebter Tragödie „Francesca da Rimini", die in der schlichten und warmen Darstellung der berühmten Liebesgeschichte weit unmittelbarer auf das italienische Publikum wirkte, als in unsern Tagen die schnörkelhafte und gezierte Renaissançetragödie von Gabriele d'Annunzio. In Pellico's Stücke gibt es eine berühmte, fast von jedem gebildeten Italiener auswendig gekannte Stelle, wo Paolo die große Vergangenheit Italiens preist und die italienische Erde „Staub von Helden" (polve d' eroi) nennt, und bei deren Wiedergabe auf der Bühne jedesmal ein Sturm des Beifalls losbrach, wie man ihn nur in südlichen Theatern hören kann und die immer ein- oder zweimal wiederholt werden mußte, ehe sich die begeisterten Zuhörer beruhigten. Und in jenem Jahre sprach diese Stelle im Theater zu Udine kein Geringerer, als Ernesto Rossi, der damals eben die erste Stufe seiner spätern Berühmtheit erklommen hatte.

Ich sah ihn zur selben Zeit als „Kean", als „Hamlet" und als „Romeo", und hörte zum erstenmale von der Bühne die Äußerungen jener großen italienischen Schauspielkunst, die

aus der Schule des berühmten Tragöden Modena hervorgegangen in ihren größten Vertretern Rossi und Salvini später im Triumphzuge die Welt durchschritt. Wer je Ernesto Rossi auf dem Theater bewundert hat, kann sich eine Vorstellung machen, wie er als junger Mann wirken mußte, als sich seiner Kunst und seinem Genie noch das unverbrauchte Feuer des Temperaments und der Zauber seiner strahlenden Jugend zugesellten. Ich schwärmte für ihn, wie alle Andern, Männer und Frauen, und noch sehe ich ihn vor mir in seiner eleganten und stolzen Haltung, in seiner etwas gesuchten aber geschmackvollen Kleidung, einen kurzen schwarzen Stock mit goldenem Knopfe leicht und zierlich in der Hand schwingend auf dem Hauptplatze in Udine einherschreiten, oder vor dem Café sitzend jeden Gruß echt italienisch, ohne den Hut abzunehmen, mit leichter Handbewegung oder freundlichem Zuruf erwidern. Ich werde in meinen Aufzeichnungen noch später auf das genannte Stück von Silvio Pellico, wie auf den großen Schauspieler selbst zurückkommen, zu dem ich nachmals in persönliche und freundschaftliche Beziehungen zu treten Gelegenheit fand.

Während des Sommers machte ich öfter mit Kollegen Ausflüge in die schöne Umgebung von Udine, nach Butrio, Civadale, nach Venzone, S. Daniele u. a. und lernte überall unter den Bewohnern des schönen Friauls biedere und gastfreundliche Menschen kennen. Lebhaft ist mir noch ein Besuch bei der Familie des bekannten italienischen Theaterdichters Teobaldo Ciconi in S. Daniele in Erinnerung. Dessen Bruder, ein selten hübscher Junge von liebenswürdigem und bescheidenem Wesen war mir schon als Privatschüler des Gymnasiums durch Fleiß und gutes Wissen angenehm aufgefallen.

So verging das erste Jahr meiner Lehrtätigkeit im Venetianischen im Ganzen glücklich und ich habe davon nur meist angenehme Erinnerungen aufbewahrt. Nach Ablauf des Schuljahres (dasselbe begann an den lombardo-venetianischen Gym-

nasien überall mit dem Monate November und schloß mit Ende August) begab ich mich nach Wien, um dort endlich meine Lehramtsprüfungen abzulegen. Da erfuhr ich im Unterrichtsministerium, daß ich für das nächste Schuljahr dem Gymnasium S. Procolo in Venedig zugeteilt worden sei. Es tat mir eigentlich leid, mich von dem freundlichen Lehrkörper in Udine, wo ich kaum heimisch geworden war, und von den biedern Bewohnern von Friaul so bald wieder trennen zu müssen. Allein es tröstete mich der Gedanke, in der herrlichen Lagunenstadt, der Sehnsucht und dem beliebten Reiseziel so vieler Menschen, bleibenden Wohnsitz zu nehmen.

V.

Um Mitte November 1858 reiste ich nach Venedig und mietete mich am Campo S. Giovanni e Paolo (gemeiniglich Zannipolo genannt) in einem freundlichen Häuschen ein, das etwas seitwärts auf einer kleinen Brücke seinen Eingang hatte uud an dem Canale Rio dei Mendicanti stand, der an der Seitenfront der Kirche S. Giovanni e Paolo sich hinab zu den Fondamenta nuove hinzieht. Ich bewohnte ein freundliches Zimmer mit einer ziemlich großen, sonnigen Terasse, von der aus ich mit dem Blicke den Platz beherrschte, und unmittelbar gegenüber die herrliche Reiterstatue des Colleoni bewundern konnte, das großartigste Reitermonument, das ich noch gesehen hatte, Pferd und Reiter mächtig und individuell aus einem Gusse gedacht. Meine Mietsfrau war eine sehr alte, freundliche und feine Venetianerin; sie, eine ebenfalls alte Magd und ich waren die einzigen Bewohner des kleinen Hauses.

Hier muß ich eines Mißgeschicks erwähnen, das mich anläßlich meiner Übersiedelung aus Udine getroffen hat. Ich hatte nämlich alle meine Bücher und Schriften vor meiner

Abreise nach Venedig in eine Kiste verpackt und als Frach
vorausgesendet. Als ich von der Dogana (Zollamt) diese Kist
in meine Wohnung brachte, fand ich beim Öffnen zu meinem
Erstaunen, daß sämtliche Schriften, die ich oben auf die Büche
gelegt hatte, fehlten, und nur die letztern vollzählig vorhande
waren. Ich muß bei dieser Gelegenheit dem Leser das Ge-
ständnis machen, daß ich mich von Jugend auf noch als Gym-
nasiast viel mit Poesie beschäftigt habe. Unter den verschwun-
denen Manuskripten gab es, von lyrischen Gedichten nicht zu
reden, auch selbstverständlich Dramen, und Erzählungen. Vo
den letzteren waren einige noch während meiner Gymnasialzei
und in den ersten Universitätsjahren sogar im Drucke erschiene
und zwar in den „Prager Erinnerungen", einer Monatschrif
von C. W. Medau herausgegeben und in dem literarische
Jahrbuche „Libussa". Auch meine Korrespondenz, selbst Ex-
zerpte aus Universitätsvorlesungen, kurz Alles, was Manuskrip
war, fehlte in der Kiste. Ich begab mich daher zum Polizei-
vorstande auf der Dogana und fragte, ob die Kiste vielleich
dort geöffnet worden sei. Er meinte, daß er dies nicht wisse
es wäre wohl möglich, daß es geschehen sei, aber in diesem
Falle sei er als gebildeter Mann gewiß nicht imstande, Manu-
skripte und Privatkorrespondenzen zurückzubehalten. Alle mein
Nachforschungen blieben vergeblich, aber die Tatsache kann ic
mir wohl erklären. Unter den Manuskripten und Schrifte
befand sich auch ein Heft der erwähnten „Prager Erinnerungen"
vom März 1853, worin eine Novelle von mir gedruckt war
und zugleich die Beschreibung des Attentats, das im Februa
desselben Jahres von dem ungarischen Schneider Libenyi au
der Bastei in Wien gegen Se. Majestät den Kaiser Fran
Josef verübt worden war, und der Beschreibung war auc
eine gedruckte Abbildung des Messers, dessen sich der Mörde
dabei bedient hatte, in natürlicher Größe beigefügt. Nun wa
es in jenen Zeiten politischer Bewegung möglich, ja wahr-

scheinlich, daß man Bücherkisten, worin vielleicht revolutionäre Flugschriften oder Aufrufe eingeschmuggelt werden konnten, öffnete, und da mochten dem betreffenden Beamten, der vielleicht nicht deutsch konnte, diese Abbildung und der Name Libenyi in dem betreffenden Hefte bei der Durchsicht verdächtig vorkommen, und infolge dessen sämtliche Briefe und Manuskripte zurückbehalten worden sein, die man dann aus Scham oder Bequemlichkeit nicht mehr an den Adressaten zurückschickte, als die gepflogene Einsicht dessen Harmlosigkeit ergeben hatte. So vermute ich wenigstens, meine Schriften erhielt ich niemals wieder zurück und ich tröstete mich bald über das Mißgeschick. Denn meine Neigung zu dichterischer Arbeit hatte mich oft in meinen notwendigen Brotstudien gestört, und ich sah diesen Zufall, so unangenehm er mir im Anfange war, als einen Fingerzeig des Schicksals an, das Dichten für die Zukunft aufzugeben. Auch bin ich ihm, bis auf kleine zeitweilige Rückfälle, bis heute getreulich gefolgt. Sogar dem betreffenden Polizeibeamten oder wer immer an der Sequestrierung Schuld trug, zürne ich nicht mehr. Denn wenn er die Manuskripte wirklich lesen mußte, war er für sein brutales Vorgehen hinlänglich bestraft!

Am Tage nach meiner Ankunft in Venedig machte ich mich pflichtschuldigst auf den Weg, um mich bei dem Vorstande des Gymnasiums zu melden. Dieses lag in der Nähe des Campo S. Zaccaria auf einem kleinen Platze, ein ziemlich schmales dreistöckiges Haus, das für Schulzwecke gar nicht geeignet war. Die einzelnen Klassenzimmer waren in allen drei Stockwerken verteilt. Die Anstalt bestand übrigens nur aus 6 Klassen, der Vorstand war ein Geistlicher, namens Gerardi, der noch den in früheren Zeiten üblichen Titel „Präfekt“ führte. Es war ein schon ziemlich bejahrter, sehr beleibter und etwas kurzatmiger Mann von äußerst gutmütigen Gesichtszügen. In der Direktionskanzlei, wo er mich empfing, fiel es

mir auf, daß diese nur einen leeren Tisch hatte, auf dem nichts als ein großes Tintenfaß stand; rings um die Wände waren geschlossene Schränke auf breit vorlaufenden Unterteilen; von Akten, Schriften oder Büchern sah ich nichts; doch bemerkte ich hie und da umherliegende kleine Tonpfeifen aus Gips, die man Chioggiottenpfeifen zu nennen pflegte, weil die Fischer von Chioggia aus solchen mit Vorliebe rauchten. Präfekt Gerardi begrüßte mich freundlich, wenn auch etwas verlegen und als ich mein Ernennungsdekret und ein mir von der Gymnasialdirektion in Udine ausgestelltes, sehr günstiges Verwendungszeugnis vorwies, nickte er beifällig und sagte: „Nun, ich hoffe, daß Alles gut gehen wird!“ Dann schob er sein Käppchen mehrmal hin und her und meinte: „Weißt Du, mein Sohn!“ — die alten Venezianer haben die Gewohnheit, junge Leute gerne zu duzen, und auch Gerardi redete mich von der ersten Begegnung mit „Du“ und selten nur bei offiziellen Gelegenheiten mit „Sie“ an — „es sind schwere Zeiten. Die Jungens wollen nichts vom Deutschen wissen und werden Dir viel zu schaffen geben.“ Es kam die Rede auf die politischen Verhältnisse und auf die Möglichkeit eines Krieges zwischen Österreich und Piemont. Da griff der alte Herr nach einer der umherliegenden Pfeifen, stopfte sie mit Tabak und lustig rauchend, während sein ganzes Gesicht sich zu einem glücklichen Lächeln verzog, sagte er: „Sei ruhig mein Sohn. Mein Uchi schreibt mir, daß es nicht zum Kriege kommen werde.“ Als ich ihn erstaunt anblickte, erklärte er mir, daß er auf seinem kleinen Landhause bei Verona einen Hund habe, nach dem griechischen Wörtchen „οὐχί“ genannt, der sehr gescheidt sei und ihm öfter seine Meinung über die politischen Dinge schreibe. Die Verwandten auf dem Gütchen, die die Schwäche des alten Mannes für den Hund kannten, teilten ihm in jedem Briefe immer auch allerlei tiefsinnige Aussprüche des Tieres über die Zeitereignisse mit, die ihm eine große

Freude bereiteten und die wir Lehrer bei jeder Gelegenheit auch zu hören bekamen.

Während er mir mit strahlendem Gesichte noch weiter von seinem geliebten Uchi erzählte, trat einer der Herren vom Lehrkörper ins Direktionszimmer mit dem Hute auf dem Kopfe, um mit dem Präfekten zu sprechen. Ich stand bescheiden abseits an der Tischecke — Stühle gab es nur zwei in der Direktion — und der Angekommene schien mich nicht zu bemerken. Nach einigen Minuten unterbrach der Präfekt das Gespräch und wies auf mich: „Das ist der neue Lehrer der deutschen Sprache. Professor Busoni" setzte er dann hinzu, indem er sich zu mir wendete. Der Genannte warf mir einen halben Seitenblick zu, rückte ein wenig an seinem Hute und entfernte sich, ohne weiter von mir Notiz zu nehmen. Gleich darauf kam ein anderer Lehrer, Prof. Mazzi (Naturgeschichte, der frühere war Lehrer der Physik) herein. Gleiche Nichtbeachtung meiner Person, gleiche Vorstellung von Seiten des Präfekten, nur daß Mazzi mir wenigstens einen ganzen Blick schenkte, wirklich den Hut lüftete und mir ein trockenes „Ihr Diener!" zurief. Als auch er, ohne weiter von mir Notiz zu nehmen, sich entfernt hatte, bemerkte ich schüchtern zum Präfekten, daß die Herren nicht gerade sehr höflich mit mir seien. „Ach, gib nicht darauf Acht!" meinte er begütigend, „es ist so ihre Manier! Und dann die leidigen Zeiten!"

In etwas gedrückter Stimmung empfahl ich mich von meinem Vorgesetzten. Ich merkte, daß ich hier nicht willkommen war, und daß ich nicht das freundliche Entgegenkommen finden würde, wie beim Lehrkörper in Udine. Als ich zur Türe hinaustrat, kam mir ein hoch gewachsener, selten schöner Mann entgegen, in geistlichem Zivilkleide mit edlen Zügen, feurig blickenden Augen und einem wahrhaft bezaubernden Lächeln um den fein geschnittenen Mund. Mit freund-

lichem Blick hielt er mir die Hand entgegen und sagte mit einer äußerst wohlklingenden Stimme: „Unser neuer Professor! Es freut mich, Sie als Kollegen zu begrüßen!“ Diese höfliche Art tat mir nach den unmittelbar vorher gemachten Erfahrungen doppelt wohl. Er hieß Tamburlini, war ein Mann von höchst liebenswürdigem Wesen und einer der schönsten, die ich je gesehen. Man erzählte mir, daß, wenn er seine tägliche Messe las, trotz der frühen Stunde sich Frauen und Mädchen dazu drängten, um ihn zu sehen. Er ist mir nicht nur während der Zeit unseres Zusammenseins ein freundlicher und herzlicher Kollege gewesen, dessen Umgang ich gerne suchte, sondern ich stand auch später lange Jahre nachher mit ihm in freundschaftlichen Beziehungen.

Am ersten Schultage lernte ich die übrigen Kollegen kennen und fand bei ihnen gleich kühle und zurückhaltende Aufnahme mit Ausnahme eines Geistlichen, Prof. P., der mir zwar recht freundlich entgegen kam, aber in seinem Wesen etwas Patziges und Lauerndes hatte, das mich nicht sympathisch berührte. Auch zu unserem Schulrat Ab. Concina konnte ich kein rechtes Vertrauen gewinnen. Er war wohl als Mensch und Charakter höchst achtenswert; aber er hatte mich schon bei der Inspektion am Gymnasium in Udine etwas schroff und ablehnend behandelt, wahrscheinlich aus Verdruß, daß ich ohne sein Zutun unmittelbar vom Ministerium zum Supplenten ernannt wurde, und gab mir auch in der Folge, wenn er ans Gymnasium kam, wenig Zeichen von Wohlwollen. Ich merkte bald, daß ich auf mich selbst angewiesen war und suchte zunächst mit den Schülern mich in ein gutes Verhältnis zu setzen. Das gelang mir auch ziemlich. Die venetianische Jugend ist wohl lebendig und stets munteren Scherzen und Mutwillen zugeneigt, aber dabei gutartig und nicht schwer lenksam. Außerdem war die Anstalt nicht zahlreich besucht und fehlten die beiden obersten Klassen, wo sich

Trotz und die durch die Zeitverhältnisse und den herrschenden Geist in den Familien selbst genährte Oppositionslust gegen den deutschen Lehrer am meisten geltend machten. Ich hatte wenigstens in den ersten Monaten weder über Fleiß noch über Disziplin zu klagen.

Einen unvergeßlichen Eindruck behalte ich von der ersten Monatkonferenz des Lehrkörpers, der ich an dieser Anstalt beiwohnte. Diese Konferenzen fanden gewöhnlich an Sonntagen nach der Schulmesse in einem großen Vorzimmer vor der Direktion statt. Man kam nach dem Gottesdienst zusammen, natürlich in Mantel oder Paletot mit dem Hute auf dem Kopfe und setzte sich um den runden Tisch, worauf Schreibzeug und einige Papierbogen lagen. Einen Schriftführer gab es nicht. Es wurde zwar von einigen Vorfällen in der Schule gesprochen, doch mehr noch von politischen und anderen Tagesneuigkeiten. Ich war neugierig, wann die eigentliche Konferenz ihren Anfang nähme. Da öffnete sich die Tür und zwei Kellner aus einem benachbarten Kaffeehause traten ein, wovon der eine eine große Kanne und Tassen, der andere ein Körbchen mit Gebäck auf den Tisch stellten. Da wurde nun Kaffee geschlürft und fleißig nach dem Brotkorbe gegriffen, auch für die geistige Würze dieses improvisierten Frühstücks war durch Gedankenspäne aus Uchi's Tagebuche gesorgt, die der Präfekt mit schmunzelndem Gesichte zum Besten gab. Kaum war dieser, wie es mir schien, wichtigste Gegenstand der Konferenz erledigt, rückte einer nach dem andern den Hut und entfernte sich mit den Worten: „Con permesso, Signori!“ aus dem Zimmer. Der Präfekt schien sich dann zu besinnen, daß er außer von den Gedankenblitzen seines Hundes auch etwas von den Schuldingen mit den Herren zu reden habe und schrie ihnen nach: „Herr Professor! Herr Professor, hören Sie“ — aber fort waren sie bis auf wenige Getreue, zu denen er beruhigt meinte: „Nun,

ich sehe die Herren ja morgen wieder!" Dann erschienen abermals die beiden Kellner, trugen die leeren Tassen und Kannen und den ebenso leeren Brotkorb weg — und die Konferenz war zu Ende. Es ging allerdings nicht immer so zu. Wenn die Semestralklassen festgestellt wurden und Disziplinarfälle zu besprechen waren, oder wenn der Schulrat nach beendigter Inspektion die vorgeschriebene Konferenz abhielt, geschah alles vorschriftsmäßig. Im allgemeinen aber blieb man gerne bei dem kurzen Wege der mündlichen Besprechung mit den zunächst beteiligten Lehrern, so daß man außerhalb der eigenen Lehrklassen wenig erfuhr, was sich in den anderen zutrug. Dessen ungeachtet wurde über jede Konferenz nach ein oder zwei Tagen vom Präfekten selbst ein Protokoll abgefaßt, das man ruhig unterschrieb, und worin von allerhand schönen Dingen und Schulangelegenheiten gesprochen wurde, von denen man in der Konferenz selbst kein Sterbenswörtchen gehört hatte.

In Udine hatte ich mich auch außerhalb der Schule fast ausschließlich im Kreise meiner Berufsgenossen bewegt, in Venedig jedoch blieb der Verkehr mit ihnen aus den geschilderten Ursachen mit wenigen Ausnahmen lediglich auf die Schule und auf gemeinsame Pflichttätigkeit beschränkt. Es fehlte jedoch deshalb keineswegs an geselligem Umgange, denn es gab dort viele Österreicher und Deutsche, teils ansässige, teils solche, die den Winter an der Lagune verlebten. Überdies hatte ich in dem zur Zeit in Venedig stationierten Infanterieregimente ein Geschwisterkind, den Oberleutnant Fritz W., durch den ich bald in Offizierskreise hineingezogen wurde. Es waren fast durchwegs frische und heitere Kameraden, unter denen ich als Angehöriger einer alten Militär- und Beamtenfamilie mich leicht heimisch fühlen konnte. Bei den österreichischen Offizieren hat die Abschließung vom Zivil niemals, wie anderwärts, als Dogma gegolten, am wenigsten in Ita-

lien, wo angesichts der politischen und sozialen Zeitverhältnisse Offiziere und deutsche Beamte im Umgange auf einander angewiesen waren. Ich wurde bald feierlich zum Regimentsvetter und Privatsekretär ernannt, und das schuf mir in meiner freien Zeit nicht nur heitere Lebensstunden, sondern auch manche Arbeit. Denn die Zurückhaltung, die die einheimische männliche Bevölkerung, weniger aus persönlicher Abneigung als unter dem Drucke des nationalen Terrorismus sich im Verkehre mit Militär und deutschen Beamten auferlegte, wurde von dem weiblichen Teile der Einwohner nicht in gleichem Maße geteilt. Die meisten der jüngeren Offiziere hatten ihre Liebschaften, und da diese nur in den seltensten Fällen den besseren Gesellschaftskreisen angehörten, so machte es meinen militärischen Freunden, die wohl der italienischen Sprache zum allernötigsten Hausbedarfe mächtig waren, aber sie nicht geläufig in Wort und Schrift verwenden konnten, oft die größte Schwierigkeit, die unorthographischen Hieroglyphen und das bunte Gemisch von Dialekt und Schriftsprache der weiblichen Herzensergießungen in den Briefen ihrer Freundinnen zu verstehen. Da geschah es nun häufig, daß bald der eine, bald der andere mit solchen Schreiben zu mir kam und mich bat, sie zu entziffern und meistens auch ins Deutsche zu übersetzen. Und dabei blieb es nicht allein, sondern ich mußte zugleich den verliebten Gesellen die Antwort in die Feder diktieren. Kein Wunder! wenn ich dann ein- oder das anderemal die betreffenden „Flammen" persönlich kennen lernte, daß ich auch weiter den Dolmetsch ihrer Gefühle machen mußte, und die Mädchen mir die Verwunderung aussprachen, daß ihr teuerer X. oder Y. so schöne Briefe schreibe und dann im mündlichen Verkehre sich gar so mühsam ausdrücke, worauf ich sie gewöhnlich mit der Bemerkung tröstete, daß es nur die Befangenheit der Liebe wäre, die ihn die rechten Worte nicht finden ließe. Es fehlte auch nicht an gemein-

schaftlichen Unterhaltungen der Offiziere mit ihren Angebeteten, die gewöhnlich in der Kaserne Foscari stattfanden, wo ein Kamerad ein sehr großes, dazu geeignetes Zimmer besaß. Ein Offizier des Regiments, Oberleutnant Franz E., wohnte gegenüber einem nur durch einen sehr engen Kanal getrennten Hause, wo eine mit Glücksgütern nur spärlich, aber desto reicher mit Töchtern gesegnete Familie hauste. Es waren vier Mädchen, die älteste zählte wohl schon 30 Jahre, die anderen waren jünger und die jüngste, Isa geheißen, eine echt venetianische Schönheit mit blondem Haare und schwarzen Augen, zwischen der und dem genannten Offizier bald Beziehungen eintraten, zuerst durch Blicke und Zeichen von Fenster zu Fenster, später durch Briefchen und zuletzt durch persönliche Begegnung. Anfangs allerdings nur in Begleitung der Schwestern, aber bald waren Kameraden zur Stelle, die sich wieder diesen näherten und so geschah es, daß zuletzt Mutter und Töchter eine Einladung in die Foscarikaserne nicht verschmähten. Dort wurden sie reichlich mit feinen Eßwaren und süßen Weinen bedacht, denen die Mutter am reichlichsten zusprach, wobei es übrigens, von heimlichen Händedrücken und auch von verstohlenen Küssen abgesehen, im ganzen ziemlich anständig und harmlos herging. Wenn die Unterhaltung lebhafter und bedenklicher zu werden drohte, war es gewöhnlich meine Aufgabe als Sprecher der lustigen Gesellschaft, die Mutter zu beruhigen und die etwas zu weit getriebene Fröhlichkeit mit dem Hinweis auf die Jugend und heitere Gemütsart der Beteiligten zu entschuldigen. Dann meinte die Mutter gewöhnlich mit schon etwas verglasten Augen, „das seien ja erlaubte Dinge“. Überdies hatten wir eine Art Anstandskommissär in der Person eines älteren Hauptmanns, der in der Ecke des großen Gemaches für den Keller zu sorgen hatte, und jedesmal, wenn die Unterhaltung eine bedenklichere Wendung zu nehmen schien, aus dem dunklen Hintergrunde mit

einer wahren Grabesstimme uns zuzurufen pflegte: „Gebt der Alten zu trinken!“

Ich selber verhielt mich diesem Treiben gegenüber ziemlich passiv und wahrte meine Freiheit, weniger aus Prüderie, sondern weil es meinen Grundsätzen widersprach, um Mädchen zu gewinnen, ernste Absichten zu heucheln, die ich nicht hatte; ich bemühte mich indes, soweit ich es vermochte, durch Zureden und Warnungen an meine Freunde diesen Beziehungen den Charakter eines ungefährlichen Flirt zu wahren. Ein törichtes und optimistisches Beginnen! Denn außer diesen gemeinschaftlichen Unterhaltungen gab es heimliche Begegnungen zu zweien, wo kein Anstandskommissär seines Amtes walten konnte und da ich dies bald wahrnahm, so hielt ich mich, ohne den Verkehr mit den Offizieren zu unterbrechen, diesem Treiben möglichst ferne. Aber ich blieb der Vertraute und zwar auf beiden Seiten. In der Tat erschien eines Tages die schöne Isa in Begleitung ihrer Schwester Angela in meiner Wohnung, offenbar, um mich über die Vermögensverhältnisse ihres Franz und über seine Absichten auszuforschen. Ich erwiderte ausweichend, daß ich darüber nicht genau Bescheid wisse und riet ihr wohlmeinend, die Sache nicht allzu ernst zu nehmen. Verhältnisse mit Offizieren wären bedenklich, sie selbst bald da, bald dort, militärische Heiraten hätten der nötigen Kaution und anderer Umstände wegen immer ihre Schwierigkeit. Auch fragte ich sie offen, ob sie denn in ihrem Umgangskreise keine Aussicht auf Versorgung hätte, da sie doch ein schönes Mädchen sei. „Ach!“ erwiderte sie, „zu uns kommen nur junge Studenten und Leute aus dem Gewerbestande, die haben alle so schwielige Hände und den Arbeitsgeruch an ihren Kleidern. Und mein Franz hat so weiße Hände und ein so feines Benehmen. Man möchte es doch besser haben. Und dann seid ihr Deutsche viel zärtlicher und rücksichtsvoller gegen Mädchen und euere Offiziere sehen alle

so hübsch aus und haben tausend Waffen gegen uns arme Mädchen.“ Die hübsche Schwester, die mich wegen ihres stillen, sanften Wesens und besonders wegen ihrer einschmeichelnden und etwas melancholisch angehauchten Stimme eigentlich am meisten ansprach, saß ruhig dabei und schwieg. Ich richtete an sie die Frage, ob sie über die Deutschen ebenso denke wie ihre Schwester und bekam zur Antwort, daß ihr Deutsche und Italiener gleich seien, wenn sie nur wahrhaft liebten und ernstliche Absichten hegten. Etwas verdrießlich über meine ungenügenden Auskünfte entfernte sich die lebhafte Schöne mit ihrer Schwester, aber einige Tage darauf fand ich sie, als ich Oberleutnant E. besuchte, bei ihm allein, auf dem Sopha sitzend und lustig Wein und Backwerk genießend.

Um meine freundlichen Leser nicht über das weitere Schicksal dieser niedlichen Venetianerinnen in Neugier zu lassen, will ich hier etwas in der Zeit vorgreifen. Oberleutnant E. begab sich nach dem Feldzuge von 1859 auf längeren Urlaub in seine Heimat und kehrte nach einigen Monaten am Arme einer jungen Gattin aus seiner Vaterstadt in die Garnison nach Venedig zurück.

Die schöne Isa besuchte mich zwei Jahre später mit ihrer Schwester Angela und einer älteren Tante in Padua, als ich dort als Professor lebte, und sprach recht ungehalten von ihrem Franz, meinte jedoch, daß seine Verhältnisse ihm nicht gestatteten, ein armes Mädchen zu heiraten. Beide Schwestern begaben sich dann in die Kirche des hl. Antonius, um dort den Heiligen um eine baldige glückliche Verheiratung anzuflehen. Neben den 13 Wundern, die er täglich zu wirken hatte, wurde er auch in solchen Anliegen zum Anwalt erbeten. Als ich am Abende die beiden Mädchen zum Bahnhof geleitete, gesellte sich ein junger Oberarzt, der in meinem Hause wohnte, zu uns und fing sofort mit der hübschen Isa zu flirten an. Wenigstens hörte ich sie ihn fragen, ob die Militär-

ärzte auch wie die Offiziere zum Heiraten eine Kaution benötigten. Später, im Jahre 1864, besuchte ich anläßlich meiner Anwesenheit in Venedig die Familie wieder, fand aber die schöne Isa nicht mehr im Hause. Sie hatte sich inzwischen verheiratet, die sanfte Angela saß noch stiller als sonst und etwas blaß und abgehärmt aussehend mit der Mutter auf dem Sopha, neben ihr ein mir fremder Offizier, den sie mir als Bräutigam vorstellte. Bei meinem Fortgehen stand sie auf, um mir die Hand zu reichen und ein Blick auf ihre Gestalt gab mir die Vermutung, daß sie Mutterfreuden entgegensehe. Ob ich recht vermutete, weiß ich nicht, auch nicht, was aus dem Verhältnisse geworden ist, denn ich habe seit diesem Besuche weder sie noch ihre Schwestern wieder gesehen, auch nichts weiter mehr von ihnen gehört.

Man darf jedoch aus den eben erzählten Episoden meines Venetianer Aufenthaltes nicht den Schluß ziehen, als wäre der Verkehr mit Mädchen der italienischen Bevölkerung für Deutsche und besonders für Offiziere so leicht gewesen. Das waren nur Ausnahmen und nur in den unteren Schichten der Gesellschaft möglich, in den besseren oder gar in den höheren einheimischen Kreisen konnte bei den herrschenden Lebensgewohnheiten und den politischen Verhältnissen ein solcher Verkehr nur in den seltensten Fällen und mit größter Heimlichkeit verwirklicht werden.

Neben diesen militärischen Kreisen hatte ich wenig Umgang, mit meinen Berufsgenossen, wie schon erwähnt, außerhalb der Schule fast gar keinen, wenn ich drei darunter ausnehme, die aber nicht an meiner Anstalt, sondern am andern Gymnasium, S. Caterina, in Verwendung standen. Es waren dies mein alter Freund und Leidensgenosse, der Lehrer der deutschen Sprache, Heinrich Noë, ein Supplent für Geschichte Giuseppe dalla Vedova, ein Paduaner und junger Mann von gediegenem Wissen, von feinfühligem Herzen und selten

vornehmem Charakter, und dann ein alter Geistlicher, Prof. Ab. Filippi.

Dieser letzte war eines der merkwürdigsten Originale, die ich während meiner Laufbahn als Lehrer gekannt habe, ein Professorentypus, wie er gegenwärtig nahezu ausgestorben ist. Trefflicher Kenner der lateinischen Sprache, namentlich des poetischen Sprachschatzes, wie es zu seiner Zeit in Italien nur wenige geben mochte. Er kannte die Klassiker, besonders Horaz, Vergil und Ovid fast auswendig und zitierte sie geläufig bei jeder Gelegenheit, ebenso wie er mit Dante sehr vertraut war, er hat auch Vincenzo Monti's „Basvilliana" und Schillers Balladen in lateinische Verse übertragen, die letzteren, da er des Deutschen nicht mächtig war, nach einer italienischen Übersetzung. Nahezu 70 Jahre alt, von fast riesenhafter Gestalt, mit weißem Haare und großen, dunklen, hervorstehenden Augen, mit strengen Gesichtszügen, die aber, wenn er sprach oder lächelte, einen äußerst gutmütigen Ausdruck annahmen. Er ging meistens in defektem Schuhwerk und einem langen Oberrocke einher, in dessen schier unergründlichen Taschen nicht nur Bücher und Schriften, sondern auch allerhand Viktualien Platz fanden. Er pflegte nämlich den Bedarf für sein Mittagessen selbst zu besorgen, gewöhnlich nach dem Unterrichte, manchmal auch vor demselben, weshalb es nicht selten vorkam, daß, wenn er in die Schule trat, aus seiner Tasche irgend ein Wurstende, ein Hühnerfuß oder der Schwanz eines Fisches zum Vorschein kamen. Mit diesem Proviant beladen wanderte er nach beendigtem Unterrichte den weiten Weg nach S. Pietro di Castello, wo er in einer kleinen Osteria bei der Zubereitung seines Mittagstisches gewöhnlich selbst mit Hand anlegte und dann allein oder in Gesellschaft von Fischern und Arbeitern sein Mahl verzehrte. Nach Tische ging er dann in ein Nebenzimmer und arbeitete, eine lange Virginia im Munde und eine Flasche Wein vor sich, behag-

lich an seinen Übersetzungen. Des Abends jedoch saß er regelmäßig in einer seiner Wohnung näher gelegenen Weinschenke in S. Filippo Giacomo, wo ich ihm oft Gesellschaft leistete und auch Präfekt Gerardi, ein alter Freund von ihm, ab und zu hinkam.

Er nannte mich stets „Du", und konnte wütend werden, wenn ich, der blutjunge Kollege ihn nicht ebenso anredete: „Testa de casson" (etwa unser deutscher Dickschädel), schrie er mich dann in echtem venetianischen Dialekte an „begreifst Du denn nicht, daß wir Freunde sind?"

Trotz dieser seltsamen Gewohnheiten war er seiner Gelehrsamkeit wegen bei den Schülern geachtet und hielt gute Disziplin. Er hatte auch für unruhige und störrische Schüler eine ebenso eigentümliche, als merkwürdige Strafe. Am Gymnasium S. Caterina, wie an der Mehrzahl der Schulanstalten in Venedig gab es keine Aborte in den Gängen, sondern jede Klasse besaß einen Nebenraum, wo allerhand Utensilien für etwaige Bedürfnisse zur Verfügung standen. Da diese nicht immer sehr reinlich gehalten wurden, überdies bei dem Mangel an Heizung die Schulfenster während der Unterrichtsstunden gewöhnlich geschlossen bleiben mußten, so war die Atmosphäre in der Nähe dieser Räumlichkeiten für heikliche Geruchsorgane nicht die erquicklichste. Wenn nun ein Schüler, ob groß oder klein, sich während des Unterrichts ungebührlich benahm, so wies er ihn mit Stentorstimme an, sich an die Türe des so gearteten Aborts zu stellen und zwar mit den Worten: „Stelle dich dorthin, Schandbube! Sei Priester des Gottes Stercuzio und der Göttin Cloacina!" Diese sonderbaren mythologischen Gestalten waren übrigens nicht seine eigene Erfindung, sondern Stercutius (vom lateinischen stercus „Koth") war der alte Düngergott der Römer, Cloacina (mit „Kloake" zusammenhängend) die Göttin der Reinigung, die sogar auf dem Forum ein kleines Heiligtum besaß. Aber immerhin war der Wieder-

belebung dieser anrüchigen Gottheiten zu pädagogischen Zwecken eine gewisse Originalität nicht abzusprechen.

Einen Vorfall darf ich nicht unerwähnt lassen, der zur Kennzeichnung seines naiven Wesens nicht unwichtig ist, und den ich aus seinem eigenen Munde gehört habe. Ich erzähle ihn möglichst mit seinen Worten: „Ich saß nach dem Mittagessen in meiner Osteria, und rauchte behaglich meine Virginia, da kommt die Padrona (Wirtin) und meldet mir, daß die Gondel der Statthalterei am Kanal stünde und man nach mir frage. Tritt auch gleich ein Gondolier ins Zimmer und sagt mir, daß Se. Exzellenz der Statthalter mich ersuche, sogleich nach der Statthalterei zu kommen. Denke Dir, Freund, wie ich erschrocken bin. Zur Statthalterei und sogleich! Mir zitterten die Knie vor Angst und ich war mir doch keiner Schuld bewußt! Ich zog eilig meinen Rock an und folgte dem Manne in die Gondel, die Gondel der Statthalterei und alle Ruderer in Uniform!

Wir kommen an, ich steige aus und mir pochte das Herz vor Ängsten! Man führt mich in einen großen Saal, da saß der Herr Statthalter und mehrere Räte, lauter hohe Herren. Ich wagte kaum zu atmen!“ Um das Weitere zu verstehen, muß ich bemerken, daß mit dem Gymnasium S. Caterina ein Konvikt verbunden war, dessen Zöglinge auf Staatskosten erhalten wurden, dessen Leitung aber nicht dem Gymnasial-Direktor, sondern einem besonderen Vorstand zukam. Dieser Posten war erledigt und sollte neu besetzt werden. „Da trat einer der Räte“, erzählte Filippi weiter, „auf mich zu, ein freundlicher Herr, der gut italienisch sprach, und sagte: Herr Professor, es handelt sich um die Besetzung der Direktorstelle im Konvikt. Es ist uns der hochwürdige Herr M. vorgeschlagen worden, die Erkundigungen über ihn sind aber nicht ganz ausreichend und da wir wissen, daß er zu Ihren Freunden gehört und wir Ihre strenge Wahrheitsliebe und

Rechtlichkeit kennen, so möchten wir vor der Entscheidung Ihre Ansicht hören, ob M. die nötigen Eigenschaften für diesen Posten habe. — Nun weißt Du, lieber Freund, es freute mich, daß man mir Vertrauen schenkte und meine Aufrichtigkeit anerkannte; aber es war doch eine schwere Aufgabe. M. ist mein Freund, und ich wollte ihm nicht schaden; andererseits jedoch bin ich überzeugt, daß er für diese Stelle nicht tauge. Da galt es behutsam sein!

Ich sagte daher zum Herrn Rate, der mich angesprochen hatte, daß ich mich durch das Vertrauen der hohen Statthalterei sehr geehrt fühle, und auch über die Eigenschaften meines Freundes M. im Klaren sei — ich wüßte auch das rechte Wort, um ihn zu charakterisieren — aber es sei kein hübsches Wort, und ich getraue mich nicht, es in Gegenwart der hohen Herren auszusprechen. Der Herr Rat jedoch meinte, ich möchte ganz von der Leber reden und offen und ehrlich, wie man mich kenne. Da antwortete ich denn nach einigem Zögern: „Wenn ich denn die Wahrheit sagen soll, M. kommt mir vor, wie ein „stronzo in gloria". Dieser echt venetianische und nur im Volksmunde gebräuchliche Ausdruck ist schwer zu übersetzen und in seiner drastischen Derbheit kaum jemanden verständlich, der den Dialekt nicht kennt. Wörtlich bedeutet es „einen Dreckbatzen in der Gloria" und bezeichnet Menschen, die ohne inneren Wert und wirkliches Verdienst es zu etwas gebracht haben und sich deshalb aufblähen. Die Herren von der Statthalterei schienen übrigens den Sinn dieses unparlamentarischen Wortes recht gut verstanden zu haben, denn der Rat, der mit Filippi unterhandelt hatte, brach schnell das Gespräch ab, entschuldigte sich bei ihm wegen der Störung und entließ ihn auf das eiligste. Ob der besagte, in so sonderbarer Weise charakterisierte M. wirklich für die in Rede stehende Stelle ernannt worden ist, weiß ich nicht mehr. So viel aber ist gewiß, daß mein alter Freund Fi-

lippi mit strahlendem Gesichte und großer Selbstzufriedenheit sich darüber freute, daß er sich seiner Aufgabe so diplomatisch, wie er meinte, entledigt hatte. „Denn“, sagte er später zu mir, „es war schwer für mich. Ich wollte meinem Freunde nichts Böses nachsagen, aber so, nicht wahr? habe ich mich gut aus der Sache gezogen!“

Trotz seiner Sittenreinheit war Filippi zu Zeiten munteren Scherzen nicht abgeneigt. So sprach er einmal von der Begegnung Dantes mit Francesca da Rimini im V. Gesang der **Divina Comedia**, die mit den Worten schließt: „**E Caina attende chi in vita ci spense**“.*) Die Worte „**in vita**“ seien eigentlich überflüssig, denn wenn sie nicht mehr am Leben waren, konnte Lancelotto sie nicht töten“, meinte er. „Und Dante“, setzte er mit gewaltiger Stimme und rollenden Augen hinzu, „gebraucht niemals ein Wort zu viel!“ Der Ausdruck „**in vita**“ sei daher gleichbedeutend mit „**in flagranti**“, „**quod est vita vitae**“ **), wie er mit schmunzelnder Miene bemerkte. Daß sich der alte Herr hiebei einmal einen frivolen Witz erlauben wollte, ist wohl nicht nötig zu sagen, denn „**in vita**“ bedeutet hier offenbar nichts anderes als „auf Erden“.

VI.

Inzwischen war das Jahr zu Ende gegangen und beim Empfange des diplomatischen Korps am Neujahrstage 1859 hatte Kaiser Napoleon III. an den österreichischen Gesandten Freiherrn von Hübner jene berühmte Ansprache gehalten, die bald ganz Europa in Aufregung versetzte. Selbstverständlich teilte sie sich auch der italienischen Bevölkerung mit und wuchs

*) Und Caina (d. i. der Höllenhund) erwartet den, der uns im Leben vernichtete (eigentlich auslöschte).

**) Was des Lebens Leben ist.

um so höher, je näher man vor dem Kriege stand. Bis zu dessen wirklichen Ausbruche vergingen allerdings noch einige Monate, aber die endliche Loslösung des lombardo-venetianischen Königreiches von der österreichischen Herrschaft stand von jenem Neujahrsempfange an fest und niemand zweifelte mehr an den kommenden Krieg, am wenigsten die heißblütigen Gegner der österreichischen Regierung. Und dazu gehörte, von dem niederen Volke abgesehen, der weitaus größere Teil der gebildeten Bevölkerung, ausgenommen vielleicht ältere Venetianer und höhere Geistliche, die aus Beharren an den althergebrachten und gewohnten Zuständen oder aus Furcht vor den unsicheren kommenden Dingen zur österreichischen Regierung hielten. Dazu zählten Präfekt Gerardi und mein alter guter Filippi. Der erstere war sehr nachdenklich und unwirsch über den Gang der Ereignisse, obwohl, wie er mir schmunzelnd mitteilte, sein Uchi anläßlich der im Zuge begriffenen Bildung von italienischen Freischaren ihm geschrieben hatte, daß er alle Hunde der Umgebung versammeln werde, um die Garibaldiner aus dem Lande hinauszubellen. Er war sehr gut österreichisch gesinnt und hatte früher am Gymnasium in Monza, wo er Professor war, den Kaiser Franz gesehen, der bei einer Vorstellung des Lehrkörpers diesem empfohlen hatte, die Jugend zuvörderst in der Treue gegen das Herrscherhaus zu erziehen, denn er brauche keine Gelehrte, aber gute Untertanen. Professor Filippi selbst, treu und ehrlich wie in allen Dingen, auch in seiner österreichischen Gesinnung, konnte in Wut geraten, wenn man von dem bevorstehenden Ende der österreichischen „Fremdherrschaft" redete. Oft tröstete er meine eigenen Befürchtungen beim Nachhausegehen abends mit den Worten: „Die Piemontesen kommen nicht nach Venedig, glaube es, denn das sagt Dir ein Freund." Ich erinnere mich lebhaft noch seiner zornigen Aufwallung, als eines Abends in der gewohnten Weinstube auf S. Filippo Giacomo

sich ein junger Doktor der Rechte, ehemals Schüler von Filippi, zu unserem Tische setzte und da das Gespräch unvermeidlicher Weise auf die politischen Zustände fiel, die Meinung äußerte, daß Filippi als Italiener sich ebenfalls freuen müßte, wenn die Fremdherrschaft aufhören und Italien sich einigen würde. Mit dem Blicke eines donnernden Zeus sah der alte Mann mit seinen hervorstehenden Augen den Sprecher an und schrie ihm zu: „Wissen Sie, was ich Ihnen darauf zu sagen habe? Der Filippi ist ein ehrlicher Mann und spuckt nicht in die Schüssel, aus der er ißt.“ Und er war den ganzen Abend, auch nachdem der junge Politiker sich kleinlaut entfernt hatte, nicht zu beruhigen und vergaß beim Weggehen sogar das gewohnte Bianchetto (eine Art Zwieback) für seine geliebte Hündin zu Hause mitzunehmen. Erst als ich ihn darauf aufmerksam machte, verzog sich sein Gesicht wieder zu freundlichem Lächeln und indem er das Backwerk in seine große Tasche schob, meinte er gutmütig: „Du hast recht, mein Sohn. Die arme Lila, sie frißt es so gerne!“

Wer die Geschichte des Krieges von 1859 kennt oder selbst miterlebt hat, weiß, daß von Napoleons berühmter Neujahrsansprache bis zum tatsächlichen Ausbruch des Krieges noch einige Monate mit Verhandlungen vergingen, und dieser zunächst mit der Überreichung des österreichischen Ultimatums in Turin durch Freiherrn von Kellersperg am 23. April seinen Anfang nahm. Die Verhandlungen zwischen den einzelnen Mächten ließen ab und zu die Nichteingeweihten und Optimisten an eine friedliche Lösung der Zwistigkeiten glauben und gaben den Einzelnen sowie der ganzen Bevölkerung Grund genug, zwischen banger Furcht und aufregender Hoffnung hin und her zu schwanken. Gewisses wußte man durch längere Zeit nicht, und ein Zwiegespräch zwischen zwei alten Venetianern, hinter denen ich eines Abends in den Prokuratien am Markusplatze einherging, belehrte mich, daß auch in politischen

Dingen, wie in anderen, das Nichtwissen nach dem alten Ausspruch des Sokrates der Gipfel der Weisheit war. „Haben Sie die heutige Zeitung gelesen?“ fragte der eine von den Alten seinen Begleiter. — „Ja, ja!“ meinte dieser mit tiefsinniger Miene. — „Und was sagen Sie dazu?“ — Worauf der Befragte noch nachdenklicher als früher: „Wahrhaftig, man weiß nichts!“ — Erstaunt blieb der Frager vor dem Befragten stehen, und ihn bewundernd anstarrend, als hätte er die tiefste Weisheit gesprochen, rief er aus: „Bravo! Da haben Sie recht! Man weiß wirklich nichts!“ Und stummen Ernstes trotteten Beide weiter. Gewißheit erfuhr ich erst, als ich in jenen Tagen mich wieder einmal in die Kaserne Foscari begab, und mein Vetter Fritz mir mit einigen Kameraden jubelnd mit dem Rufe entgegen stürmte: „Krieg! Krieg!“ — „Was es dabei zu jubeln gebe?“ — „Das verstehst Du nicht! Du bist kein Soldat! Krieg ist das eigentliche Leben des Soldaten!“ Und dabei umhalsten sie sich gegenseitig und sprangen wie toll herum, als sei ihnen das größte Glück der Erde zuteil geworden. Nun könnte man sich einmal mit den Franzosen messen! Das seien Soldaten, mit denen es sich zu kämpfen verlohne! „Kinder!“ rief ein älterer Hauptmann dazwischen, „Anfangs werden wir den Kürzeren ziehen, denkt an mich, später vielleicht ihnen gewachsen sein.“ Es war damals doch ein schöner, frischer Geist in der österreichischen Armee, genährt durch Traditionen ruhmreicher Erfolge, gefestigt durch das ungeteilte Gefühl für die alt-österreichische Waffenehre. Und Offiziere und Mannschaft von einem Geiste beseelt, ohne Rücksicht auf Volksstamm und Sprache!

Auf der Riva Schiavoni gleich hinter der Seufzerbrücke war ein Kaffeehaus, wo ich besonders gegen Mittag mich gerne an dem Anblicke der sonnendurchglühten Lagune mit dem Hintergrunde der schönen Insel und Kirche von S. Giorgio erfreute. Da konnte man in jenen Tagen des Frühlings oft

Truppenkörper über die Riva vorüber wandeln sehen, Jäger und Infanteriebataillone, blühende Jugend von gesundem Aussehen mit blitzenden Augen und lächelndem Gesichte, einige darunter hell aufjauchzend und jodelnd. Ich sah dabei öfter die gutmütige Eigenart des venetianischen Volkes zur Geltung kommen. Bei der im allgemeinen unter der venetianischen Bevölkerung herrschenden Stimmung galten ja alle diese frohen und frischen Krieger als Feinde, die herbeigerufen waren, um gegen die Befreier zu kämpfen, die ihnen die lang ersehnte Einheit Italiens, „l'Italia una", bringen sollten.

Und doch sah ich bei diesen Durchzügen der österreichischen Truppen niemals finstere Mienen oder heimlich geballte Fäuste, hörte niemals halb unterdrückte Flüche und Verwünschungen, wie ich sie später im Jahre 1866 unter der Bevölkerung von Padua bei ähnlichen Anlässen vernehmen konnte. Mit freundlichem Gesichte, mit menschlichem Mitgefühle sahen die guten Venetianer die kraftstrotzende Jugend an sich vorüberziehen. „Peccato! quanta bella gioventù!" meinte kopfschüttelnd ein weißhaariger Venetianer, der neben mir auf einem Tischchen seine Tasse Kaffee schlürfte, und ein biederer Fischer, der von seiner Barke aus die Truppen vorbeimarschieren sah, rief laut aus: „O che mati! I se rallegra ancora per andarse copar!" *)

Die Aufregung, die während der langen Verhandlungen und inmitten des Hangen und Bangens die Bevölkerung ergriffen hatte, steigerte sich nach dem Ausbruche des Krieges wohl bedeutend, aber sie machte sich im öffentlichen Leben nicht so bemerkbar, weil dieses durch die kriegerische Zeit auf ein bescheidenes Maß eingeschränkt wurde. Das große Theater Fenice mit seinen vorzüglichen Opern und Ballettvorstellungen, vormals der Sammelpunkt der hohen und niederen Gesellschaft,

---

*) „Die Narren! Sie freuen sich noch, sich totschlagen zu lassen!"

blieb geschlossen; nur einzelne kleinere Theater, wie Apollo und S. Benedetto boten ab und zu minderwertigen Truppen Gelegenheit zu Darstellungen. Der berühmte und so oft beschriebene Karneval in Venedig mit seinen volkstümlichen Maskenzügen und seinem bunten lärmenden Treiben auf dem Markusplatze war wie gestorben; nur in kleinen Lokalen gab es manchmal Maskenbälle, die aber nur von der niederen Volksklasse besucht wurden. Die bessere Gesellschaft wich grundsätzlich jedem öffentlichen Vergnügen aus, auch Familienfeste größerer Art waren durch die Landestrauer mit einer Art Bann belegt.

Die kriegerischen Ereignisse warfen selbstverständlich auch ihre Schatten auf mein Berufsleben und das Verhältnis zu Schülern und Lehrern. In der 4. Klasse, die im dritten Stockwerke des Gymnasiums lag, konnte ich durch die offenen Schulfenster mit freiem Auge die französischen Schiffe sehen, die den Hafen von Venedig blockierten, die Schüler waren meist unruhig, aufgeregt und teilnahmslos beim Unterrichte und versuchten auch ihrerseits die Sympathie mit den italienischen Einheitsbestrebungen durch Widerspenstigkeit und Demonstrationen gegen den Lehrer der deutschen Sprache kund zu geben. Ich hielt sie, da sie der Mehrzahl nach Knaben waren, mit einiger Mühe noch im Zaum, mehr jedoch hatte mein Kollege Noë am Gymnasium S. Caterina darunter zu leiden, wo die beiden obersten Klassen sehr stark besucht waren, und Unbilden und Ausgelassenheiten zur Regel wurden, wogegen weder bei der Direktion noch bei den übrigen Lehrern eine aufrichtige und tatkräftige Unterstützung zu finden war, da diese sich meist heimlich die Hände rieben, daß dem scheel angesehenen deutschen Lehrer die Aufgabe schwer gemacht wurde. Noë wurde des Treibens auch bald überdrüssig und ging mit Beginn des 2. Semesters ans Gymnasium nach Spalato in Dalmatien, wo er, da die Seeblockade den Dampferverkehr

nicht möglich machte, nach langer und beschwerlicher Fahrt auf einem Fischertrabakl anlangte, sich aber trotz Gefahren und Sturm unter Wasser und Himmel sicherlich wohler gefühlt haben mochte, als in der schwülen Schulstube unter den tollen Ausschreitungen der Schüler. Heinrich Noë, nebenbei gesagt einer unserer tüchtigsten Schulmänner, der während seiner Lehrzeit in Venedig von der italienischen Jugend so vielfach geplagt und gequält worden ist, machte sich später durch seine sehr feinsinnige Anwendung der Gabelsberger'schen Stenographie auf die italienische Sprache in Italien sehr bemerkbar. Beim letzten stenographischen Kongresse in Rom wurde Noë viel gefeiert und auch mit einem italienischen Kommandeurkreuze ausgezeichnet, im Triester Stenographenverein steht seine Marmorbüste als bleibende Ehrung. In den letzten Wochen seines Aufenthaltes in Venedig waren wir beide im Umgange fast auf uns allein beschränkt, die Berufsgenossen verkehrten außerhalb der Schule nur wenig mit uns und wenn eine Begegnung auf der Straße unvermeidlich war, so hatten sie es meistens sehr eilig. Eines Tages ward ich durch Besprechung einer Schulangelegenheit veranlaßt, mit einem italienischen Kollegen längere Zeit hindurch auf dem Markusplatze auf und ab zu gehen, und ich merkte aus seiner verlegenen Miene und scheuen Blicken, daß ihm dieser unfreiwillige Spaziergang nicht sehr angenehm war, weshalb ich ihn ganz ungescheut fragte, ob er Bedenken habe, sich mit mir öffentlich zu zeigen. Da meinte er: „O nein, ich habe gar keine Furcht, mit Dir zu verkehren. Aber Du weißt, daß die Leute gegenwärtig uns den Umgang mit einem Deutschen verübeln." Worauf ich trocken erwiderte, er möge sich seinen Mut für eine bessere Gelegenheit aufsparen. Ich sei weder Dieb noch Mörder, und deshalb niemandem zu Danke verpflichtet, daß er mich der Ehre seines Umganges würdige. Und ging meiner Wege. Nur der schon früher erwähnte

Kollege dalla Vedova, empört über die Kleinlichkeit seiner Landsleute, suchte mich und Noë aus freiem Antriebe fast täglich auf und brachte die Abende in unserer Gesellschaft zu.

Indes wurden die Anlässe zu einer Begegnung mit den italienischen Berufsgenossen immer seltener. Unser Gymnasium wurde zur Unterbringung von Soldaten geräumt und der Unterricht geschlossen, meine militärischen Freunde und Regimentsvettern waren ins Feld gegangen, mein Freund und treuer Genosse Noë nach Spalato abgereist, und so war ich bald ganz auf mich selbst verwiesen. Kurz vor Beginn des Krieges im März 1859 war ich mittlerweile zum wirklichen Gymnasiallehrer ernannt worden, noch ehe ich mein 23. Lebensjahr vollendet hatte, mit dem Gehalte jährlicher 735 fl. und dem Vorrückungsrechte in die höhere Gehaltsstufe von 840 fl. (sic!) nebst dem Anspruche auf Dezennal-Zulagen à 100 fl. Das war die Besoldung, wie sie vor 40 Jahren die österreichischen Mittelschul-Professoren nicht nur im lombardo-venetianischen Königreiche, sondern auch in den übrigen Reichsprovinzen bezogen, mit Ausnahme der wenigen glücklichen, die in Wien lehrten und wenn ich nicht irre, einen Jahresgehalt von 1200 fl. jährlich erhielten, oder in einer Landeshauptstadt an sogenannten Gymnasien I. Klasse mit dem Gehalte von 940 oder 1050 fl. angestellt waren. Meine Einkünfte erfuhren durch meine definitive Ernennung keine große Zubuße; denn es kam noch der Umstand dazu, daß während der Kriegsmonate im Jahre 1859 sämtlichen Staatsbeamten und somit auch den Lehrern eine Art Kriegssteuer auferlegt wurde. Bisher wurde uns die Besoldung immer in Silbermünze ausbezahlt; da aber die Auslagen für die Armee die Silbervorräte des Staatsschatzes wahrscheinlich erschöpft hatten, so bezogen die Zivilbeamten ihren Gehalt in Papier und zwar nicht in den allgemein gangbaren Banknoten, sondern in eigens für die Kriegsdauer herausgegebenen

Wechseln, „Vaglie“ genannt, die allerdings den Vollwert des Bargeldes haben sollten, aber von niemandem al pari angenommen wurden, weder in den Geschäftsläden, noch in Gastwirtschaften und Kaffeehäusern, noch auch von Einzelpersonen. Wer nicht in der glücklichen Lage war, diese Papiere bis zur Beendigung des Krieges beiseite zu legen, wo sie dann allerdings im Nominalwerte ausgelöst wurden, dem blieb nichts übrig, als seine Besoldung jeden Monat in eine Wechselstube zu tragen und dabei mindestens ein Drittel einzubüßen. Dies alles trug bei, neben dem Mangel an Berufstätigkeit und Beschäftigung mir den Aufenthalt in der Lagunenstadt von Tag zu Tag ungemütlicher zu machen. Zur See waren wir durch die französische Flotte blockiert, der Verkehr zu Lande stand nur den Truppen und Militärpersonen offen, dazu die Aussicht auf eine eventuelle Beschießung der Stadt. Ich begab mich daher zum Schulrat Concina und fragte mich an, ob ich nicht Urlaub nehmen dürfe. Er verwies mich auf die Verordnung, daß alle Beamten auf ihren Posten zu verbleiben hätten. „Aber, da das Gymnasium geschlossen ist, so habe ich eigentlich keinen Posten“, wendete ich ein. „Wenn Sie Furcht haben“, entgegnete er mit dem ihm eigenen sarkastischen Lächeln, „dann reichen Sie ein Krankheitszeugnis ein.“ Worauf ich trocken erwiderte, daß ich unter dieser Voraussetzung selbstverständlich auf jeden Urlaub verzichte. Und so blieb ich denn.

Es war am 24. Juni — am Tage der Schlacht von Solferino — ich saß bei heftigem Gewitterregen in meinem Zimmer, als die alte Magd bei mir eintrat und mich im Namen ihrer Herrin bat, hinunter zu kommen. Es hätten sich zwei Offiziere des Regens halber ins Haus geflüchtet, und beide verstünden nicht Italienisch. Ob ich nicht mit ihnen reden wollte? Ich stieg zur Hausflur hinab und fand dort einen Major mit einem anderen Offizier ziemlich durch-

näßt auf der Bank sitzen. Der Major schien mir bekannt, und als ich ihm Stand und Namen nannte, sprang er auf und umarmte mich mit den Worten: „Also Du bist mein Neffe Ernst? Ich bin Dein Onkel Quirini!“ An dieser für mich recht erfreulichen Begegnung ist allerdings nichts Merkwürdiges, als die seltsame Verkettung von Zufälligkeiten, die sie herbeigeführt hatte. Meine Hausfrau, eine sehr fromme Dame, war eben aus der gegenüber liegenden Kirche S. Giovanni e Paolo nach Hause gekommen und hatte, während sie den Regenschirm versorgte, das Tor hinter sich nur angelehnt gelassen. In diesem Augenblicke waren die beiden Offiziere in heftigstem Gußregen über die Brücke gegangen, und da sie das Haustor gerade offen fanden, eingetreten, um Zuflucht zu suchen. Mein Onkel wußte wohl, daß ich in Italien als Professor lebte, nicht aber die Stadt, wo ich war, und so ließ ihn ein zufällig geöffnetes Haustor, die sonst in Venedig stets geschlossen sind, unter tausend von Häusern gerade in das eintreten, wo ich wohnte. Er sollte mit seinem Bataillon ein Fort bei Venedig besetzen, erkrankte aber bald nach seiner Ankunft und mußte zurückbleiben. Bei seiner Unkenntnis von Land und Leuten war es ihm ein Trost, mich um sich zu wissen und ich hatte auch Zeit und Muße genug, ihm seine Einsamkeit zu erleichtern. Am Tage nach unserer merkwürdigen Begegnung gaben wir uns im Café Giardino bei der Piazzetta ein Stelldichein und ich machte ihm, der mit einigen Offizieren seines Bataillons zur Stelle war, den Vorschlag, den Dogenpalast zu besuchen. Als wir uns der Scala de' Giganti näherten, erbot sich einer der dort immer umherlungernden und nach Fremden ausschauenden Gesellen zum Führer. Ich wies ihn mit dem Bemerken zurück, daß ich die Herren selbst führen werde. „So?“ rief er mir mit zornigem Blicke zu, „Sie wollen einen Fremdenführer machen?“ „Ich werde mein möglichstes tun“, entgegnete ich ruhig. Da schrie

er mir mit vorgespreiztem Arme nach: „**Ella farà malississimante!**“ In diesem gesteigerten Superlativ (statt **malissimamente**) entlud sich seine ganze Wut über die vermeintliche Geschäftsstörung. Etwas Ähnliches habe ich vor einigen Jahren noch erlebt, als ich wieder einmal in Venedig vor der Riesenstiege im Hofe des Dogenpalastes mit einem Bekannten deutsch redete, und auf die Frage eines der dort herumstehenden Führer, ob er uns nicht die Merkwürdigkeiten von Venedig zeigen solle, ihm im Venetianer Dialekte die allerdings etwas kühne Antwort gab, daß er sich nicht bemühen möge, da ich Venedig ebenso gut und vielleicht besser kenne, als er selbst.

Die Wirkung meiner Worte war eine ganz unbeschreibliche. Der Mann sah mich zuerst mit halb erstauntem, halb mitleidigem Blicke an, wandte sich dann wie ein Rasender zu seinen Gefährten, bald den einen, bald den anderen bei der Hand fassend und wies auf mich hin: „Schau Dir den da an, der will Venedig besser kennen als wir!“ Und ein lautes spöttisches Gelächter aus Aller Munde gellte mir in die Ohren. Und noch am nächsten Tage, als ich zufällig wieder durch den Hof des Dogenpalastes vorbeikam und er mich dort erblickte, rief er einem Genossen zu: „Das ist der Herr, der Venedig so gut kennen will wie wir!“ Dabei durfte ich doch diese Äußerung nicht ohne alle Berechtigung tun. Denn durch mehrjährigen Aufenthalt in der Lagunenstadt, wo ich viel mit Malern und Künstlern verkehrte, konnte ich in manch entlegenen Gassen und Plätzen irgend einen prächtigen Erker, ein kunstvolles Portal, oder eine stimmungsvolle, halb verfallene Säulentreppe zeigen, an dem Fremde und Einheimische achtlos und nicht wissend vorübergehen!

Im Übrigen ging das Leben in Venedig, nur stiller und geräuschloser als sonst, seinen gewohnten Gang und man merkte im Ganzen wenig, daß man im Kriege und in einer

halb belagerten Stadt war. Allerdings gaben später die Nachrichten vom Kriegsschauplatze, von der Schlacht bei Magenta und dann von Solferino zu größerer Aufregung, auch zu Ansammlungen und Volkstumulten Anlaß. Ängstliche Seelen sahen auch mit Furcht einer Beschießung der Stadt durch die blockierende französische Flotte entgegen. Ich glaube indes, daß es sich in diesem Falle doch nur um die Beschießung und Erstürmung der in der Lagune liegenden und von österreichischen Truppen besetzten Festungswerke gehandelt haben würde, und den Franzosen sicherlich die barbarische Absicht ferne lag, Venedig selbst mit seinen herrlichen Kunstdenkmälern zu schädigen oder gar zu zerstören.

Eines Tages — ich entsinne mich des Datums nicht mehr genau — ging ich gerade um die Mittagsstunde über den Markusplatz, als ich eine mir ungewohnte Bewegung um mich herum wahrnahm. Die Leute liefen eilig und mit erwartungsvollen Mienen umher, unruhig flatterten die Tauben auf den Dächern und Gesimsen der Markuskirche, geräuschvoll wurden sämtliche Kaufläden unter den Prokuratien geschlossen — alles verriet Aufregung, Spannung und Erwartung großer Dinge. Als ich unter der Turmuhr in die Merceria einbog, wo man gleichfalls anfing die Gewölbe zu schließen, gingen einige Schritte vor mir zwei Deutsche, die laut mit einander sprachen. Da nähert sich mir ein Mann, dem Aussehen nach niederen Standes, klopft mir vertraulich auf die Schulter und ruft, mit dem ausgestreckten Arm auf die vor uns gehenden beiden Deutschen hinzeigend: „Die werden jetzt bald aufgehört haben, hier zu kauderwelschen, die Hundesöhne!“ Er mußte mich offenbar für einen Italiener gehalten haben, und ich war so verblüfft, daß ich ihm keine Antwort zu geben wußte. Erst im Gasthause, wo ich zu Mittag zu essen pflegte, erfuhr ich durch den Kellner, daß in Venedig das Gerücht verbreitet war, Venetien sei übergeben und um 5 Uhr Nach-

mittag werden die Franzosen in die Stadt einrücken. Als ich dann nach Tische über den Campo S. Moisè gehen wollte, fand ich dort eine dichtgedrängte Menschenmenge angesammelt, die das Weitergehen unmöglich machte. Was die Leute dort wollten, wußte ich nicht und ich hütete mich auch, zu fragen. Da kamen zwei kräftige Husaren mit klirrenden Sporen und rasselnden Säbeln über die Brücke gegangen und es schien mir, als hätte die Menge die Absicht, ihnen den Weg zu versperren. Diese zogen aber flugs die schweren Säbel und augenblicklich wichen die Leute zurück und ließen ihnen eine Gasse frei. Als sie mit drohenden und trotzigen Mienen den Platz überschritten hatten, stürzte ihnen die Menge nach, ohne sie jedoch anzugreifen. Nur Rufe hörte ich: „Was wollen die noch hier?“ Dann war der Campo wieder leer und ich konnte weiter gehen.

Eine noch größere Menschenmasse aber sammelte sich gegen 5 Uhr nachmittags auf der Piazzetta gegenüber der Hauptwache beim Dogenpalaste an, die von einem eisernen Gitter umsäumt war, und wo kroatische Soldaten den Wachtdienst versahen. Alles stand da dichtgedrängt und in fieberhafter Aufregung, obwohl niemand wußte, was eigentlich geschehen sollte. Es hieß nur in der Menge, daß die Franzosen um diese Stunde in Venedig einrücken würden, doch trug keiner dem Umstande Rechnung, daß österreichische Offiziere und Soldaten nach wie vor in den Straßen verkehrten und die wachhabenden kroatischen Soldaten gelassen auf der Wache saßen. Bald aber wurden aus der Menge allerlei Schimpfwörter gegen sie geschleudert, es sollen auch Steine geworfen worden sein. Plötzlich erscholl auf der Wache ein Kommando, das Gitter wurde geöffnet und eine starke Militärpatrouille schritt langsamen Schrittes und mit gefällten Bajonetten gegen die Ansammlung los. Die Menge stob nach allen Seiten auseinander und zog sich auf den Markusplatz

und in die nächsten Seitengassen zurück. Auch Schüsse fielen später, wobei auch ein Gymnasialstudent in den Schenkel getroffen wurde. Das war der einzige ernstere Konflikt zwischen Militär und Volk, dessen ich mich aus jenen Monaten zu entsinnen weiß. Auch konnte ich nie erfahren, wie das Gerücht von dem bevorstehenden Einzuge der Franzosen entstanden sei.

Unvergeßlich jedoch bleibt mir der Eindruck, den die erste Nachricht von dem Friedensvertrage zu Villafranca, dem zufolge die Lombardei abgetreten wurde, dagegen Venetien bei Österreich verbleiben sollte, in der Bevölkerung hervorrief. Ich ging an jenem Morgen über den Markusplatz, der ungewöhnlich still war. Nur wenige Personen eilten mit finsteren Mienen vorbei, die Kaffeehäuser unter den Prokuratien, mit Ausnahme des Café Quadri, wo meist die Offiziere verkehrten, waren ebenso leer wie der Platz selbst, an den Tischen saßen nur wenige Menschen und blickten, Enttäuschung und Mißmut in den Mienen, wie erstarrt in die Weite. Der Himmel war heiter und blau, die Morgensonne goß ihr Gold über die Kuppeln der Markuskirche, aber trotzdem schien die Luft schwül und drückend, als hätte eine unsichtbare Trauerwolke sich über die Stadt gesenkt. Nichts wirkt peinlicher auf die Stimmung als dieser stumme Schmerz, diese stille Verzweiflung eines plötzlich aus seinen Träumen und Hoffnungen gerissenen Volkes. Von jenem Morgen an hatte ich das sichere Vorgefühl, daß die Tage der österreichischen Herrschaft auch in Venedig gezählt waren. Allerdings ergoß sich der Strom des Alltagslebens bald wieder in die gewohnten Bahnen, wenn auch noch zögernd und noch leise erzitternd unter den Nachwirkungen der kriegerischen Ereignisse. Die französische Flotte verließ den Hafen, die österreichischen Truppen wurden nach und nach wieder aus den Forts zurückgezogen, die Bahnzüge neuerdings dem allgemeinen Verkehre geöffnet. Auch unser

Gymnasium wurde bald nachher von den Soldaten geräumt und man konnte mit Heine sagen: „Und am anderen Tage war die Welt wieder in Ordnung und es war wieder Schule nach wie vor.“ Tatsächlich wurde der Unterricht an den Schulen wieder aufgenommen, um eiligst die Lücken im Lehrstoff so gut, als es die Zeit erlaubte, auszufüllen und durch Prüfungen die Ausstellung regelmäßiger Semestralzeugnisse zu ermöglichen.

Als das Schuljahr geschlossen wurde, verließ ich auch die Stadt und reiste nach meiner Heimat.

VII.

Als ich nach den Ferien im November desselben Jahres mich wieder in der Lagunenstadt einstellte, da hatte Venedig in Leben und Treiben wieder seine alte Gestalt angenommen. Aus allen Ländern hatten, wie immer, sich zahlreiche Fremde zur Wintersaison eingefunden, auch die Wiener Aristokratie war, wie in den früheren Jahren, stattlich vertreten.

Die mächtige Bewegung, die damals zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Schillers nicht nur Deutschland, sondern alle Lande, wo die deutsche Zunge ertönte, durchströmte, war auch bis zum Strande der Adria vorgedrungen, und am 10. November wurde auch hier, angeregt von einigen wackeren Deutschen, ein Schillerverein gegründet, der von Dr. Karl Migerka*) mit einer schwungvollen Rede eröffnet wurde und besonders in den ersten Jahren seines Bestandes einen angenehmen und regen Mittelpunkt für die ansässigen Deutschen und die Fremden bildete, und neben der Geselligkeit und Tanzunterhaltungen durch Vorträge und Konzerte auch geistigen

*) Gegenwärtig Hofrat und em. Zentral-Gewerbeinspektor i. R. in Wien.

und künstlerischen Bestrebungen eine willkommene Heimstätte schuf. So wurde ich aus der Zurückgezogenheit, die ich mir im ersten Jahre meines Aufenthaltes in Venedig der Kriegsereignisse wegen auferlegen mußte, bald in den reichen Strom eines anregenden und geselligen Lebens mit hineingerissen. Neue Freunde wurden gewonnen, auch zarte Herzensbündnisse geschlossen mit ihren Freuden und seligen Leiden, mit dem unruhigen und doch glücklichen Genuß der Gegenwart und bitterem Trennungsschmerz! Doch in jungen Jahren scheucht Tatendrang und sonniger Lebensmut bald die Wolken vom Gemüte und duldet keine dauernde Trübung am heiteren Himmel des Daseins!

Auch meine Regimentsvettern waren nach Beendigung des Krieges wieder in die Garnison nach Venedig zurückgekehrt, leider fehlte mancher lustige Kamerad, so auch mein lieber Vetter Fritz, der in der Schlacht bei Solferino verwundet wurde und im Spitale in Mailand starb. Der Verkehr mit den Offizieren wurde, wenn auch im geringeren Maße, wieder aufgenommen, ich wurde sogar einmal zum Hazardspiel in einem Kaffeehaus auf der Riva Schiavoni verleitet. Nach kurzer Zeit hatte ich im Macao eine kleine Summe gewonnen und eine noch größere verloren und seither habe ich niemals wieder gespielt, weil ich dem Spiele keinen rechten Geschmack abgewinnen konnte. Der Verlust kam mir ungelegen und der Gewinn freute mich nicht, weil er mit der Verlegenheit des Verlierenden verknüpft war.

Am liebsten verkehrte ich mit einigen der neugewonnenen Freunde aus der Zecca (Münzamt) in Venedig, alten Bergakademikern, frischen, fröhlichen Gesellen, die insoferne günstig auf mich einwirkten, als sie mir, an praktischer Lebensklugheit und weltmännischer Erfahrung überlegen, den Schulmeisterstaub aus den Kleidern klopften und den frühzeitigen Ernst milderten, der sich meines Wesens bemächtigt hatte und aus

meiner Lebensstellung hervorging. Ich war in dem Alter, wo man gewöhnlich noch ins Leben schaut, wie hinter blaue Berge, und stand als Lehrer und Leiter den Schülern gegenüber, die mitunter in den Jahren nicht viel hinter mir zurück waren. Da hieß es nun in mir selbst die leichte Jugendlust und den frohen Jugendmut oft niederkämpfen, um wenigstens äußerlich durch gemessenen Ernst und würdige Haltung meine Autorität zu wahren, und die so aufgezwungene Maske wird leicht unbewußt zum wirklichen Gesicht. Man wird den Schulmeisterzopf im Leben auch niemals ganz los, wenn er einem vor der Zeit angeklebt worden ist, das erfuhr ich an Berufsgenossen und leider auch an mir selbst.

Unter diesen Freunden von der Zecca waren es vornehmlich zwei, an die ich mich inniger anschloß und mit denen ich heute noch in alter Freundschaft und lieber Erinnerung verkehre. Beide leben jetzt in Wien, der eine, Hofrat Josef Müller, als emeritierter Direktor des Hauptmünzamtes, der zweite, Karl Ritter von Ernst, als Hofrat i. R. und Herausgeber der Zeitung für Berg- und Hüttenwesen, auf welchem Gebiete, sowie in der Münzkunde, er und Müller als hervorragende Autoritäten gelten. Als dritter lebt in meiner Erinnerung der leider früh verstorbene Ernst Zippe, Sohn des als Naturhistoriker durch seine Lehrbücher bekannten Professors, ein geistvoller Mensch, der durch seinen trockenen faustischen Witz immer den Nagel auf den Kopf traf. Zu ihnen gesellte sich der schon erwähnte Dr. Karl Migerka, ein wackerer, kunstbegeisterter und kenntnisreicher Mann, etwas feierlich und pathetisch in seinem Wesen und gerne den Mentor spielend, worauf wohl seine Stellung als Erzieher im Hause des Fürsten Wrede einwirkte, der auf die Entwicklung des geistigen und geselligen Lebens im Schillervereine sehr fördernden Einfluß nahm. Dann Dr. Guido Pedenzani, einer der geistreichsten Menschen und angenehmsten Gesellschafter,

denen ich je begegnet bin, der aber teils durch seine schwankende Gesundheit, teils durch unstäte und zerfahrene Lebensweise frühzeitig zugrunde ging.

Auch mit Malern und Bildhauern verkehrte ich, unter denen ich zunächst Otto Knille erwähnen muß, dem nachmals berühmten Maler und Kunstschriftsteller, damals aber noch ein junger, liebenswürdiger und frischer Künstler, der das Venetianer Leben in vollen Zügen genoß, außerdem die Maler Blaas, Nerly u. a., den Bildhauer Darèn, der die Schillerbüste für den Schillerverein, allerdings mit etwas zweifelhafter Ähnlichkeit, modelliert hatte. Auch eines lieben Menschen muß ich noch gedenken, des Malers Karl Reichardt, der es als Künstler aus Mangel an genügender technischer Vorbildung nicht weit gebracht hat, aber ein feines Kunstgefühl und ein klares, treffendes Urteil über Bilder besaß, dabei eine liebenswürdige Natur, der jeder gut sein mußte, und von erstaunlich naiver und keuscher Lebensauffassung, die mit seinem schon vorgerückten Jünglingsalter nicht im Einklange stand.

Er war in dem photographischen Atelier seines Onkels Vogl beschäftigt, der im Palazzo Pisani in einem großen und phantastisch ausgeschmückten Saale seinem Berufe oblag. Jeder Deutsche, der damals in Venedig lebte, und die meisten Fremden, die die Lagunenstadt besuchten, werden sich des originellen alten Mannes erinnern, der in seinem weiten Arbeitstalar, eine Seidenkappe auf dem Haupte und mit seinem langen weißen Barte an Tizian mahnte. Er machte nicht eben die besten Photographien — in der Technik und in der Schärfe der Ausführung waren ihm italienische Kollegen, z. B. Sorgato, weit überlegen — aber Freund Reichardt wußte die Bilder so hübsch zu retouchieren und mit allerhand zierlichen Arabesken und Beigaben zu umrahmen, daß sie ein sehr gefälliges, fast künstlerisches Aussehen erhielten und deshalb sehr gesucht waren. Dabei war der alte Vogl, wie sein

Neffe, eine ganz naive Natur in allen praktischen Lebensfragen, außerdem beschäftigte er sich in seinen Gedanken viel mit der Idee eines lenkbaren Luftschiffes. In meiner Gegenwart wurde einmal von den Fleischpreisen gesprochen, und jemand bemerkte zu ihm, daß der Fleischer ihm die Ware weit höher anrechnete, als sie am Markte zu bekommen sei, worauf der alte Mann mit seinem gewohnten, langsamen Kopfschütteln erwiderte: „O nein! Mein Fleischer betrügt mich nicht, denn er hat mich gern!“ Einem venetianischen Händler in Geschäftssachen Gemütsregungen zu unterschieben, war wohl eine kindliche Anschauung, wie denn die Italiener überhaupt in diesen Dingen einer idealen Auffassung schwer zugänglich sind. Ich erinnere mich, daß ich später in Padua einem Kollegen vom Gymnasium in einer vorübergehenden Geldverlegenheit aushalf und er sich dann an meinem Schreibtisch niedersetzte, um mir darüber eine Schrift aufzusetzen. Als ich ihm bedeutete, daß ich dies unter Berufsgenossen weder für üblich noch für notwendig halte, sah er mich erstaunt an und meinte: „Ihr Deutsche seid doch sonderbare Leute! Wir halten es auch unter leiblichen Geschwistern nicht anders!“

Nach dem Tode des Onkels widmete sich Reichardt ganz seinem Talente. Er malte meist ziemlich gleichartige, doch recht hübsche Stimmungsbilder aus der Lagune, gewöhnlich mit halb von Wolken bedecktem Monde und Frauengestalten, die in Gestalt und Haarfrisur etwas der österreichischen Kaiserin Elisabeth ähnlich sehen. Das kam daher, daß die hohe Frau gelegentlich eines längeren Winteraufenthaltes in Venedig — es war im Jahre 1860 oder 1861, wie ich glaube, — auch einmal das Atelier Vogl besuchte und sich dort mit dem Kronprinzen Rudolf aufnehmen ließ. Bei dieser Gelegenheit hatte Freund Reichardt die Ehre, ihr photographische Mappen und auch eigene Aquarellskizzen vorlegen zu dürfen. Die bekannte Leutseligkeit und bezaubernde Liebens-

würdigkeit der verewigten hohen Frau hatten damals auf sein für weibliche Schönheit und Anmut begeistertes Gemüt einen solchen Eindruck gemacht, daß er sich in seinen Bildern keine ideale Frauengestalt mehr denken konnte, die nicht in irgend etwas an die Kaiserin gemahnte. Karl Reichardt blieb später auch nach der Abtretung von Venetien in seiner geliebten Lagunenstadt, als einer der besten Kenner und Führer durch die Kunstschätze von Venedig, die er mit Kennerauge in den verborgensten Winkeln und Gassen aufzustöbern verstand. Auch war er bei Jung und Alt beliebt und namentlich unter dem Volke eine allbekannte und beliebte Persönlichkeit. Davon überzeugte ich mich, als ich später im Jahre 1880 ihn wieder einmal in Venedig aufsuchte und seine Wohnung nicht wußte. Ich befragte einen Gondolier und nannte seinen Namen. Der kannte ihn nicht, wie ich aber seine Gestalt beschrieb, rief er aus: „Ah! Sie meinen den Signor Carletto, steigen Sie nur ein, ich führe Sie nach seiner Wohnung.“ Es ist nämlich unter den Eingebornen in Venetien Brauch, nähere Bekannte nach dem bloßen Taufnamen zu nennen, und ich mußte mich nach und nach auch daran gewöhnen, mich statt des offiziellen „Professor“ einfach von italienischen Freunden mit „Signor Ernesto“ anreden zu hören.

Auch Richard Wagner war damals nach der mißglückten Pariser Aufführung des „Tannhäuser“ im Winter in Venedig. Ich habe ihn selbst nie gesehen, erfuhr jedoch von Freunden, daß er sehr häufig abends im oberen Stockwerke des Café Quadri zu finden war und dort der Militärmusik am Markusplatze zuzuhören pflegte. Auch erzählte uns ein deutscher Arzt, Dr. Keesbacher, ein Tiroler, der ihn behandelte, daß er ihm öfter bei seinen Besuchen aus seinen neuesten Kompositionen vorspielte, wobei er auch von dem phantastischen Anzuge, vom Samtbarett und roten seidenen Beinkleidern erwähnte, worin Wagner seine Besuche zu empfangen liebte. Wie wenig der

große Meister damals noch in Italien und selbst von den dort ansässigen Deutschen gekannt und geschätzt war, beweist der Umstand, daß man von seiner Anwesenheit in Venedig nur wenig sprach und ich selbst gar nicht die Gelegenheit benützte, ihn zu sehen oder persönlich mit ihm bekannt zu werden.

So verbrachte ich das zweite Jahr meines Aufenthaltes in Venedig in angenehmster Geselligkeit. Auch das längere Zeit entbehrte deutsche Weihnachtsfest genoß ich im Kreise lieber Bekannten, so z. B. im Hause des Telegraphen-Vorstands Kotalik und seiner liebenswürdigen Frau. Den Mittelpunkt des geselligen Lebens bildete allerdings der Schillerverein. Tanzunterhaltungen, musikalische und andere Vergnügungen reichten sich die Hand, auch literarische Vorträge, woran ich mich selbst wiederholt beteiligte. Jeder trug gerne sein Scherflein durch Musik, Gesang oder Deklamation dazu bei; auch eine deutsche Liedertafel erfreute uns durch hübsche Darbietungen. Im Schillerverein lernte ich auch den weniger in seinen Werken als in seiner Persönlichkeit originellen Dichter Feldmarschalleutnant Wilhelm von Marsano kennen, der uns einmal durch die Vorlesung eines feinsinnigen Lustspiels einen unvergeßlichen Abend verschaffte. Die Geselligkeit bewegte sich allerdings nur meist in den deutschen Kreisen und inmitten einer zahlreichen Fremdenkolonie. Aber man fühlte sich, im Gegensatze zu dem verflossenen Jahre, wieder heimisch in Venedig. Die Kriegsereignisse waren teilweise vergessen, in den österreichischen Regierungs- und Militärkreisen hielt man an der Meinung, daß Venetien bei Österreich verbleiben müsse, unerschütterlich fest und in den letzteren galt es fast als Dogma, daß diese Provinz des berühmten Festungsviereckes wegen eine unbedingte Notwendigkeit für die Macht und Sicherheit der Monarchie sei. Die italienische Bevölkerung hielt sich namentlich in den höheren und gebildeten Ge-

sellschaftsklassen auch nach dem Kriege noch grollend fern, das große Theater Fenice blieb der Landestrauer wegen geschlossen, die kleineren aber erfreuten sich großen Zuspruchs. Immer jedoch blieb der herrliche Markusplatz der beliebte Sammelplatz aller Bekannten, der einheimischen wie der fremden, besonders an lauen Sommerabenden, wenn er beleuchtet war und die Militärmusik spielte. Da wogte immer eine dichtgedrängte Menschenmasse plaudernd und summend auf und ab. Vor den im hellen Licht erstrahlenden Kaffeehäusern unter den Prokuratien waren die Tische bis fast zur Hälfte des Platzes hinaus gerückt und dicht besetzt.

Und das war ein Gelispel und frohes Lachen an den blanken Marmortischen, ein Blitzen von Edelsteinen in dunklen Frauenlocken, ein inniges Zuwinken warmer Liebesaugen, ein glückliches Lächeln schöner Lippen, ein heimliches Rauschen von schimmernden Fächern und seidenen Gewändern, ein Duft von Blumen und kostbaren Essenzen und dazu tönten die süßen Weisen der Musik und darüber lauschte der venetianische Himmel mit seinen funkelnden Sternenaugen — alles atmete Lust, Liebe, Glück, und ein berauschendes Daseinsgefühl zog wie ein mächtiger Lebensstrom sinnverwirrend durch die Seele! Wie manche linde Sommernacht, wenn der Mond seinen Silberschein über die weite Fläche wob, haben wir in heiterer Gesellschaft in der Gondel zugebracht, um dann gegen Sonnenaufgang nach dem Lido zu steuern und ein erfrischendes Bad zu nehmen, während die aufgehende Sonne ihr strahlendes Gold über die Wellen goß. Zu jener Zeit war der Lido noch eine stille einsame Insel, die noch kein Hotel und keine Badeanstalt, wie heute, bevölkerte. Nur eine armselige Hütte stand am Strande, wo man sich zur Not seiner Kleider entledigen konnte. Wie gerne badete ich dort auch bei Tage, manchmal in Gesellschaft des Zöglings von Dr. Migerka, des jungen Fürsten Raoul Wrede, mit seinem prächtigen Neu=

fundländer, der sich jedesmal unaufgefordert mit uns ins Wasser stürzte und meist zwischen uns beiden schwamm, den klugen Kopf bald rechts, bald links wendend wie zur Rettung bereit, wenn wir in den Wellen Gefahr laufen sollten.

Auch mit den höheren Gesellschaftskreisen kam ich in Berührung, unter denen ich zunächst die Familie des Fürsten Edmund Clary und Aldringen in treuer Erinnerung halte. Die Fürstin war eine schöne, in der Gesellschaft viel gefeierte Dame, die Söhne von einfacher, liebenswürdiger Bescheidenheit und trefflicher Erziehung, im ganzen Hause eine gewisse wohltuende Atmosphäre von gewinnender Freundlichkeit, die sich vom Portier bis zur Herrschaft erstreckte. Die Familie wohnte in dem noch heute in ihrem Besitze befindlichen Palais Clary auf der Riva delle Zattere. Ich wurde ersucht, der Tochter des Hauses, Komtesse Edmée, Unterricht in deutscher Literatur zu geben, der sich alsbald auch auf die beiden älteren Söhne Carlos, jetzt Fürst und Majoratsherr, und Siegfried, gegenwärtig österreichischer Gesandter in Brüssel, ausdehnte. Der jüngste, Graf Manfred, war für meinen Unterricht noch zu klein, aber ich unterhielt mich gern mit dem treuherzigen, aufgeweckten Knaben. Er ist zur Zeit Statthalter von Steiermark und hat sich die schöne Offenheit und Leutseligkeit seines Charakters auch in seiner hohen Stellung bewahrt. Komtesse Edmée machte mir die Unterrichtsstunden durch ihr lebhaftes Interesse am Gegenstande und durch die bezaubernde Anmut ihres Wesens zu einer wirklichen Freude. Sie vermählte sich später mit dem Grafen Robilant, der seiner Zeit italienischer Gesandter am Wiener Hofe und dann Minister des Äußern in Rom war. Der berühmte Tragöde Ernesto Rossi hat während seiner wiederholten Gastspiele in Wien im Hause des italienischen Gesandten öfter verkehrt und widmet in seinem Buche: „Quarant' anni di vita artistica“ der Gräfin

Robilant einige begeisterte Worte. Er spricht zuerst in warmen Ausdrücken von den seltenen Charaktereigenschaften des Grafen und fährt dann fort: „Es gibt hier aber noch eine andere Persönlichkeit, deren glänzende Eigenschaften nicht von der Allgemeinheit gerühmt werden, sondern nur in der Verehrung der wenigen intimen Besucher gekannt sind: eine andere Persönlichkeit, die im Schatten lebt, nicht wegen der hervorragenden Eigenschaften ihres Gatten, sondern ihrer eigenen allzugroßen Bescheidenheit wegen. Nur Weniges will ich von ihr sagen, weil es ihr nicht erwünscht sein könnte, und es in eine einzige Bemerkung fassen: eine auserwählte und reine Natur, eine hohe und anmutige Begabung, liebend und geliebt von ihrem Gatten, liebevolle Mutter, Wohltäterin der Armen. Sie hat für Alle ein Lächeln, eine Freundlichkeit, sie ist so bescheiden als sie einfach ist, so vornehm als elegant, so aristokratisch wie tugendhaft. Wer von ihr reden hört, bewundert sie; wer sie kennt, liebt sie."

Auch Besucher von auswärts, die nach der schönen Lagunenstadt kamen, brachten in unser geselliges Tagestreiben manche Abwechslung, wenn auch nicht immer der angenehmsten Art. Mir war es jedesmal eine Freude, solchen Gästen die Schönheiten meines geliebten Venedigs zu zeigen und ich bot alles auf, um meine Führerpflichten aufs beste zu erfüllen. Doch nicht immer stieß ich auf die rechte Stimmung. Eines Tages kam ein bekannter Kollege aus Wien mit seiner jungen Frau, einem feschen und lebhaften Weibchen mit dem echten Gebaren einer Wiener Hausherrentochter. Selbstverständlich machten wir die Fahrt durch den Canal grande bei herrlichem Abendhimmel. Das bequeme, sanfte Hingleiten der Gondel schien der von vielem Herumstreifen etwas ermüdeten Frau anfangs recht behaglich. Ich machte das Ehepaar auf all die schönen Paläste aufmerksam, an denen wir vorüberfuhren, nannte ihre Namen, und wenn ich wußte, auch ihre

Geschichte. Mein Kollege nahm an all dem erklärlicher Weise ein lebhaftes Interesse, jedoch das dralle Weibchen an seiner Seite saß stumm da und machte dazu eine ziemlich gelangweilte Miene. Nachdem wir eine Stunde umhergefahren waren und ich mich in der Schilderung der Sehenswürdigkeiten fast heiser gesprochen hatte, tat sie endlich das hübsche Mündchen auf und sagte: „Aber Herr Professor, ich begreife eigentlich nicht, weshalb die Leute diese alten schmutzigen Häuser nicht anstreichen!“ O Genius der Schönheit, der du zauberhaft über der Lagunenstadt schwebst, verzeihe ihr diesen Frevel! Ich ließ auch sofort die Gondel nach dem Gasthaus Bauer einlenken, damals noch nicht das glänzende Hotel des Cav. Bauer-Grünwald, sondern noch ein bescheidenes Bierlokale. Dort bei einem Wiener Schnitzel und bei einem Glase Bier gewann die Frau Professor bald wieder ihre gute Laune und fand es in Venedig sogar recht gemütlich. Einen anderen Bekannten aus Wien traf ich am nächsten Vormittag nach seiner Ankunft in recht unwirscher Stimmung, und als ich ihn um die Ursache fragte, meinte er zornig: „Das will eine Fremdenstadt sein? In dem ganzen verdammten Nest kann man nicht einmal ein „Salzstangel“ kriegen!“ Er wäre gewohnt, jeden Vormittag in Wien im Winterbierhause seinen Schoppen Bier zu trinken und dazu ein Salzstangel zu essen, und wenn er das nicht finde, dann pfeife er auf das Reisen und auf das berühmte Venedig. Bilder, Kirchen und Wasser gäbe es überall genug.

Eine eigentümliche Bekanntschaft machte ich im Theater, die mir eine heitere Erinnerung zurückruft. Neben mir auf einem Sperrsitze saß eines Abends ein Herr, der mich in gebrochenem Italienisch um etwas fragte. Ich antwortete, da ich ihn für einen Deutschen hielt, ihm in dieser Sprache, aber er radebrechte diese ebenso schlecht wie das Italienische und bemerkte, daß er aus Schweden, und seinem Stande nach

Militär-Auditor wäre. Er war ein kleiner schmächtiger Mann von schüchterner Freundlichkeit und, wie es mir schien, sehr weich von Gemüt. Denn wenn er etwas Schönes sah oder eine Artigkeit erfuhr, kamen ihm die Tränen in die Augen. Eines Morgens sollte er mich in meiner Wohnung auf dem Campo S. Giovanni e Paolo abholen, um mit mir einen gemeinsamen Rundgang durch die Stadt zu machen. Er stellte sich auch pünktlich ein und während ich mich zum Ausgehen bereit machte, schien es ihm plötzlich unbehaglich zu werden und er wechselte die Gesichtsfarbe. Auf meine Frage, ob ihm etwas fehle, bat er mich mit verlegen stotternder Stimme, ihm ein Klosett zu weisen. Ich zuckte die Achsel und antwortete, daß es so etwas im Hause nicht gebe, wies aber auf ein Utensil hin, das in meinem Zimmer stand. Nie werde ich den erstaunten und ängstlichen Blick vergessen, mit dem er mich erschrocken ansah und ausrief: „Wie? In Ihrem Zimmer? Das kann ich doch nicht tun!“ Ich beruhigte ihn lächelnd, das sei einmal Landessitte, er möge sich nur bequemen, und ich werde indes auf die Veranda gehen. Als ich nach einiger Zeit wieder ins Zimmer trat, stand er, aus einer Zigarre dampfend, verlegen da und stammelte eine Entschuldigung. Er war auch den ganzen Tag über in etwas gepreßter Stimmung, als hätte er eine Unschicklichkeit begangen. Ich hätte gern zugehört, wie der an peinliche Reinlichkeit gewohnte Nordländer über diese abscheuliche Sitte im Süden zu seinen Landsleuten gesprochen haben mochte.

Ein Festtag war es jedesmal für uns, wenn ein junger Kaufmann aus Triest, Heinrich Pollitzer, den Dr. Migerka in unseren Kreis eingeführt hatte, auf seinen häufigen Geschäftsreisen nach Venedig kam, ein äußerst sympathischer Mann, der neben seinem trockenen, kaufmännischen Berufe sich Sinn und feines Verständnis für Kunst und schöne Natur gewahrt hatte. Da war es feststehende Tagesordnung, daß

wir ihm die Nacht vor seiner Abreise nach Triest, die früh morgens um 6 Uhr erfolgte, Gesellschaft leisteten und dann zum Dampfschiff begleiteten. Das war in Venedig leicht auszuführen. Um 9 Uhr abends begann das Theater und dauerte gewöhnlich bis Mitternacht, dann wurde soupiert und nachher zum Café Giardino rechts von der Piazzetta gewandert, und der lichte Morgen stieg früher als wir wünschten aus dem Meere auf. Es geschah daher öfter im Jahre, daß ich kaum Zeit fand, mich zu Hause zu waschen und ohne die Nacht im Bette gewesen zu sein, meiner Lehrpflicht in der Schule nachging.

VIII.

Neben diesen geselligen Zerstreuungen ging das Schul- und Berufsleben den gewohnten Gang. Mein Verhältnis zum Lehrkörper war insoferne ein günstigeres geworden, als jene Kollegen, die mir gleich anfangs freundlich entgegen getreten waren, sich noch herzlicher zeigten, und die wenigen ängstlichen Gemüter, die während des Krieges und unter dem Drucke der öffentlichen Meinung den näheren Umgang mit einem „Deutschen“ gescheut hatten, nun keinen Grund mehr fanden, mir ferne zu bleiben. Mein alter Präfekt erzählte mir — allerdings nur unter vier Augen — mit strahlendem Gesichte, daß sein Uchi recht hatte und die Piemontesen nicht nach Venedig gekommen waren, und Prof. Filippi äußerte nach wie vor ohne Rückhalt seine Befriedigung, daß die alte Ordnung und Sitte wieder hergestellt war. Ich muß hier auch hervorheben, daß ich die ganze Zeit meines Aufenthaltes im Venetianischen nur selten Beweise von grundsätzlicher oder persönlicher Abneigung gegen Deutsche oder von wirklich gehässiger Gesinnung gegen die österreichische Herrschaft erlebt

habe. Man schimpfte wohl über die Regierung, nannte sie tyrannisch und polizeilich, aber man ließ ihr doch eine gewisse Gerechtigkeit widerfahren, und öfter hörte ich sagen: „Wenn eine Entscheidung von Wien herablangt, so dauert es lange, aber sie ist meistens gerecht.“ Man beklagte wohl an den österreichischen Beamten eine gewisse Pedanterie und Engherzigkeit, rühmte dagegen ihre Unbestechlichkeit und Pflichttreue. Wirklichen Haß hegte man nur gegen Polizeibeamte, wozu öfter auch nationale Empfindungen beitrugen, weil ein großer Teil derselben aus Welschtirolern und Lombarden bestand.

Eines Vorfalls muß ich erwähnen, der auf die Zustände der italienischen Mittelschulen auch außerhalb Venetiens ein eigentümliches Licht wirft. In meiner Eigenschaft als Klassenlehrer der 4. Klasse hatte ich über einen Schüler, Sohn eines deutschen Militärbeamten, der von einem Mailänder Gymnasium bei uns eingetreten war, wegen ungebührlichen Betragens die Disziplinarstrafe der „Reclusion“ zu verhängen. Diese bestand darin, daß der Schüler an einem freien Nachmittage auf einige Stunden in der Klasse gehalten wurde und eine Schularbeit ausfertigen mußte. Den bestehenden Vorschriften entsprechend verständigte ich die Eltern schriftlich von der verhängten Strafe. Am nächsten Tage erschien Vater und Mutter in meiner Wohnung, und die letztere, eine Mailänderin, nahm sofort in erregter Weise das Wort mit der Klage, daß für das Vorgehen ihres Sohnes die Strafe der „Ausschließung“ doch zu hart wäre. Sie hatte nämlich das Wort „reclusione“ irrtümlich mit „espulsione“ (Ausschließung) als gleichbedeutend angenommen. Ich klärte sie über den Irrtum auf, setzte jedoch hinzu, daß Wiederholung ähnlicher Vergehen wohl auch die Ausschließung zur Folge haben könnte. Darauf meinte sie stockend und mit verlegener Miene, daß ich gewiß mit ihrem Sohne viel Plage hätte und bat um Nachsicht für

ihn, während sie zugleich ein Goldstück auf den Tisch legte mit den Worten: „Per pagar un capello“ (um einen Hut zu zahlen). Der Ausdruck „per pagare un cafè“ ist im Venetianischen eine beliebte und gewohnheitsmäßige Formel für die Bestechung, und ich wußte nicht, ob sie sich bei den gebrauchten Worten nur versprochen hatte, oder ob diese Worte vielleicht eine in Mailand gangbare Form für ähnliche Versuche waren. Das wäre nicht unmöglich, denn nirgends in Italien trägt man so gerne und so häufig Zylinderhüte als in Mailand. Ich wurde über die Zumutung rot und holte schweigend aus meinem Kleiderschranke einen glücklicher Weise noch ziemlich neuen Zylinderhut und hielt ihn der Dame mit der ruhigen Frage vor, ob ihr der Hut noch anständig vorkomme. Nun war das Erröten ihrerseits und sie stotterte verlegen: „O gewiß, der Hut ist sehr hübsch!“ „Nun“, erwiderte ich, „Sie sehen, daß ich noch einen anständigen Hut tragen kann, ohne auf die Mildtätigkeit Anderer angewiesen zu sein!“ Da sah mir die Frau voll und ehrlich ins Gesicht, reichte mir beide Hände hin und sagte: „Ich sehe, daß ich eine Dummheit begangen habe. Aber verzeihen Sie mir, Herr Professor, wir sind das von Mailand her so gewohnt.“ Dann trat ich zu ihrem Gatten, der während der ganzen Szene zum Fenster hinausgeschaut hatte, als ob ihn das alles nichts angehe, und beklagte mich mit ernstem Gesichte, daß er als Deutscher keine bessere Meinung von einem Landsmann hegte und seiner Frau die Beschämung nicht ersparen wollte. Das war nicht der einzige Bestechungsversuch, den ich während meiner Lehrtätigkeit in Italien erfuhr, nur waren sie nicht gleicher Art, wie einer, dessen ich nur mit einigem Bedenken erwähne. Eines Tages, ebenfalls in Venedig, kam eine schöne, üppig gebaute, noch junge Frau zu mir — merkwürdiger Weise ebenfalls eine Mailänderin — und bat mich, ihrem Sohne eine bessere Note im Deutschen zu geben. Als ich

bemerkte, daß ich dies zu meinem Bedauern nicht tun könnte, weil ich sonst auch anderen Mitschülern, die in der gleichen Lage waren, die Note ändern müßte, antwortete sie, indem sie lächelnd auf ihre volle Brust schlug: „Ach, das ist dummes Geschwätz! Sie sind ein junger Mann und ich bin eine schöne Frau. Tun Sie mir den Gefallen und ich kann Ihnen auch einen Gefallen tun!“

Der freundliche Leser wird gewiß neugierig sein, wie ich mich in dieser etwas schwülen Lage verhalten habe. Ich gestehe indes ohne Rühmens, daß ich standhaft bei meiner Weigerung blieb, aber auch ebenso ehrlich, daß es mir leid tat, es bleiben zu müssen.

Der gleichmäßige und ruhige Gang meiner Berufstätigkeit wurde jedoch durch Konflikte mit der erzbischöflichen Kurie gestört, in die ich ohne alles Verschulden durch eine merkwürdige Kette ganz zufälliger Umstände hineingeriet und die mich in den Ruf eines schlechten Katholiken brachten. Das war in jenen Zeiten des Konkordates gerade kein Empfehlungsbrief für einen jungen Lehrer und mir um so unangenehmer, als ich in meinen pädagogischen Anschauungen mich gegen eine vernünftige religiöse Erziehung der Jugend, besonders wenn dabei mehr das Ethische als das Dogmatische im Unterrichte betont wird, niemals ablehnend verhalten habe. Ich hege auch heute noch den Grundsatz, wirklichen religiösen Überzeugungen, wenn sie nicht geheuchelt sind, nicht entgegen zu treten. Darin bestärkte mich eine Erinnerung aus meiner Knabenzeit. Im Hause eines mir befreundeten Mitschülers, wo ich viel verkehrte, lebte dessen fast 80 Jahre alte Großmutter, die in ihrem Leben, wie sie oft erzählte, mehr Ungemach und Mißgeschick erfahren hatte, als man in einem Menschenschicksale für möglich halten würde. Und doch blieb sie milde und gottvertrauend bis zu ihrem Tode. Ich unterhielt mich gern

mit der einfachen, aber verständigen Frau. Kurz vor ihrem Tode saß ich noch an ihrem Bette, wo sie geduldig, fast mit Lächeln, ihrer Auflösung entgegensah: „Ich sterbe gerne", sagte sie zu mir, „ja ich freue mich auf das Ableben, denn nun wird mir im Himmel alles Leid vergolten werden, das ich standhaft auf Erden erlitten habe." So recht lebendig empfand ich damals den Trost, den ein fester Glaube auch in dem größten Unglücke den Menschen zu gewähren vermag und dachte ebenso in späteren Jahren, ob alle Philosophie, alle Denkkraft imstande gewesen wären, die alte Frau mit so heldenhafter Ruhe dem Tode ins Auge sehen zu lassen, als dieser schlichte Glaube. Und nun kam ich auf einmal in den Verdacht eines Religionsverächters!

Das geschah zunächst durch einen unrichtig gebrauchten sprachlichen Ausdruck. Eines Tages konnte sich ein Schüler während des Prüfens bei der Übersetzung eines deutschen Wortes nicht erinnern und rief ärgerlich darüber mit einer heftigen Bewegung zum Kopfe aus: „Eh, maladetto!" Ich verwies ihm den Ausdruck mit der Bemerkung, daß man das Fluchen den Packträgern auf der Straße überlassen möge, in der Schule schicke es sich nicht. Ich gebrauchte aber dabei irrtümlich für „Fluchen" (maledire) den stärkeren Ausdruck „bestemmiare", was eigentlich „gotteslästern" bedeutet. Der Irrtum war für einen Nicht-Italiener verzeihlich, weil man in jedem nicht sehr genauen deutsch-italienischen Wörterbuche beim Zeitworte „Fluchen" die italienischen Verben maledire und bestemmiare neben einander als gleichbedeutend aufschlagen kann. Ich hörte wohl, daß der getadelte Schüler mich etwas erstaunt ansah und schüchtern erwiderte: „Ma non bestemmio", beachtete es aber nicht weiter und hatte den ganzen Vorfall schon lange wieder vergessen, als mich nach einigen Tagen der alte Präfekt Gerardi in seine Kanzlei bat und mir aufgeregt zurief: „Um Gotteswillen! Was geschieht

denn bei Dir? In Deinen Lehrstunden wird Gott gelästert und Du läßt es gewähren? Der Erzbischof hat mich holen lassen und mich darüber zur Rede gestellt; ich habe die ganze Nacht vor Aufregung nicht schlafen können!" Überrascht entgegnete ich ihm, daß ich davon nichts wisse. „Aber wie lautete denn der Fluch, den ein Schüler während Deiner Lehrstunde getan haben soll?" Erst nach langem Hin- und Hersinnen erinnerte ich mich des oben erzählten Vorfalls und nannte das beanstandete Wort „Maladetto!" „Das ist aber keine Gotteslästerung!" wendete der Präfekt ein, „der Erzbischof sprach von einer bestemmia!" Jetzt erst wurde mir klar, was das Wort eigentlich bedeutete, und ich beruhigte den aufgeregten Mann mit der Zusage, daß ich selbst zum Erzbischof gehen und ihm das Mißverständnis aufklären wolle. Das tat ich auch schon am nächsten Tage. Der Erzbischof (er hieß Ramazotti) empfing mich allerdings mit sehr ernster Miene. Als ich ihm aber ruhig und offen den ganzen Vorfall erzählte und mit der Behauptung schloß, daß nur die Böswilligkeit Anderer ihm eine Bedeutung gegeben habe, die gar nicht in der Sache selbst begründet sei, wurde er freundlicher und meinte, daß er vom Anfange an ein Mißverständnis geglaubt habe und sich freue, daß die Dinge sich so verhalten.

Damit war der erste Sturm glücklich abgeschlagen, nur wunderte ich mich, auf welche Weise die Kurie von diesem ganz internen Schulbegebnisse in Kenntnis gekommen sei. Ein Kollege meinte, das müsse dem Patriarchen von Venedig vom Gymnasium selbst hinterbracht worden sein und riet auf Professor P., der, wie man wußte, sich häufig in der erzbischöflichen Kanzlei zu schaffen machte. Ich gedachte auch einer Äußerung meines alten Freundes Filippi, der, als einmal von P. die Rede war, mir sagte: „Hüte Dich vor dem Teufel, aber mehr noch vor P.!" Die Sache war indes abgetan

und ich machte mir im weiteren kollegialen Verkehr mit P. auch keine Gedanken darüber, ob die Freundschaft, mit der er mich nach wie vor bedachte, wahr oder erheuchelt sei.

Jedoch das Ungemach sollte mich noch weiter verfolgen. Am Feste des hl. Aloisius war ein Ferialtag für die Schüler und wurde in der Kirche S. Zaccaria ein Gottesdienst abgehalten. Am Schlusse desselben bemerkte ich, daß sämtliche Schüler der Reihe nach aus den Bänken sich zum Altare begaben und sich über einen Gegenstand neigten, den der Priester ihnen entgegenhielt. Die Kirche ist groß, ich saß in der hintersten Bank und vermochte, weil etwas kurzsichtig, nicht recht auszunehmen, was beim Altare vorging. Anfangs dachte ich, daß die Schüler die heilige Kommunion empfingen; es fiel mir jedoch auf, daß auch die Mitglieder des Lehrkörpers, Präfekt Gerardi an der Spitze, nach den Schülern das Gleiche taten. Erst draußen vor der Kirche erfuhr ich, daß es sich um eine heilige Reliquie handelte, die Schülern und Lehrern vor dem Altare zum Kusse gereicht wurde. Da kam auch schon Präfekt Gerardi herbei und rief mir fast zornig zu: „Unglückssohn! was hast Du denn wieder angerichtet? Du hast die heilige Reliquie nicht geküßt! Da wirst Du wieder beim Erzbischof schön angeschrieben werden!“ Ich entschuldigte mich, daß ich nicht wußte, um was es sich handle, und man mich als Fremden von dem Brauche hätte früher verständigen sollen. — „Du sahst uns doch Alle hingehen.“ — „Das wohl“, entgegnete ich, „aber ich laufe nur hinterher, wenn ich weiß, was ich dabei tun soll!“ „Du bist und bleibst ein deutscher Dickkopf!“ meinte Gerardi, diesmal wirklich erzürnt.

Die Sache selbst hatte weiter kein Nachspiel. Aber ein drittes Vorkommnis sollte mich für immer bei der geistlichen Oberbehörde in Ungnade bringen, ein Vorkommnis, bei dem ich selbst nicht ohne Verschulden war, mein Verhalten jedoch

heute noch vor meinem Bewußtsein gerechtfertigt finde. Ich hatte mich nämlich erbötig gemacht, für das laufende Schuljahr die übliche Programmabhandlung zu schreiben. Es sollte mein erster literarischer Versuch in italienischer Sprache sein. Ich wählte dazu das Leben und die Dichtungen von Gottfr. August Bürger, lediglich aus dem Grunde, weil dessen Balladen im Jahre 1856 von dem Vicentiner C. Varese trefflich ins Italienische übertragen wurden und seither in Italien vielfach bekannt waren. Die Übersetzung schmiegt sich dem Geiste und der Form nach in möglichst vollkommener Weise dem Originale an, wozu ich als Beispiel nur die Schlußverse der berühmten Ballade „Leonore“ anführen will. Sie lauten bekanntlich:

Geduld, Geduld! wenn 's Herz auch bricht,
Mit Gott im Himmel had're nicht!
Des Leibes bist du ledig,
Gott sei der Seele gnädig!

Varese hat diese Schlußstrophe in ähnlichem Versmaße und getreu wiedergegeben:

S'anche il duol ti spezza il cuore,
Pazienza col Signore!
Tu sei sciolta della salma,
Il Signor perdoni all'alma!

Als ich wenige Wochen vor Schluß des Schuljahres mein Manuskript dem Präfekten überbrachte und ihm einige Seiten daraus vorlas, nickte er beifällig mit seinem grauen Kopfe und meinte, daß ich schon recht gut italienisch schriebe. Dann gab er mir die Schrift wieder mit der Weisung, sie in die erzbischöfliche Kanzlei zu bringen, damit dieselbe das „Visto“ darunter setze. Betroffen über das mich befremdende Ansinnen fragte ich, nach welcher Vorschrift die wissenschaft-

lichen Abhandlungen der Schulprogramme der geistlichen Zensur unterliegen. „Was Vorschrift!“ rief er, „Ihr kommt immer mit eueren Vorschriften. Das ist bei uns Brauch, seit das Gymnasium besteht. Jeder Programmaufsatz muß das „Imprimatur“ der erzbischöflichen Kurie haben und kann ohne dieses nicht gedruckt werden!“ „Dann wird mein Aufsatz nicht gedruckt“, erwiderte ich ruhig. „Ich kenne keine Vorschrift, die uns dazu verpflichte, und lieber als mich diesem Brauche fügen, werde ich meine Abhandlung wieder zurücknehmen. „Dickkopf!“ fuhr mich der Alte an, „willst Du denn alles bei uns auf den Kopf stellen? Du mußt es tun!“ „Das werde ich nicht“, sprach ich entschlossen. „Mag ein Anderer den Programmaufsatz schreiben!“ Dazu war aber bei der Nähe des Semesterschlusses nicht mehr Zeit, und mein guter, alter Gerardi war das erstemal in seiner längeren Direktionszeit bemüßigt, zu seiner großen Bekümmernis eine Abhandlung des Gymnasialprogrammes ohne die erzbischöfliche Zensur an seiner Anstalt von Stapel zu lassen. Zornig warf er das Manuskript auf seinen, wie gewöhnlich, leeren Tisch und meinte, ich solle die Folgen auf mich nehmen. Dieselben blieben auch nicht aus, wie ich später noch erzählen werde.

Vorerst muß ich noch einige Eigentümlichkeiten erwähnen, die mir im Laufe des Schuljahres als merkwürdig vorgekommen waren. Eines Morgens während der Winterszeit, als ich mich ins Gymnasium begab, fiel Schnee. Das kommt in Venedig nicht oft vor und wirkt auf die Leute fast beängstigend, die auch eilig und mit verdrießlichem Gesicht, die Rockkrägen bis über die Ohren, an mir vorüber gingen, während ich die lustig herabfallenden weichen Flocken wie einen lang entbehrten Gruß aus dem heimatlichen Winter mir behaglich ins Gesicht wehen ließ. Beim Betreten des Gymnasiums fand ich weder Schüler noch Lehrer, und als ich den Schuldiener um die Ursache fragte, wies er mit er=

stauntem Blick auf die Gasse und antwortete: „Aber Herr Professor, es schneit ja draußen! dann ist niemals Schule!“ Kopfschüttelnd ging ich wieder nach Hause, aber der Brauch war so. „Neve cadente, a casa studente!“ riefen sich die Jungens fröhlich an solchen Tagen zu.

Eine andere Merkwürdigkeit war mir eine Art Straßenindustrie, die die Zeugnisverteilung mit sich brachte und die ich in Venedig zum erstenmal kennen lernte. An den dortigen Mittelschulen wurde nämlich das Schuljahr stets feierlich in der Kirche mit einer Anrede an die Schüler geschlossen, und wurden dabei die Namen der Vorzugsschüler von der Kanzel herab durch den Direktor oder einen der Professoren öffentlich vorgelesen. Eine Stunde darauf wanderte eine Schar zerlumpter Leute von Haus zu Haus vor die Wohnung der ausgezeichneten Schüler und rief nach einigen Trompetenstößen vor den Toren die Namen derselben aus, und pries sie mit schwülstigen Worten als Stolz der Eltern und als künftige Leuchten des Staates und des Vaterlandes. Und so lange die Leute nicht durch eine Geldgabe zufrieden gestellt wurden, hörten die Trompetenstöße und das Evvivageschrei nicht auf. Sie fanden auch bei allen Anstalten Mittel und Wege, sich Namen und Wohnung der betreffenden Schüler zu beschaffen.

Nach Schluß des Schuljahres machte ich eine Ferienreise nach Tirol. So sehr ich mich in der schönen Lagunenstadt heimisch fühlte, so sehr der Anblick des ewig schönen, immer wechselnden Meeres meiner lebhaften Empfindung für Naturreize Genüge tat, so sehnte ich mich nach einiger Zeit wieder nach grünen Bergen, blumigen Wiesen und rauschenden Wäldern. Mein nächstes Ziel war das liebliche Meran, damals noch ein ziemlich bescheidener Kurort im Vergleiche zu heute, an dem ich aber niemals vorbei konnte, ohne mich oft gegen meine Absicht Tage, ja Wochen aufzuhalten. Ich wollte hier meinen Freund Reichardt aus Venedig erwarten und

dann mit ihm nach München reisen. Als ich eines Abends im Garten eines Restaurants saß, traf ich für beide unerwartet den Gymnasialdirektor von Udine, Ab. Pirona, der auf einer Reise durch Südtirol begriffen war. Er erzählte mir, daß er auf seinem Wege hierher sich auch in Venedig aufgehalten und bei der Statthalterei sich nach mir erkundigt hätte. Dort habe man ihm viel Gutes über meine Lehrtätigkeit gesagt — „aber“, und dabei zog er sein feines Gesicht in die mir wohlbekannten diplomatischen Falten, „es sei auch leider ein schwarzer Punkt dabei.“ Ich erfuhr nun, daß der Erzbischof wegen meines Programmaufsatzes über Gottfr. August Bürger ein Schreiben an die Statthalterei gerichtet habe, worin er meine katholische Gesinnung bezweifelte, auf angebliche protestantische Ideen hindeutete und meine Entfernung vom Gymnasium verlangte mit dem Beifügen, daß er an den Gymnasien seiner Diözese keine protestantischen Lehrer dulden könne. Ich nahm die Mitteilung ziemlich ruhig entgegen. Denn zu meinem Widerstande gegen eine kirchliche Zensur meiner Abhandlung hielt ich mich berechtigt, und war mir außerdem vollkommen bewußt, daß ich nichts niedergeschrieben hatte, was nicht in jeder Literaturgeschichte unbeanstandet vorkommen durfte. Ich brachte erst später in Erfahrung, was in dem Aufsatze mich bei der wahrscheinlich durch meine Verweigerung der bischöflichen Approbation erzürnten geistlichen Oberbehörde protestantischer Gesinnung verdächtig gemacht hatte. Bei der Erwähnung von Bürgers zweiter Ehe mit seiner Schwägerin Molly hatte ich die nachstehende Wendung gebraucht: „Nicht lange nach ihrem (der ersten Gattin) Tode heiligte die Hand des Priesters seine Verbindung mit der geliebten Molly.“ Ich dachte dabei nichts Weiteres, als die Vollziehung der Trauung durch den Priester in der Kirche. Eine *protestantische* Ehe jedoch, meinten die frommen gestrengen Herren aus der erzbischöflichen Kanzlei,

könne' niemals durch die Hand eines Priesters geheiligt werden. Das gelte nur für die katholische Ehe, die zu den heiligen Sakramenten gehöre. Um aber doch etwas zur Abwehr des mir drohenden Sturmes zu tun, sandte ich an den schon zu Anfang meines Buches erwähnten Ministerialrat und Mittelschul=Referenten Mozart ein Exemplar des Programms, setzte ihn offenherzig von den gegen mich anhängigen amtlichen Schritten in Kenntnis und bat ihn, nach Durchsicht meiner Schrift gütigst selbst zu entscheiden, ob man mir darin Mangel an katholischer Gesinnung mit Recht vorwerfen könne.

Dann fuhr ich trotz des bischöflichen Bannfluches, der auf mir lastete, mit meinem inzwischen eingetroffenen Freund Reichardt wohlgemut nach der kunstberühmten Isarstadt. Es war das erstemal, daß ich München mit seinen monumentalen Gebäuden und reichen Kunstschätzen besuchte, und unter der munteren und einsichtsvollen Führung meines Gefährten schwelgte ich in all dem Schönen, das Kirchen, Galerien und die Ateliers der berühmten Maler mir darboten. Viele lebendige Erinnerungen sind mir geblieben, die alle zu schildern dem eigentlichen Zwecke meiner Aufzeichnungen ferne liegen. Erwähnen will ich nur, daß ich gleich am ersten Abende nach unserer Ankunft den charakteristischen und berühmten Münchner Bierstolz kennen lernte. Wir waren in dem vielen Reisenden von ehemals bekannten Gasthof Oberpollinger gleich hinter dem Karlstore abgestiegen und betraten bald nach unserer Ankunft die dicht gefüllte Gaststube. Alles war besetzt, nur an einem größeren Stammtische sahen wir noch zwei leere Stühle, auf denen wir mit höflichem Gruße und mit der Unbefangenheit jugendlicher Reisenden Platz nahmen. Offenbar waren wir nicht sehr willkommen, denn die Herren verstummten plötzlich und rückten mit verdrießlichen Gesichtern von uns weg, wahrscheinlich um gleich den Abstand auch äußerlich zu betonen, der zwischen erbgesessenen Stammgästen und fremden

Eindringlingen bestand. Bald stand der schäumende Münchner Gerstensaft vor uns, und obwohl es in der bei Biertrinkern etwas verpönten Zwetschkenzeit im Monate September war, mundete er uns köstlich und ich äußerte mich laut über das herrliche Getränk. Da rückte mein Nachbar auf einmal näher zu mir und fragte, ob wir Fremde seien. Als wir es bejahten, rief er mir mit teils spöttischer, teils zorniger Stimme zu: „Das sieht man gleich, daß Sie das nicht verstehen! Das ist kein gutes Bier, das ist das schlechteste, was wir in dieser Jahreszeit haben. Ja, wenn Sie noch Hofbräu trinken möchten!“ Fast erschrocken über diese heftige Ansprache entgegnete ich, daß wir daheim viel minderes Bier gewohnt seien und uns deshalb das vorgesetzte Getränk sehr gut scheine. Doch das Eis war gebrochen, die Herren rückten bald näher und als sie erfuhren, daß wir in Venedig lebten, stellten sie bald allerlei Fragen über die Lagunenstadt. Da war nun Freund Reichardt gerade der rechte Mann, um den guten Bürgern von dazumal allerhand Wahres und auch Übertriebenes in seiner heiteren und durchaus harmlosen Weise aufzubinden, und die Herren unterhielten sich dabei so köstlich, daß sie freundlich baten, uns recht bald wieder zu ihnen zu setzen.

Eine andere Erinnerung habe ich von einem längeren Besuche im Atelier des Malers Franz Piloty behalten, wo ich den preußischen Kronprinzen, den nachmals so unglücklichen Kaiser Friedrich, zum ersten und einzigen Mal erblickte. Er hatte sich während unserer Anwesenheit bei Piloty anmelden lassen, und als wir uns daraufhin entfernen wollten, lud uns dieser ein, nur zu bleiben. Wir zogen uns in eine Ecke zurück, und als der Kronprinz, damals noch ein junger, stattlicher Mann mit energischem Gesichtsausdruck und wunderbar strahlenden blauen Augen in Begleitung seines Adjutanten an uns vorüber schritt, machten wir ihm eine tiefe

Verbeugung, die er mit sehr leutseligem Gruße und mit dem Ersuchen erwiderte, uns nicht stören zu lassen. Bei jener Gelegenheit sah ich auch Piloty's bekanntes Gemälde „Wallensteins Zug nach Eger“ in der ersten Skizze. Der Zug, mit Wallenstein in der Sänfte getragen, hinter ihm Oberst Buttler finster blickend zu Pferde, geht auf der Straße hart an der Mauer eines Friedhofes vorüber, in dessen Ecke zwei Männer ein frisches Grab schaufeln, ohne jedoch, wie die Skizze zeigte, von ihrer Arbeit aufzublicken. Ich meinte nun zu Piloty, daß es mich in der Wirkung des Bildes etwas störe, daß die beiden Männer, während eine so glänzende, die Neugier erregende Gefolgschaft dicht an der Mauer vor ihren Augen vorüberziehe, gar nicht von der Arbeit aufblicken. Piloty sah etwas nachdenklich drein und gab zu, daß meine Bemerkung nicht unrichtig wäre. Auf dem fertigen Ölgemälde, das mir später einmal wieder zu Gesichte kam, bemerkte ich dann auch wirklich eine Änderung: Die beiden Totengräber stehen beim Vorüberziehen Wallensteins stille, auf ihre Schaufeln gestützt, und scheinen mit dem Hut in der Hand den vornehmen Zug zu grüßen. Darin liegt jedenfalls mehr Stimmung und angesichts des frisch geschaufelten Grabes auch eine Art Symbolik des nahen Todes.

Nach zweiwöchentlichem Aufenthalte in München trennte ich mich von meinem Freunde, der nach Ansbach zum Besuche eines Verwandten reiste, während ich mich nach Böhmen zu meinen Eltern begab.

IX.

Im November traf ich wieder in Venedig mit einer gewissen Empfindung des Zuhauseseins ein. Die schönste Herbstsonne schien goldig über Meer und Land, meine Freunde fand

ich wieder, den Schiller-Verein mit seinen geselligen Räumen, und manch liebe Freunde und Familien, die den Winter hier zubrachten und zu denen ich in angenehme Beziehungen trat.

Am Gymnasium waren mittlerweile Veränderungen eingetreten. Mein guter alter Präfekt Gerardi hatte sich in den Ruhestand begeben und auf sein kleines Landgut zurückgezogen, wo er sich des ungestörten Zusammenlebens und traulicher Zwiesprache mit Uchi erfreuen konnte. An seine Stelle wurde Professor Luigi Maria Rossi ernannt, diesmal ein weltlicher Lehrer, ein freundlicher Mann von äußerst höflichen Umgangsformen gegen den Lehrkörper sowohl, als gegen die Schüler, der nach Beendigung des Unterrichtes gewöhnlich beim Eingangstor mit abgezogenem Hute die Schüler an sich vorübergehen ließ und von ihnen wegen dieser ungewohnten Höflichkeit auch mit erstauntem Lächeln begrüßt wurde. Heiteren Sinnes nahm ich meine Schulpflichten wieder auf und freute mich des weiteren Aufenthaltes in der mir so lieb gewordenen Stadt. Doch es sollte anders kommen!

Kaum drei Wochen nach Beginn des Schuljahres, als ich im Café Giardino beim Frühstück zufällig die k. k. Wiener Zeitung zur Hand nahm, las ich zu meiner Überraschung, daß der Herr Minister für Kultus und Unterricht mir die Lehrkanzel der deutschen Sprache und Literatur am Lyceal-Gymnasium in Padua verliehen habe, und einige Tage darauf erhielt ich das betreffende Dekret mit der Weisung, mich unverzüglich auf meinen Dienstposten zu begeben. „Das ist Tells Geschoß“, sagte ich mir, als ich auf dem Wege nach meiner Wohnung an dem erzbischöflichen Palaste vorüberging. Indes stak der Pfeil nicht allzu tief. In aufgeklärter und wohlwollender Gesinnung hatte das Ministerium wohl dem Drängen des Erzbischofs auf meine Entfernung von Venedig nachgegeben, aber die Form, in der es geschah, erschien eher

als eine Auszeichnung denn als Maßregelung. Das Lyceal-Gymnasium in der alten Universitätsstadt Padua galt als die erste und wichtigste Mittelschule der Provinz, überdies war mit der neuen Lehrstelle eine höhere Besoldung verbunden, 1050 fl., der höchste Stammgehalt, den zu jener Zeit ein Mittelschullehrer in Österreich, mit Ausnahme des Theresianums und des akademischen Gymnasiums in Wien erreichen konnte. Als Auszeichnung wurde diese meine Versetzung auch in den Kreisen der Statthalterei aufgefaßt. Denn als ich dem Schulrat meinen Abschiedsbesuch machte, lächelte dieser mir mit süß-saurer Miene zu und meinte, daß ich vom Ministerium sehr begünstigt worden sei. Der genannte Schulrat war nicht mehr der früher erwähnte Ab. Concina, der mittlerweile als Universitätsbibliothekar nach Padua versetzt worden war, sondern, wenn ich nicht irre, ein Görzer, Monsignor Giacomo della Bona, der bisher die Inspektion der Volksschulen im Lande besaß und nun auch die Mittelschulen zur Leitung bekam. Ich habe jedoch Grund anzunehmen, daß man bei der Statthalterei den Wünschen des Erzbischofs nur allzu bereitwillig entgegengekommen sei, weil ich nachträglich erfuhr, daß dieser dem Unterrichtsreferenten durch einen persönlichen Besuch seine Befriedigung über meine Entfernung von Venedig ausgedrückt habe. Mein Gott! was für Umstände und Wichtigkeiten wegen eines so ungefährlichen und harmlosen Lehrerleins, wie ich einer war!

Es tat mir übrigens sehr leid, mein liebes Venedig verlassen zu müssen. Ich tröstete mich aber mit dem Gedanken, daß Padua mit der Bahn nur eine Stunde weit entfernt lag und ich Gelegenheit hatte, die Ferialtage — und deren gab es an den venetianischen Mittelschulen mehr als nötig — in Venedig zubringen zu können. In der Tat machte ich namentlich in den ersten Jahren meines Aufenthaltes in Padua von dieser Möglichkeit so häufigen Gebrauch, daß meine entfernten

Bekannten, die mich fast jede Woche, öfter auch Tage lang in Venedig in der gewohnten Umgebung sehen konnten, gar nicht wußten, daß ich mein Domizil gewechselt hatte. In Padua war ich in der ersten Zeit nur im Dienste, meine freie Zeit gehörte dem Markusplatz, der Lagune, dem Lido, dem Schillerverein und dem Kreise meiner zahlreichen Freunde und Bekannten.

Als ich Ende Dezember 1860 in Padua eintraf, nicht mehr der schüchterne Student von früher, sondern der wohlbestallte Professor, fand ich mich bald wieder zu Hause. Mein erster Schritt war selbstverständlich zum Gymnasium. Es war die am meisten besuchte Mittelschule des Landes mit über 600 Schülern, darunter ungefähr 300 Privatisten. Unter den Kollegen begrüßte ich mit Freuden meinen lieben Giuseppe dalla Vedova, dessen ich schon an anderer Stelle erwähnt habe, und der nun am Gymnasium seiner Vaterstadt das Lehramt ausübte. Die Direktorstelle war zur Zeit unbesetzt, der rangälteste Lehrer und Katechet leitete die Anstalt, ein seelenguter Mann, nur immer etwas rauh und brummig mit den Schülern, die ihm deshalb den Spitznamen „Abate Bajarella“ *) gaben. Das Gymnasialgebäude stand in der Nähe des fälschlich so benannten steinernen Sarkophags des Antenor, jenes Trojaner Fürsten, dem die Sage die Gründung von Padua zuschreibt, und war ehemals ein Kloster, der Säulengang ein vollkommenes breites Rechteck, dessen Hof oder Innenraum dicht mit Gras bewachsen. Um die Gänge herum reihten sich sämtliche Schulzimmer, die Kabinette, die Direktion und sonstigen Räumlichkeiten der Anstalt. Ich stellte mich zunächst dem provisorischen Leiter, Ab. Tagliari vor, einem kleinen Männchen, das mich freundlich, aber mit ein wenig gerunzelter Stirne begrüßte und nach einigen Worten etwas

*) Bajarella, dialektisch aus abbajare = bellen, belfern gebildet.

zögernd die Frage an mich stellte, ob ich Katholik wäre. Als ich dies etwas erstaunt bejahte, meinte Tagliari freundlich, das sei ihm lieb; denn es habe sich unter dem Lehrkörper und auch unter den Schülern das Gerücht verbreitet, daß ein „Protestant“ an die Anstalt käme. Es mag den heutigen Leser befremden, daß das Wort „Protestant“ in der Meinung der Leute zu jener Zeit noch dem Individuum eine Art Makel aufprägte. Aber Geschichte und Erfahrung lehren uns, daß die sich am nächsten stehenden Religionen sich zumeist auch am feindlichsten bekriegten, und damals war der Kirchenstaat noch in Blüte und das Papsttum übte überdies als moralische Macht seinen voll beherrschenden Einfluß auf die Gemüter der katholischen Bevölkerung von Italien, wenn auch die Vorstellung, die man von Protestanten hegte, nicht mehr so absonderlich war, als zur Zeit der italienischen Reise Goethes, der auf seinem Wege nach Rom in Perugia mit einem päpstlichen Offizier zusammentraf und von diesem, wie bekannt, allen Ernstes gefragt wurde, ob es wahr sei, daß die Protestanten einem hohlen Baum zu beichten pflegen und ihre eigenen Schwestern heiraten dürfen. Doch in der gangbaren Meinung des Volkes klebte dem Protestantismus immer noch etwas von unchristlichem Heidentume an, das auch mitunter in der dramatischen Literatur zum Ausdruck kam. Ich erinnere mich wenigstens deutlich eines zu meiner Zeit öfter gespielten Schauspieles auf italienischen Bühnen, worin die Heirat eines Katholiken mit der Tochter eines Protestanten oder umgekehrt als ernster dramatischer Konflikt behandelt war, und vom Publikum mit reger Teilnahme verfolgt wurde. Heutzutage dürfte es wohl kaum mehr einem dramatischen Dichter einfallen, einen solchen Konflikt lediglich des konfessionellen Unterschiedes wegen als ernst und tragisch hinzustellen. Ich kannte auch einen alten Landpfarrer in einem entlegenen italienischen Dorfe, dem es durchaus nicht eingehen

wollte, wie ein protestantischer Pfarrer mit Weib und Kind an der Seite auf die Gemeinschaft der Gläubigen einen nachhaltigen Einfluß nehmen könne. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er, als darauf die Rede fiel, seine weißen Locken schüttelte und ausrief: „O che orrori! che orrori!“

Als ich den Unterricht aufnahm, merkte ich bald, daß ich es mit anders gearteten Schülern zu tun hatte, als in Venedig. Das Gymnasium war, wie schon erwähnt, zahlreich besucht, besonders in den obersten Klassen, die achte allein zählte 84 Schüler. Diese waren vielfach in Berührung mit den Universitätshörern, unter denen sich bald nach der Beendigung des Krieges von 1859 allerlei politische und nationale Gährung bemerkbar machte. Das mußte natürlich der deutsche Lehrer der Anstalt zunächst entgelten, und meine erste Unterrichtsstunde war zufälliger Weise in der achten Klasse. Das Schulzimmer war sehr lang und man mußte zwischen einer längeren Reihe von kurzen Bänken zum Katheder schreiten, von wo aus es einem etwas kurzsichtigen Lehrer nicht leicht war, die Jugend bis zu den letzten Bänken scharf im Auge zu behalten. Während der Lehrstunde selbst herrschte allerdings völlige Ruhe und jenes aufmerksame Interesse, das Schüler immer einer neuen Lehrkraft entgegenzubringen pflegen. Als ich aber nach beendigtem Unterrichte zwischen der langen Bankreihe mich zur Tür verfügte, wobei ich der Klasse den Rücken kehren mußte, da erscholl wie auf ein gegebenes Zeichen ein allgemeines Pfeifen und Johlen, wie es nur durchgefallene Schauspieler oder Sänger sonst zu hören bekommen. Innerlich erregt, aber äußerlich so ruhig als möglich wandte ich mich um und bat die Lärmenden, sich nicht allzu sehr zu erhitzen und ihre Kehlen zu schonen, da ich für Beleidigungen hinter meinem Rücken nur Verachtung hätte und mir dadurch nicht imponieren ließe. „Nun aber“, fuhr ich fort und sah mich scharf im Kreise der auf einmal

verstummten Schüler um, „nun aber stehe ich Angesicht zu Angesicht vor Ihnen. Wer unter Ihnen hat den Mut, mir ins Gesicht zu pfeifen?" Stille und Schweigen, keiner rührte sich und ich schritt ruhig zur Tür hinaus, allerdings mit der Empfindung, daß ich mit meiner Autorität va banque gespielt hatte. Denn wenn nur wenige auf meine Anrede uneingeschüchtert weiter gepfiffen hätten, so würde ich in die ärgste, ja geradezu lächerliche Verlegenheit geraten sein; aber ich vertraute auch diesmal, wie immer, den unverdorbenen Instinkten der Jugend und meinem guten Stern. Ich hatte dann weiterhin Ruhe, ja ich erfreute mich bald der Achtung und Sympathie der Schüler: um so mehr, als ich im nächsten Schuljahre neben dem deutschen auch den Unterricht in der griechischen Sprache in der achten Klasse übernehmen mußte und zum Klassenvorstand bestimmt wurde. Wohl fehlte es später nicht an Demonstrationen, aber sie nahmen keinen persönlichen und lärmenden Charakter an.

So erinnere ich mich des 6. Juni 1862, des ersten Jahrestages von Cavour's Tode. Die Polizei hatte in Erfahrung gebracht, daß an diesem Tage in einer Kirche in Padua eine geheime Totenmesse für den großen italienischen Staatsmann abgehalten werden und vorzüglich Studenten daran teilnehmen sollten. Am genannten Tage erschienen auch Polizeiorgane am Gymnasium, um beim Direktor nachzufragen, ob viele Schüler fehlten. Das war allerdings nur vereinzelnt der Fall, die obersten Klassen fast vollzählig in der Schule. Jedoch als ich in die achte Klasse trat, sah ich zu meinem Erstaunen die sonst in ihrer Gewandung ziemlich vernachlässigten jungen Leute fast durchaus in schwarzen oder dunklen Röcken, und die meisten in schwarzen Handschuhen, die sie demonstrativ auf die Bänke auflegten, und wobei man an den mitunter etwas grotesken Handbewegungen leicht ersehen konnte, daß manche unter ihnen

dieses bei der italienischen Jugend sonst wenig gebrauchte Toilettestück zum erstenmal trugen. Dabei herrschte eine feierliche Stille und stumme Erwartung, was ich wohl dazu sagen würde. Ich tat aber, als hätte ich von der Bedeutung des Tages, an dem sich die Jungens so groß und wichtig fühlten, keine Ahnung, sondern erwähnte nur, daß ich meine Handschuhe im Konferenzzimmer liegen gelassen hätte und sie mir wohl erlauben würden, auch heute, wie sonst, ohne Handschuhe den Unterricht abzuhalten. Man sah sich lächelnd gegenseitig an, nach und nach legten die meisten die ihnen ohnedies lästige Handbeschuhung ab, und die Stunde verlief ruhig in gewohnter Weise. Ein anderesmal fand ich beim Besteigen des Katheders ein großes Blatt Papier auf dem Pulte liegen, worauf mit großen Lettern die Worte geschrieben waren: „Morte ai Tedeschi!" Ich faltete das Papier und steckte es in die Tasche mit der ruhigen Bemerkung, daß derlei kalligraphische Übungen für die oberste Gymnasialklasse schon etwas verspätet seien. Die Schüler hatten Ärger oder Aufregung erwartet, irgend eine Szene, die in das einförmige Schulleben etwas Abwechslung brächte, aber da ich gleichgiltig dabei blieb, ging die Absicht verloren.

Es war überhaupt an dem so zahlreich besuchten Gymnasium und bei der natürlichen Lebhaftigkeit der italienischen Jugend keine leichte Aufgabe, gute Schulzucht zu erhalten. Die Schüler der oberen Klassen zeigten durch häufigen Umgang mit Universitäts-Studenten mehr Streben nach Unabhängigkeit und persönlicher Freiheit, als mit der Disziplin einer Mittelschule vereinbar war, in den unteren Klassen hingegen herrschte Mutwille und Neigung zu herkömmlichen und durch die Tradition übermittelten Schülerstreichen. Dies mußte z. B. ein junger Supplent, der Venetianer Bolla gleich im ersten Jahre seiner Lehrtätigkeit an unserer Anstalt zu seinem Verdrusse erfahren. Im Monate Mai erschien er am Gym-

nasium einmal in einem lichten, fast weißen Anzuge. Die Katheder der Klassen waren meist auf einem erhöhten Podium angebracht und bestanden aus einem Tische oder Pult nebst Lehnstuhl, dessen Sitzseite aus Stroh geflochten war und worauf des bequemeren Sitzens wegen sich ein bewegliches, schwarzes Lederkissen befand. Dieses wurde nun an jenem Tage von den Schülern mit flüssigem Leim beschmiert, und der arglos sich darauf niederlassende Lehrer merkte erst nach einiger Zeit, daß er darauf festklebte. Volla besaß indes Geistesgegenwart genug, ein Unwohlsein vorzuschützen und die Schüler mit dem Auftrage zu entlassen, den Schuldiener in die Klasse zu beordnen. Jubelnd über den gelungenen Streich stürmte die Jugend davon, und mit Hilfe des herbeigerufenen Dieners und lauen Wassers wurde der Lehrer von dem unbequemen Anhängsel auf seiner Kehrseite befreit, doch der neue Anzug war verdorben.

Das war übrigens ein an diesem Gymnasium schon öfter aufgeführter und traditionell gewordener Studentenulk.

Ein anderes Opfer des jugendlichen Mutwillens war der Professor Domenico Favaretti, ein Geistlicher von großer gedrungener Gestalt, der stets mit breitem, sich in den Hüften wiegendem Gange und mit hoch gehobenem, etwas schief geneigtem Haupte einherzustolzieren liebte. Er lehrte unter anderem lateinische Sprache in der achten Klasse. Das betreffende Schulzimmer war in der Höhe der Seitenwände mit mehreren quer laufenden Eisenstangen versehen. Als er eines Tages in die Klasse trat, fand er nur einige wenige Schüler in den Bänken stehen, der größere Teil davon aber hatte sich auf den Schultern anderer zu den Eisenstangen emporgezogen und an diesen festgeklammert begrüßten sie aus der Höhe jubelnd den eintretenden Professor. „Was tun Sie da oben?“ rief ihnen dieser zu. „Kommen Sie herab!“ „Nein!“ schrien diese dagegen, „kommen Sie doch auch herauf! Das ist viel

lustiger!" Es dauerte längere Zeit, bis die tollen Bursche mit jugendlicher Behendigkeit sich herabschwingend wieder ihre Plätze in den Bänken einnahmen. Obwohl ich als Klassenvorstand sie deshalb zur Verantwortung zu ziehen hatte, mußte ich doch im Stillen über den seltsamen Einfall lächeln.

Professor Favaretti hatte ferner eine eigentümliche Art, das Wort „Zeus" (Zevs) auszusprechen. Das hatten die Schüler bald weg, und anfangs nur schüchtern und vereinzelt lispelte einer oder der andere das Wort während des Unterrichtes. Später aber wurde er öfter beim Erscheinen in der Klasse unisono mit „Zevs" begrüßt. Und die mutwillige Jugend ließ es dabei nicht bewenden. Auch außerhalb der Schule, wenn er nichts ahnend majestätisch durch die Straßen wandelte, ertönte „Zevs" bald vor, bald hinter ihm aus den Seitengassen, oft hinter einem Pfeiler versteckt riefen sie ihm diesen Gruß entgegen. Wenn er im Sommer manchmal im Kaffeehause saß, scholl das leidige Wort ihm durch das offene Fenster ans Ohr, und da er kurzsichtig war und die Übeltäter sich nach dem Rufe immer eilig verloren, so konnte er keinen in flagranti ertappen. Er war untröstlich darüber und wurde fast krank vor Ärger, auch half es nichts, wenn spöttische Kollegen ihn damit zu trösten suchten, daß sein imposanter Gang an den olympischen Zeus gemahne. Ebenso blieben Bitten und Ermahnungen an die Schüler erfolglos, bis sie, wie dies zu geschehen pflegt, selbst des Scherzes überdrüssig wurden. Favaretti war übrigens ein fleißiger und strebsamer Mann, und das große Lebenswerk seiner wissenschaftlichen Tätigkeit war die Übertragung von Kraners seinerzeit viel verbreiteten Buches über die römischen Altertümer, das er in mehrjähriger Arbeit ins Deutsche übertrug, auch im Ganzen recht gut, da er in der deutschen Sprache hinlänglich bewandert war. Die Arbeit kam einem wirklichen Bedürfnisse für die lateinische Schullektüre zugute, nur litt sie

an den etwas gesuchten und affektierten italienischen Wendungen und Ausdrücken, was sich schon in dem Titel merkbar machte. Er lautete: „**Antichità romane di J. Kraner, dalla tedesca in italiana favella (!) recate dal prof. Domenico Favaretti.**“ Ein in seinem Wesen weniger gezierter Mann hätte sich einfach mit der Angabe begnügt: „**Versione dal Tedesco da D. F.**“

Eigentümlich und ungewohnt berührte mich das Prüfungswesen an dieser Anstalt.

Zunächst die in jedem Semester stattfindenden Semestralprüfungen der regelmäßig eingeschriebenen Privatisten, deren Zahl, wie ich schon erwähnt habe, manchmal 300 betrug. Sie wurden meist in 1—2 Tagen vorgenommen, wobei von einer festgestellten Prüfungsordnung in Gegenwart des Direktors oder etwa des Klassenlehrers selbstverständlich keine Rede sein konnte. In jedem Schullokale wurde geprüft, oft von mehreren Lehrern zugleich in den verschiedenen Ecken, auch draußen im Klostergange auf den niederen Mauerbrüstungen zwischen den Säulen. Es ging wie in einem Bienenkorbe zu, alles flog hin und her, die Prüflinge suchten nach dem Prüfer, diese wieder nach den Prüflingen; manchen Lehrer, der schon fertig zu sein glaubte, zupfte beim Abgehen noch ein schüchterner Examinand und meldete, daß er noch nicht geprüft sei. Manchmal geschah es auch, daß einer der Prüfenden sich die Note oder gar den Namen des Geprüften anzumerken vergaß und da es keinerlei Kontrolle gab, so wurde dann bei der Feststellung der Zeugnisse die fehlende Note in einem Gegenstande nach dem Durchschnitte und Ergebnisse der übrigen Prüfungsfächer auf gut Glück eingetragen, und mancher Privatist kam auf diese Weise zu Zeugnisklassen, die ihn höchlichst überraschten. In diesem Wellengewoge zwischen Prüfern und Geprüften stand nur einer fest wie eine Mauer da: der Schuldiener des Gymnasiums, mit

dem Verzeichnisse der Prüflinge, und kassierte mit Würde und peinlicher Genauigkeit die Prüfungstaxen ein; ihm lag auch die Verteilung derselben für die einzelnen an der Prüfung beteiligten Lehrer ob, und je größer die Summe war, die jedem zukam, desto verbindlicher war Lächeln und Verbeugung, womit er sie einhändigte. Er war überhaupt ein Mann von sehr gutem Aussehen und gewinnenden Umgangsformen, wie ich solchen an keiner Lehranstalt mehr gefunden habe. Er hieß Gaetano, trug stets einen schwarzen Gehrock und auf dem Kopfe einen Zylinderhut, und der Fremde, der ins Gymnasium kam, mochte wohl öfter eher den Schuldiener in einem oder dem anderen der meist nachlässig gekleideten Lehrer vermuten, als in dem immer fein und stattlich herausgeputzten Manne.

Auch von den Maturitätsprüfungen habe ich einige merkwürdige Erinnerungen behalten. Diese waren, wie auch anderswo und zu jenen Zeiten noch mehr als jetzt, im letzten Schuljahre ein Gegenstand der Angst und des Schreckens für die Schüler, besonders wegen der Bedeutung, die sie für die Befreiung vom Militärdienste hatten. Die „**Leva militare**“ (Militäraushebung), kurzweg auch „**Leva**“ genannt, lastete wie ein Alp nicht bloß auf den Studenten, sondern auf der ganzen Venetianer Jugend, die an und für sich weder Sinn noch auch viel Eignung für den Militärdienst besaß. Dazu betrachtete man in den gebildeteren Kreisen der Bevölkerung in jener Zeit es als schreckliches Geschick, in den Reihen der Feinde Italiens, der Unterdrücker der Nation (denn als solche galten die Österreicher nach dem Jahre 1859) dienen zu müssen. Auch die Professoren unseres Gymnasiums sahen diesen Prüfungen mit Bangen entgegen, weil die Anstalt jedes Jahr weit mehr als hundert Prüflinge abzufertigen hatte, und dazu oft mehr als 14 Tage nötig waren, zum Überfluß noch in der heißesten Jahreszeit, in der zweiten Hälfte des

Monats August. Man war nicht strenge, ja grundsätzlich geneigt, jeden, wenn nur möglich, durchzulassen, schon wegen der vorerwähnten Folgen für den Militärdienst, denen vorzubeugen die italienischen Lehrkörper der Mehrzahl nach aus nationalen Empfindungen stets geneigt waren. Auch war der Prüfungsgang, wie häufig auch anderswo, eine Art stiller Kampf gegen den vorsitzenden Schulrat, wenn dieser, was auch meistens der Fall war, den Ernst und die Würde der Prüfung aufrecht zu halten bestrebt war. Unter allen Prüfenden war ich, der ich übrigens beileibe nicht zur Strenge neigte, am meisten gefürchtet. Denn erstens war ich Klassenvorstand, dann hatte ich aus zwei Lehrfächern zu prüfen, aus Griechisch und Deutsch, die von den Maturanden mit wenig Eifer und Neigung gepflegt wurden und überdies konnte man bei mir als Deutschen naturgemäß nicht auf nationales Mitempfinden rechnen, wie bei den stammverwandten Lehrern. Ich glaube auch, daß die gute Disziplin, die ich vor manchem mitbeschäftigten Kollegen gerade in der obersten Klasse voraus hatte, weit weniger auf persönliche Eigenschaften, als auf diesen Umstand zurückzuführen war. Wir hatten damals nun allerdings einen freundlichen und zur Milde geneigten Schulrat, den schon erwähnten Monsignor della Bona, einen Mann von streng religiöser und österreichischer Gesinnung, dabei von feinen und einnehmenden Umgangsformen, der indes durch gewisse Äußerlichkeiten leicht zu gewinnen war. Auch von jener Eleganz in Kleidung und Auftreten, wie ich es nicht selten bei geistlichen Würdenträgern in Italien vorgefunden habe. Selbst den eben nicht sehr kleidsamen großen und dreikrempigen Hut, den die italienische Geistlichkeit trägt, ließ er sich stets in verkleinerter und zierlicher Form anfertigen, daß er fast einem Kavalierhütchen aus der Zeit Ludwig XIV. glich. Als della Bona das erstemal zur Maturitätsprüfung kam, schien er mit dem Ergebnisse ziemlich unzufrieden, weniger

der etwas mangelhaften Kenntnisse wegen — denn das mochte ihm auch an anderen Gymnasien vorgekommen sein — als wegen des äußeren Ansehens der Maturanden. Die Paduaner Studenten pflegten auf ihre äußerliche Erscheinung und Gewandung nicht viel Gewicht zu legen, wenn sie nicht zu den früher erwähnten „Pedrocchini“ gehörten; sie kamen auch zur Maturitätsprüfung in mitunter unsauberen Jacken und Alltagskleidern, namentlich die internen Schüler der Anstalt, während die Privatisten meistens in Festgewand erschienen. Schon am ersten Prüfungstage, als ich ihn nach seinem Absteigequartier begleitete, meinte er zu mir: „Diese Schüler scheinen mir wenig reif, und keinen rechten Begriff von dem Ernste der Prüfung zu haben. Wie sie gekleidet kommen, geradezu unanständig!“ Ich merkte mir diese Äußerung, und vor der nächsten Maturitätsprüfung redete ich ihnen zu, in dunklen Kleidern, wenn möglich in schwarzem Rocke zu erscheinen, und wer einen solchen nicht besäße, möge sich ihn für diesen Tag ausleihen. Ich selbst half einem armen Schüler mit einem schwarzen Gehrock aus. Wie nun der Schulrat das nächste Jahr zur Prüfung kam, war die äußere Komparserie eine ganz andere, fast alle saßen in dunklen oder schwarzen Röcken da, die ihnen mitunter gar nicht paßten. Ein befriedigtes Lächeln überflog sein Gesicht, als er die Veränderung bemerkte: „Das sind ganz andere Schüler“, sagte er zu mir, „die sehen doch wie reife und gebildete Jünglinge aus.“ Einer unter den Maturanden aus Bassano — der Name ist meinem Gedächtnisse entfallen — kam sogar auf den Einfall, zu seinem schwarzen Gewande noch eine auffallend breite, schwarzgelbe Kravatte anzulegen. Es war ein begabter, aber fauler Schüler, an dessen Durchkommen bei der Prüfung wir berechtigte Zweifel hegten. Indes tat die Kravatte die beabsichtigte Wirkung. Mit gewinnendem Lächeln nickte ihm der gute Schulrat bei der Prüfung zu, jede nur halbwegs

entsprechende Antwort wurde von wohlwollendem Kopfnicken begleitet, er selbst half ihm manchmal aus der Verlegenheit und bei der Konferenz nach der Prüfung bemerkte er, daß ihm dieser Maturand den Eindruck eines wohlerzogenen und zweifellos reifen Jünglings gemacht habe. Wir sahen einander etwas erstaunt an, aber keiner widersprach, da der Vorsitzende die Prüfung als genügend erklärt hatte.

Ebenso freundlich und entgegenkommend zeigte sich unser Schulrat allen Prüflingen gegenüber, die aus geistlichen Anstalten und Seminarien kamen. Einmal erschienen zwölf Zöglinge des Jesuitenkollegiums in Feltre zur Maturitätsprüfung. Wieder wohlwollendes Kopfnicken, lächelndes Gesicht und sichtbare Geneigtheit! Viel wußten sie nicht, aber ihre lückenhafte Vorbildung hatte einen gewissen äußerlichen Aufputz, der ihr bescheidenes Wissen geschickt zu überdecken geeignet war. Als sie sämtlich an einem Tage geprüft waren, bemerkte della Bona, ohne eine weitere Diskussion zu veranlassen: „Nun, diese Maturanden sind alle wohl zweifellos reif", und unterschrieb sofort auch das betreffende Prüfungsprotokoll.

Kopfschütteln seitens der Professoren, aber alle schwiegen. Da nahm ich das Wort und meinte in höflichster Weise, daß ich wenigstens in meinen Prüfungsgegenständen gegen die Reife einzelner unter den Examinanden Einsprache erheben müsse, worauf mir der Schulrat etwas ungeduldig erwiderte, daß er das Protokoll bereits unterschrieben habe und die Sache damit abgetan sei. Ruhig wendete ich dagegen ein, daß die Ansicht der prüfenden Lehrer ja gar nicht vorher eingeholt worden sei und es mit der Unterschrift des Protokolls keine solche Eile gehabt habe. Zu seinem Verdrusse wurden auf meine Einsprache hin einige der Prüflinge aus dem Verzeichnisse der für reif Erklärten gestrichen und fast zornig verließ der Schulrat das Prüfungslokale, ohne meine gewöhnliche Begleitung beim Nachhausegehen abzuwarten. Am

nächsten Tage mochte er wohl bedacht haben, daß sein Vorgehen kein ganz gesetzliches gewesen sei, und war gegen mich wieder freundlich und zuvorkommend, wie vorher. Es tat mir übrigens aufrichtig leid, dem liebenswürdigen und mir so wohlwollenden Manne einen Verdruß bereitet zu haben — allein ich konnte nach Recht und Gewissen nicht anders handeln. Ich habe Monsignor **della Bona** in späteren Jahren (zwischen 1872—74) als Fürstbischof in Trient wieder gefunden und in meiner Eigenschaft als Landesschulinspektor persönlich und ämtlich mit ihm auf bestem Fuße verkehrt, und verehre sein Andenken als das eines mild gesinnten und regierungsfreundlichen Kirchenfürsten, der im Gegensatze zu den Bischöfen in Deutsch-Tirol sich immer schulfreundlich zeigte und durch sein entgegenkommendes Wesen dazu beigetragen hat, daß im italienischen Landesteile die Schulgesetze vom Mai 1869 anstandslos und ohne viel Widerstand seitens des Klerus eingeführt werden konnten, während in Deutsch-Tirol bekanntlich in einigen Tälern die neue Schulaufsicht mit Hilfe von Gendarmen durchgeführt werden mußte.

Aber eines Mannes im Lehrkörper muß ich dankbar und in warmer Verehrung gedenken, mit dem ich während meines Aufenthaltes in Padua viel verkehrte und dem ich mannigfache Erweiterung meiner Bildung und meines geistigen Gesichtskreises verdanke. Es war dies der Direktor des Gymnasiums Ab. Giacomo Zanella, ein Vicentiner, der nicht lange nach meinem Eintritt in den Lehrkörper zum Leiter der Anstalt ernannt wurde, ein Mann von stillem, freundlichem Wesen, von ruhigen, bescheidenen Umgangsformen, ein gründlicher Kenner der italienischen und romanischen Literatur, dabei selbst ein hochbegabter lyrischer Dichter von tiefem, oft philosophischem Inhalte und von einer an Leopardi gemahnenden Energie und Gedrungenheit des Verses und der Sprache. Wer heute durch die **Porta del Castello** die Stadt Vicenza

betritt, dem fällt sofort links nach dem Eingange durch das Tor seine sprechend ähnliche lebensgroße Marmorstatue ins Auge, die Vicenza ihrem berühmten Mitbürger nicht lange nach seinem Tode errichtet hat. Er war, offen gestanden, kein musterhafter Direktor, ihm fehlte vor allem die Energie, ererbten Übelständen an der Anstalt rücksichtslos entgegen zu treten, und die in jenen Zeiten politischer Erregung so häufigen Ausschreitungen der Jugend wirksam zu bekämpfen. Auch die mit der Leitung der Anstalt verbundenen trockenen und teilweise peinlichen Amtsgeschäfte widerstrebten seiner nachdenklich träumerischen Natur, ich sah ihn oft während der Unterrichtszeit stundenlang durch die Gänge des Gymnasiums wandeln, zweifelsohne an dichterischen Gebilden arbeitend. Ich schrieb damals für eine in Padua erscheinende Zeitung „Il Comune“ einen längeren Aufsatz über Heinrich Heine, wofür er mir eine Anzahl von Gedichten und Versen des deutschen Dichters, die ich zitieren wollte, ins Italienische übersetzte. Eines darunter, das bekannte Lied vom „einsamen Fichtenbaum“, will ich als Beispiel hier anführen, weil es sonst nirgends abgedruckt worden ist. Es lautet:

Di settentrional balza sul fianco
  Stassene un pin sotto solingo cielo,
Dormicchiando si sta; d'un mantel bianco
  Lo avvolgon nevi e gelo.

Pensa dormendo; ad una palma ei pensa,
  Che su remota rupe in Oriente
Sotto la vampa del meriggio intensa
  Stride assetata, ardente.

Ich mußte ihm für seine Mitwirkung um so dankbarer sein, als Zanella sich oftmals in sehr energischen Worten gegen den Heine-Kultus aussprach, der gerade in den Sechziger-

Jahren in ganz Italien herrschte, und den er für die Bildung seiner eigenen Nation wenig förderlich hielt: „Eine Poesie", schrieb er einmal, „die aus allem ein Spiel macht, ist ein Hohn auf die Größe unserer Schmerzen und der Zeiten, die zu reifen beginnen." Ich konnte mir seine Abneigung gegen den großen deutschen Lyriker nur durch seine religiösen Empfindungen erklären, denn bei Zanellas Verehrung für Leopardi, an den seine eigenen Gedichte, wenigstens der Form nach, oft erinnern, konnte ihm eine gewisse Verwandtschaft zwischen den beiden Dichtern, trotz aller Verschiedenheit ihres Charakters, kaum ganz entgehen. Leopardi und Heine, beide krank, der eine von Kindesbeinen, der andere in den letzten 10 Jahren seines Lebens, beide tief ergrimmt über das Elend und die Versunkenheit ihres Vaterlandes, beide trostlos über die Unzulänglichkeit aller menschlichen Zustände, beide skeptisch bis an die Grenze des Atheismus, beide sehnsüchtig hinüberblickend nach dem alten Griechenland, nach „dem leuchtenden Menschenfrühling von Hellas", als Lyriker beide im Kampfe gegen die romantische Schule. Es ist interessant zu beobachten, wie die beiden Dichter, die einander gewiß nicht einmal dem Namen nach gekannt haben, obgleich sie zur selben Zeit lebten, sich nicht nur in der allgemeinen Tendenz, sondern mitunter in ganz ähnlichen Gedanken begegnen. Wer wird durch Leopardi's „Il sogno" nicht an Heine's Gedicht „Böses Geträume" erinnert? Wem fallen bei den Worten

„Dunque degli empi
Siede Giove a tutela?"

nicht die Heine'schen Verse ein: „Laß die heiligen Parabolen" u. s. w.? Wer das „Sklavenschiff" und „Affrontenberg" gelesen hat, findet darin die gleichen Beweisgründe für das Elend des menschlichen Geschickes, die Leopardi mit quälerischer Erfindungskraft in seiner „Wette des Prometheus"

und in der „Geschichte des Menschengeschlechtes“ aufgehäuft hat. Nur ein großer Unterschied besteht zwischen beiden, ein Unterschied, der als Vorzug dem italienischen Dichter vor dem deutschen zukommt: Heine gießt Spott und Hohn auf Vieles, was den Menschen groß und heilig ist, auch auf das, was er selbst am heißesten liebt, Leopardi nimmt ebenfalls oft Anlaß zur Satire, wie z. B. im „Dialoge zwischen Herkules und Atlas“, und wird scharf und bitter, aber vor der wirklichen Größe und Allgemeinheit des Gegenstandes ziehen sich seine Sarkasmen zuletzt immer mit einer gewissen Scheu zurück.

Ein Hauptvertreter des Heine-Kultus in Padua war damals der Schriftsteller Enrico Salvagnini, Redakteur der erwähnten Zeitschrift „Il Comune“ und trefflicher Übersetzer von Heine'schen Dichtungen; aber der ganze Kultus galt eigentlich weniger dem Dichter als dem Publizisten Heine und seinen mit den zu jener Zeit in Italien herrschenden Bewegungen verwandten Bestrebungen, seiner Polemik gegen Rom und den päpstlichen Katholizismus, gegen Absolutismus und Adelsvorurteile, und nicht am wenigsten seinen häufigen Ausfällen gegen Österreich.

Es ist begreiflich, daß ein Mann von ernster und lauterer Gesinnung, wie Giacomo Zanella, bei aller Wertschätzung der dichterischen Begabung Heine's sich dessen steigendem Einflusse in Italien gegenüber nur ablehnend verhalten konnte. Im Übrigen zählte Zanella, wie überhaupt der niedere Klerus in Venetien zu den patriotisch, d. h. im damals geltenden Sinne italienisch gesinnten Männern, obschon man in Regierungskreisen keinen Anstand genommen hatte, ihm seiner anerkannten tüchtigen wissenschaftlichen und pädagogischen Befähigung die Leitung des wichtigsten venetianischen Gymnasiums anzuvertrauen. Ein hochgestellter Beamter der k. k. Statthalterei in Venedig tat nach dessen Ernennung zum Direktor mir gegen-

über die Äußerung: „Ich glaube, daß Zanella, wenn einmal König Viktor Emanuel in Padua einzöge, ihn sicherlich mit einer herrlichen Hymne begrüßen würde, aber ebenso sehr bin ich überzeugt, daß er, so lange er unter der österreichischen Behörde dient, niemals Pflicht und Eid verletzen werde." Und damit hatte der Beamte recht. In all den Wirren und politischen Aufregungen jener Zeit habe ich Zanella in seiner amtlichen Stellung zwar gerne milde und begütigend, aber immer loyal und pflichtgetreu befunden.

X.

Es ist Zeit, daß ich aus dem Schulleben mich wieder den allgemeinen politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen jener bemerkenswerten Zeit zuwende.

Ein wichtiges Ereignis in meiner Erinnerung aus den ersten Jahren meines Aufenthaltes in Padua ist der Besuch des Kaisers Franz Josef. Der damals noch jugendliche Monarch wurde von einer ziemlich dichten Volksmenge, die auf dem ganzen Wege vom Bahnhofe bis zu seinem Absteigequartier im **Palazzo Arenberg** angesammelt war, sehr ehrerbietig und auch mit häufigen „**Evviva!**" begrüßt; indes war dieser Empfang mehr Neugier und teilweise offizielle Inszenierung, als spontane und herzliche Huldigung, wie sie unserem Kaiser überall, wo er sonst in seinen Erbländern erscheint, in reichstem Maße und aufrichtiger Ergebenheit dargebracht wird. In dem genannten Palaste nahm der Kaiser mit gewinnender Liebenswürdigkeit und in jugendlich ritterlicher Haltung die Vorstellung der Behörden entgegen. Auch der Lehrkörper des Gymnasiums war zur Aufwartung erschienen und in allen einzelnen Mitgliedern dem hohen Herrn vorgestellt worden.

Als die Reihenfolge an mich kam und ich vom Direktor als Professor der deutschen Sprache bezeichnet wurde, fragte mich der Kaiser auf italienisch, wo ich das Deutsche erlernt habe. Ich antwortete, ich weiß nicht mehr, ob italienisch oder deutsch, daß ich von Geburt ein Deutschböhme sei, worauf der Kaiser in deutscher Sprache einige weitere Fragen an mich richtete, ob die Schüler willig deutsch lernten und ob ihnen die Sprache viel Schwierigkeiten bereitete. Da der Kaiser leise sprach und die mir zunächst befindlichen Kollegen des Deutschen unkundig waren, wurde ich nach der Vorstellung von ihnen neugierig gefragt, was der Herrscher mit mir geredet habe. Ich gab ehrlich darüber Auskunft — aber man wollte mir nicht glauben. Der Umstand, daß der Kaiser sich der deutschen Sprache bedient hatte, schien ihnen zu bedeutungsvoll und sie beharrten bei ihrer Ansicht, daß er irgend einen Tadel oder eine wichtige politische Bemerkung ausgesprochen haben mußte, eine Vermutung, die ich ihnen vergeblich aus dem Kopfe zu bringen suchte. Am Nachmittag war eine große Truppenrevue auf dem Prato della Valle (jetzt Piazza Vittorio Emanuele genannt), und eine große Volksmenge harrte des Kaisers und des beliebten Schauspiels. Um 3 Uhr sprengte der Kaiser mit Gefolge heran, allen voraus in gestrecktem Galopp, in seiner ritterlich und jugendlich schlanken Erscheinung das Bild eines schneidigen, unvergleichlichen Reiters. Ein ungeheurer und spontaner Jubel empfing ihn, rechts und links hörte ich ausrufen: Oh, che bravo cavallerizzo! che bel cavaliere! come sta bene a cavallo!, und die warme Huldigung galt gewiß mehr dem gewandten Reiter, als dem Beherrscher von Venetien. Die Paduaner waren stets große Pferdeliebhaber und pflegten der Reitkunst in hohem Maße. Es gab damals — und ich glaube auch jetzt noch — in Padua eine Schule der höheren Reitkunst, Accademia dell' equitazione (Reitakademie) genannt, wo auch ich

meine ersten equestrischen Versuche machte, wenn auch mit keinem großen Erfolge. Längere Zeit noch nachher war die schneidige Reitererscheinung des Kaisers im Munde der ganzen Bevölkerung.

Indes war trotz solchen Aufflackerns persönlicher Sympathien für den Herrscher die Gesinnung der Bevölkerung nicht nur in Padua, sondern in allen übrigen Städten Venetiens keineswegs regierungsfreundlich zu nennen. Die Italiener waren und sind immer kluge und praktische Politiker gewesen, die damals schon voraussahen, daß nach der Abtretung der Lombardei das Verbleiben der Österreicher auch in Venetien unhaltbar war, und diese Überzeugung, die Jung und Alt teilte, und die mit der wachsenden Begeisterung für die Idee des einigen Italiens sich auch der maßvollen Anhänger der Regierung bemächtigte, hatte zur Folge, daß die Abneigung der Bevölkerung gegen die österreichische Herrschaft sich weniger in offenem Widerstande zeigte, als vielmehr in passiver Haltung und in einer Art ruhiger Duldung. Das Joch der Fremdherrschaft, sagte man sich, muß früher oder später brechen. Wozu sich also bloßstellen und Unannehmlichkeiten erfahren? Man suchte möglichst gut mit den Behörden auszukommen, man hatte für manche drückende oder unliebsame Maßregel oft nur ein überlegenes Lächeln, besonders wenn Verfügungen getroffen wurden, was ja manchesmal der Fall war, deren Ausführung längere Zeit benötigte und die teilweise auf die Zukunft berechnet waren, und den Anschein hatten, als hielte die Regierung ihre weitere Herrschaft im Lande für alle Zeiten gesichert. Das galt in den Städten und von den höheren Klassen der Bevölkerung, das Landvolk verhielt sich apathisch und gleichgiltig gegen jede Neuerung. Ich wurde mit einem Bauer in der Umgebung von Padua bekannt, der mich aus Dankbarkeit für einen ihm erwiesenen Gefallen alljährlich, wenn die Pfirsiche reif waren — er besaß auf seinen

gepachteten Grundstücken einige hundert Pfirsichbäume — mit seinem Wägelchen nach seiner Behausung abholte, damit ich mir die köstlichen Früchte frisch weg vom Baume pflücken konnte. Der sagte mir einmal, als von den politischen Verhältnissen die Rede war: „Die Politik ist nur für Herren! Für uns Bauern heißt es immer nur: Steuern hier und Steuern dort, Soldaten hier und Soldaten dort. Ob wir beides dem Franz Josef oder dem Viktor Emanuel leisten müssen, ist gleich.“ Mit diesen Worten war so ziemlich die politische Anschauung des Landvolkes in seiner Allgemeinheit gekennzeichnet, dieser armen, um ihr Dasein kämpfenden Kolonen, die für die nationale Einheitsidee kaum Verständnis und Interesse hatten. Hunger und Armut sind die Seele des Volkes, wer soll sie zu Idealen heranbilden?

Manche drückende Maßnahmen der Regierung, die leider oft in Unkenntnis der wirklichen Sachlage getroffen wurden, sind von dem praktischen Sinne der Bevölkerung sogar zu ihrem Vorteile ausgebeutet worden. In dem Jahre 1860 oder 1861 — ich erinnere mich nicht genau mehr — wurde in Venetien, wo seit Menschengedenken man nur Gold und Silber als laufende Münze kannte, und wo selbst in den schwierigsten Zeiten des Staatskredites Militär und Beamte immer in Silbergeld ausbezahlt wurden, der Versuch gemacht, den Zwangskurs des Papiergeldes, wie in den übrigen Provinzen der Monarchie, einzuführen. Man tat es, aber niemand nahm Papiergeld an, als das Ärar selbst in seinem Tabak- und Salz-Monopole. In den Verkaufsläden, in den Gasthöfen, in den Geschäften wies man Papiergeld zurück, kein Einschreiten der Polizei und Behörden half. Man ließ die Ware lieber unverkauft verderben, als daß man sich dem Zwangskurse fügte, den man später unter der nationalen Regierung so lautlos und willig über sich ergehen ließ.

Wer dabei zu Schaden kam, waren die getreuen Be-

amten des Staates und dann dieser selbst. Die ersteren mußten ihre Banknoten beim Wechsler gegen klingende Münze auslösen mit einem Verlust von mehr als 50% — denn so hoch stand nach dem Kriege von 1859 das Silberagio — und wurden dadurch in ihren rechtmäßigen Bezügen um mehr als die Hälfte herabgesetzt. Dieser Verlust wurde ihnen allerdings dadurch vergütet, daß sie in den wenigen Monaten, in denen dieser Zwangskurs währte, zu ihrem Gehalte den Prozentbetrag des Agio als Zuschlag ausbezahlt erhielten — aber wessen Verlust nicht gedeckt werden konnte, war das Ärar selbst. Denn die Italiener, die in ihrer praktischen Klugheit das baldige Ende einer solchen Maßnahme voraussahen, benützten diese Gelegenheit, sich um billiges Papiergeld auf Monate hinaus mit Tabak und Salz zu versehen, so daß binnen kurzer Zeit der Vorrat namentlich an Tabak und Zigarren in den Magazinen des Ärars nahezu erschöpft war, und man durch längere Zeit hindurch abgelegene Zigarren nur in Bekanntenkreisen, die sich Vorräte angeschafft hatten, erwerben konnte.

Inmitten dieses rein passiven Widerstandes, der, so weit ich mich erinnere, nur selten zur turbulenten Bewegung führte, verliefen die ersten Jahre nach dem Kriege von 1859 ziemlich ruhig und in scheinbar geregelten Verhältnissen. Nur durch zwei Dinge wurde man gemahnt, daß man in einem der Regierung feindlich gesinnten Lande lebte, durch die Landestrauer und durch ein bestehendes geheimes Aktionskomitee. Die Landestrauer bestand, wie ich schon früher erwähnt habe, in der gänzlichen Enthaltung von allen öffentlichen Belustigungen, besonders von den Karnevalsfreuden und den Theatern, die gerade während der Faschingszeit der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens und Treibens der höheren und niederen Bevölkerung bildeten und in Italien weit mehr als in anderen Ländern die Bedeutung nationaler Feste hatten. Das

Teatro Fenice in Venedig, das Teatro sociale in Padua und alle größeren Theater in den übrigen venetianischen Städten, die gerade zur Karnevalszeit meist glänzende Opern und Balletvorstellungen boten, blieben beharrlich geschlossen, nur einzelne kleinere Theater, wie S. Benedetto, Goldoni in Venedig, wie das Teatro Duse in Padua wurden ab und zu meist unter dem Einfluß und Zutun der Behörden, denen diese allgemeine Landestrauer selbstverständlich nicht angenehm war, auf wenige Wochen mit mehr oder minder guten Gesellschaften eröffnet und mitunter auch gut besucht; aber für das sonst so reiche und beliebte Theaterleben in Italien fielen sie wenig ins Gewicht.

Den weltberühmten Carnevale in Venedig, diese glänzende und bezeichnende Äußerung des venetianischen Volkslebens, habe ich selbst trotz eines zehnjährigen ununterbrochenen Aufenthaltes im Lande nur aus den Schilderungen Anderer in früheren Zeiten kennen gelernt. Was bei einem so unterhaltungslustigen und mit dem Treiben und Gebaren des Karnevals so innig verwachsenen Volke dieser Ausfall nicht nur in moralischer, sondern auch in finanzieller Hinsicht bedeutete, kann jeder ermessen, der italienische Sitten und Gewohnheiten kennt. Ich muß gestehen, daß die zähe Ausdauer, mit der die Venetianer Bevölkerung durch volle sieben Jahre, von 1859 bis 1866, diese Art Selbstentäußerung durchführte, mir einen großen Eindruck gemacht hat. Das Zauberwort „Italia una“ allein hat dies Wunder zuwege gebracht, und dagegen blieben alle Bemühungen, alle optimistische Zuversicht der Regierung zur Festigung ihrer Stellung im Lande für den aufmerksamen Beobachter ohne Erfolg und Bedeutung.

Daß von dem scheinbar gelassenen und stillen Widerstande sich die Bevölkerung von Zeit zu Zeit zu deutlichen und nicht mißzuverstehenden Äußerungen erhob, dafür sorgte

das geheime Aktionskomitee, das auch die Universitätsstudenten teilweise in seine Kreise gezogen hatte, in mancher Art. Zunächst durch demonstrative, massenhafte Spaziergänge an gewissen italienischen Gedenktagen, durch geheime Trauermessen z. B. am Todestage Cavour's, wogegen die Behörden nichts tun konnten, durch Bombenwerfen vor den Häusern mißliebiger Persönlichkeiten u. s. w. Eines Tages fand ich beim Nachhausegehen hinter dem Haustor einen durch die Torspalte hineingeschobenen Zettel, den ich aufhob und worauf die Worte standen: „Heute nachmittag 6 Uhr Spaziergang auf dem Prato della Valle. Trauertoilette, als Schmuck catena d'Italia.“ Derselbe bestand aus einer Kette von kleinen Stahlkugeln mit dem Anhängsel eines ebenso aus Stahl gefertigten Totenschädels, die von den Männern zu jener Zeit gerne als Uhrkette, von den Damen als Armband getragen wurde. Ich weiß nicht, welcher Trauertag damit feierlich begangen werden sollte: aber die Demonstration selbst fiel nicht ganz unbeanstandet aus. Denn während die Menge ernst und nachdenklich auf dem Trottoir des genannten Platzes auf- und ab spazierte oder vor den Kaffeehäusern saß, hatte der Artillerie-Kommandant in der nächstgelegenen Kaserne S. Giustina den nicht üblen Einfall, neben den feierlich einherschreitenden Spaziergängern einige schwere und leere Fuhrwesenwagen hin und her fahren zu lassen, die ein solch fürchterliches Gerassel verursachten, daß die lustwandelnde Menge, dadurch belästigt, sich bald nach allen Richtungen zerstreute.

Ferner gab es als Ausdruck der Volksmeinung und politischen Gesinnung häufiges Werfen von Bomben, Bomben an allen Ecken, zu allen Zeiten, man wußte selten, warum sie losgingen, oft nur aus Mutwillen, gerne an unruhigen Tagen, wenn Militärpatrouillen durch die Gassen zogen, unmittelbar hinter ihnen, wenn sie vorbeigegangen waren. Man achtete übrigens gar nicht mehr darauf, so häufig waren sie, wenn,

seltener bei Tage, meistens bei Nacht, man in näherer oder weiterer Entfernung oder auch hinter dem Rücken eine Bombe knallen hörte. Es waren übrigens keine gefährlichen Bomben, die man zu fürchten hatte, meist nur Pulver in Papier gefüllt und mit Schnüren fest zugebunden; sie machten Lärm und schadeten niemanden. Man warf sie gewöhnlich mißliebigen Landsleuten, Privaten oder Beamten, die als „Austriacanti“ bekannt oder verdächtig waren, vor die Häuser, während man deutsche Staatsbeamte, selbst wenn sie der gehaßten Polizeibehörde angehörten, meist unbehelligt ließ. Davon gab es nur seltene Ausnahmen, wie eines Abends es zwei mir bekannten Deutschen geschah aus dem Gefolge der Kaiserin Maria Anna, Witwe des Kaisers Ferdinand, geb. Prinzessin von Savoyen, die auf ihrem Schlosse Galliera unweit von Padua den Sommer zuzubringen pflegte. Sie waren von dort nach Padua gekommen, um sich im Theater zu vergnügen, der eine von ihnen, der Leibarzt der Kaiserin Dr. Emig und der andere ihr Sekretär Dr. Karl Eminger, beide hochgewachsene stattliche Männer, der Hitze wegen ganz in weiße Leinenanzüge gekleidet. Sie fielen im Theater schon deshalb auf, weil sie in der Loge des Polizeileiters saßen. Es war auch zufällig ein etwas unruhiger Theaterabend. Während eines Zwischenaktes wurde plötzlich von der Gallerie ein Vogel mit der italienischen Trikolore um den Hals losgelassen, und unter dem Jubel und Beifallsklatschen des Publikums flog das Tierchen ängstlich zwitschernd zwischen Bühne und Zuschauerraum hin und her, ein unschuldiger Gegenstand großer Aufregung, die noch nach beendeter Vorstellung fortdauerte. Als die beiden Genannten nach dem Theaterschlusse sich durch eine Seitengasse entfernten, wurden sie von einer kleinen Gruppe von Menschen verfolgt, die aber auf einmal sich rasch entfernten, worauf dicht hinter den Fremden eine Bombe losknallte. Sie traten auch bald, um weiteren Unannehmlich-

keiten zu entgehen, in dem vor der Post bereitstehenden Wagen die Rückfahrt nach Galliera an.

Ich selbst befand mich einmal unmittelbar einer platzenden Bombe gegenüber, als ich eines Abends mit einem deutschen Bekannten auf dem Wege nach einem Bierlokale in der Contrada S. Fermo einem bekannten Kaufmanne begegnete, der uns anhielt und bat, ihm einen deutschen Geschäftsbrief, den er nicht ganz verstand, zu übersetzen. Ich nahm das Schreiben in die Hand und stellte mich mit meinen Begleitern unter eine Laterne und begann es ins Italienische zu übersetzen, als plötzlich gerade gegenüber eine Bombe losging, deren noch glimmende Papierfetzen mir an die Füße flogen. Ich erschrak wohl ein wenig, fuhr aber nach einigen Minuten mit der Übersetzung fort, und als ich später im Gasthause davon erzählte, meinte ein offenbar eingeweihter Paduaner, daß die Bombe wohl dem Pfarrer gegolten habe, der Tags vorher in der Kirche gegen Viktor Emanuel gepredigt und ihn einen Räuber und Kirchenschänder genannt hatte, weil er Rom besetzen wollte. Es war Montag und die kleine Kirche befand sich gerade gegenüber der Laterne, wo wir gestanden hatten. Die Meinung meines etwas aufgeregten Freundes ging allerdings dahin, daß das unschuldige Attentat uns selbst als Deutschen gegolten hatte, aber ich dachte keinen Augenblick so. Wer sollte mir auch, der ich Niemandem etwas zu Leide tat und dem Alle, mit denen ich Verkehr pflegte, stets freundlich entgegen kamen, eine Bombe werfen?

Einmal wurde ich wohl selbst auf der Straße angefallen, aber das stand in keiner Beziehung zu der politischen Bewegung jener Tage. Ich habe schon an einer früheren Stelle meines Buches der Zwistigkeiten und Raufereien gedacht, die öfter in Padua zwischen Studenten und jungen Handwerksgesellen (paci genannt) ausgefochten wurden. So war auch zu jener Zeit wieder ein solcher in einem Streite durch einen

Messerstich gefährlich verwundet worden und es herrschte zwischen beiden Gegnerschaften eine große Spannung. Gerade am Tage nachher ging ich ziemlich spät abends aus meinem gewohnten Bierlokale nach Hause. Ich wohnte in der Via al pozzo dipinto, und die Gasse hatte, wie die meisten in Padua, auf einer oder beiden Seiten einen Säulengang (portico), und der zu meiner Wohnung führte, war ziemlich schmal. Ich ging in Gedanken, und mir entgegen kamen drei junge Leute, offenbar Handwerkergesellen, Arm in Arm, die den ganzen Portico ausfüllten, so daß mir kein Raum blieb, um ihnen auszuweichen. Ich machte daher kurzen Prozeß, schob den mir zunächst Vorübergehenden vielleicht ohne Absicht etwas unsanft beiseite und ging ruhig weiter. Als ich nur mehr wenige Häuser von meiner Wohnung entfernt war, hörte ich hinter mir schreien und sah die jungen Leute nach kurzer Beratung umkehren und mir eiligst mit drohenden Geberden nachlaufen. Schnell in meine Wohnung zu entfliehen, ging nicht an, denn in der Zeit, die ich benötigt haben würde, das versperrte Haustor zu öffnen, wären sie schon in meiner Nähe gewesen und ich hätte sie dann im Rücken gehabt. Ich ließ sie daher an mich herankommen und blickte ihnen ruhig ins Gesicht. Da sprang einer von ihnen mit geballter Faust vor mich hin, und auf einen seiner Genossen hinweisend schrie er mich an: „Warum haben Sie meinem Freunde hier einen Stoß gegeben?“ Er gebrauchte für „Stoß“ das Dialektwort „spenton“ statt „urto“, so daß ich ihn nicht gleich verstand. Als er seine Frage noch heftiger wiederholte, erwiderte ich ruhig, daß ich ihm wohl möglicher Weise ohne Absicht einen „urto“ gegeben haben mochte, daß ich aber, da sie alle Drei mir keinen Platz zum Ausweichen ließen, genötigt war, mir selbst freien Weg zu bahnen. Jetzt trat der angeblich Gestoßene selbst vor mich hin, hielt mir die geballte Faust vors Gesicht und schrie: „Mir einen Stoß, mir einen Stoß?“

Und dabei hüpfte er in drohender Haltung immer vor mir hin und her, ohne mich jedoch mit der Faust zu berühren. Trotz der ernsten Lage aber konnte ich mich des komischen Eindrucks nicht erwehren, wie der gute Geselle schreiend und mit geballter Faust vor mir hin und her sprang, ohne loszuschlagen und seine beiden Gefährten in gespannter Erwartung dastanden. „Liebe Freunde", sagte ich endlich lächelnd, „ich sehe, daß wir hier nicht vorwärts kommen. Es ist daher am besten, Ihr zieht Eures Weges und laßt mich den meinen gehen." Und damit wandte ich mich und ließ sie stehen. Sie folgten mir zwar noch immer drohend einige Schritte nach, ließen mich aber ungehindert das Haustor aufsperren und hinter ihm verschwinden. Als ich das Tor von innen zugeschlossen hatte, atmete ich doch erleichtert auf, denn wenn es wirklich zu Tätlichkeiten gekommen wäre, so würde es mir drei jungen, kräftigen Gesellen gegenüber sehr übel ergangen sein. Ich erkläre mir übrigens ihr Zurückweichen dadurch, daß sie mich anfangs für einen Studenten hielten und mich offenbar herausfordern wollten, aber als sie mich reden hörten, durch mein fremdländisches und reines Italienisch an mir irre wurden und mich laufen ließen.

Wie immer es sei, der Gefahr, weidlich durchgeprügelt zu werden, war ich für diesmal glücklich entwischt. Man könnte aus diesem Vorfalle leicht wieder den Vorwurf der Feigheit ableiten, den man den Italienern gerne unsererseits zu machen liebt: Drei gegen Einen und doch kein energisches Eingreifen! Die Italiener aber sind durchaus nicht von Natur aus feige, sie haben sich später in mehreren kriegerischen Ereignissen als gute Soldaten gezeigt, wie sie früher als tapfere Condottieri berühmt und gesucht waren. Abgesehen davon, daß bei einem lange unterdrückten und durch Fremdherrschaft in Schranken gehaltenen Volke sich die Tugenden der Tapferkeit und Ritterlichkeit schwerer und langsamer ent-

wickeln können, als bei den Herrschenden, so gesellt sich bei den Italienern noch eine gewisse praktische Klugheit hinzu, die vor unnötigen ernsten Folgen gerne Halt macht. In der Leidenschaft und Hingabe an große Zwecke scheuen sie, wie andere, weder Gefahr noch Tod; aber in gewöhnlichen Streitfragen, die oft zu Tätlichkeiten führen, kann ein passendes Wort, irgend eine humoristische Seite der Sache, der sie leicht zugänglich sind, sie entwaffnen und zur Vernunft bringen.

Das Zurückweichen vor den äußersten Konsequenzen ist in vielen Fällen weder Feigheit noch Unentschlossenheit, sondern nur Beweis einer gewissen Harmlosigkeit des Charakters und einer geklärten Empfindungsweise. Es berührt allerdings manchmal komisch, wenn z. B. in Venedig in Streit geratene Gondelführer sich mit den furchtbarsten Drohungen und Schimpfworten überhäufen, die immer heftiger werden, je mehr sie sich von einander entfernen, oder wenn, wie ich selbst und gewiß auch andere erlebt haben, sich diese Streitigkeiten nach der Landung Aug' im Auge fortsetzen und einer von den Streitenden plötzlich den Umstehenden, die bei solchen Gelegenheiten niemals fehlen, zuruft: „Haltet mich fest, denn sonst schlag' ich ihn tot!"

Ich habe früher von einem geheimen Aktionskomitee gesprochen, dessen Bestand bei manchen Anlässen offenbar wurde. Ich weiß zwar nicht, wie es organisiert war, wer es leitete und wessen Willen es gehorchte, doch habe ich selbst in meinem nächsten Umgang, ohne es zu wissen, mit Personen verkehrt, die ihm zweifellos angehörten. Einer davon war ein Rechtshörer, Federigo Belusso, der Sohn eines bekannten Fechtmeisters in Venedig. Da ich mit dem letztgenannten befreundet war, so verkehrte ich auch in Padua mit seinem Sohne, der dort eine kleine Fechtschule einrichtete, wo ich mich manchmal der körperlichen Übung wegen im Säbelfechten übte, und

die mir deshalb auch in Erinnerung geblieben ist, weil
dort zuerst die persönliche Bekanntschaft mit dem berühm
Tragöden Ernesto Rossi machte, von dem ich später
erzählen werde. Eines Tages erfuhr ich, daß er gefäng
eingezogen wurde, und Polizei-Oberkommissär Hofmann,
tüchtiger, geistvoller, ja geradezu genialer Beamter, händ
mir, als ich ihm zufälliger Weise an demselben Tage
gegnete, ein von meiner Hand an Belusso geschriebenes B
ein — übrigens ganz harmlosen Inhalts, das er, wie er sa
bei der Durchsicht seiner Papiere zu sich gesteckt hatte, um
bei der Untersuchung irgend welche Unannehmlichkeit
Vorladung zu ersparen. Er teilte mir nur mit, daß Bel
politisch arg kompromittiert sei, gab mir aber einen Erla
nisschein, wenn ich ihn im Gefängnisse besuchen wollte.
tat es auch und fand ihn dort gerade beim Auskehren se
Zimmers beschäftigt, das er mit einem wegen Sittlichke
vergehens in Untersuchungshaft befindlichen Geistlichen te
Da der Gefängnisaufseher meiner Unterredung mit ihm
wohnte, konnte ich selbstverständlich aus seinem Munde ni
Näheres über den Grund seiner Verhaftung erfahren;
meinte nur, daß ihm die Gefangenschaft selbst minder u
träglich sei, als die Gegenwart seines Zimmergenossen,
immer betete und seine Unschuld beteuerte.

Einen zweiten Fall erlebte ich mit einem jungen Ma
der im Hause, wo ich wohnte, sich eingemietet hatte.
Name ist mir entfallen, er gab vor Jurist zu sein, war
äußerst gewinnendem Aussehen und von bezaubernder Liebe
würdigkeit im Verkehr. Als ich einmal vom Gymnasium
Hause kam, trat mir die Hausfrau mit Tränen in den Au
entgegen und beschwor mich, beim Polizeileiter für ihn F
sprache zu erheben, denn er sei plötzlich arretiert worden.
so schöner und lieber junger Mann könne nichts Böses
schuldet haben, er sei gewiß unschuldig. Als ich auf

Bitte den Polizei-Oberkommissär aufsuchte, wurde er ernst und riet mir, ihn nie als Bekannten zu nennen, denn das sei einer von jenen, die im gegebenen Augenblicke sich als Agenten des Agitationskomitees legitimieren könnten. Näheres dürfe er mir nicht mitteilen. Und so blieb es bei seiner Verhaftung und ich habe mich auch weiter nicht mehr über ihn erkundigt, noch auch etwas erfahren.

Es war übrigens in jenen Jahren nicht schwer, die österreichisch Gesinnten und Deutschen schon äußerlich von einander zu unterscheiden. Denn Alles, was dem Staate diente oder von österreichischer Gesinnung war, trug das Kinn rasiert, während Unabhängige und Italiener entweder den französischen Knebelbart oder Vollbart trugen, um ja nicht etwa für „Austriacanti“ zu gelten. Für Beamte gab es damals nicht, wie heute, völlige Bartfreiheit. Ein mir befreundeter Universitätsprofessor, ein Südtiroler mit deutschem Namen und von strenger österreichischer Gesinnung, Mitglied der medizinischen Fakultät, litt an einem Ausschlage im Gesicht, der ihm das Rasieren des Kinns fast unmöglich machte. Er mußte, um durch seinen Bart nicht aufzufallen, nach Venedig reisen, und sich vom Statthalter Toggenburg die Erlaubnis erwirken, das Kinn unrasiert zu tragen.

XI.

Daß das gesellige Leben im allgemeinen und besonders für einen Deutschen unter den eben geschilderten politischen Verhältnissen weder lustig noch angenehm sein konnte, ist begreiflich. Wie schon erwähnt, verbrachte ich in den ersten Jahren meines Aufenthaltes in Padua die meiste freie Zeit in Venedig in den gewohnten Freundeskreisen, an Ort und Stelle selbst füllte mein Beruf und Studien, teilweise auch der Um-

gang mit Kollegen meine Tage hinlänglich aus. Ich aß zu Mittag in dem berühmten Restaurant Pedrocchi in Gesellschaft unseres Religionslehrers Ab. Gervasi, eines freundlichen und weltmännisch eleganten Geistlichen, der mich als Mann von Geschmack mit allen Feinheiten der italienischen Küche vertraut machte, die Abende verbrachte ich gewöhnlich im Bierhause „al Paradiso“ mit deutschen Beamten und Offizieren. Gervasi, von Gesinnung durch und durch italienisch, hatte einen großen Bekanntenkreis, und ab und zu gesellten sich auch seine Freunde zu unserem Mittagstische, nicht aber immer ohne merkliche Zeichen des Mißbehagens, mit einem Deutschen an einem Tische zu sitzen. Dies wurde mir mit der Zeit peinlich, und auch weil ich merkte, daß der Wirtshausbesuch und namentlich die Abende mit reichlicher Kost und noch reichlicherem Biergenuß meiner Gesundheit nicht zuträglich waren, so beschloß ich mich bei meinen äußerst sympathischen Hausleuten in Verpflegung zu geben.

Es ist zur Vergleichung unserer heutigen Lebensverhältnisse dem Leser vielleicht nicht ohne Interesse, wenn ich erwähne, daß ich für zwei große, mit schönen Tapeten belegte Zimmer in einem hübschen ehemaligen Herrschaftshause mit polierten Türen und gläsernen Klinken und für die ganze Verpflegung monatlich 40 fl. entrichtete — und da meinten noch Bekannte, daß ich als Professor meinem Stande gemäß zahle. Ich litt nur unter dem Übelstande, daß die Zimmer nicht heizbar waren. Wohl ging ein schmaler, roh gemauerter Ofen durch die Verbindungswand beider Zimmer — ich erinnere mich nicht mehr, ob er schon da war oder ob ich ihn erst setzen ließ — doch sein Innenraum war so klein, daß man nur dünnes Knittelholz, das in Bündeln verkauft wurde, hineinschieben konnte und der Ofen nur so weit heizbar war, daß man beim Auflegen der Hand Wärme spürte, aber die Hand ruhig darauf liegen lassen konnte. So gab ich denn

alle Heizversuche auf und saß im kalten Raume an meinem Schreibtische in dick wattiertem Schlafrocke, mit hohen Filzschuhen und Fingerhandschuhen. Im ganzen Hause gab es nur einen wärmeren Raum, den sogenannten „tinello“, die einzige Stube, deren Fußboden mit Brettern gedielt war, und dann die geräumige Küche mit offenem Herdfeuer, die den Insassen auch oft als Wohn- und Speisezimmer diente. Mir kam auch der Versuch der Heizung durch die Dummheit einer plumpen Hausmagd teuer zu stehen, nicht in materieller Hinsicht, sondern durch den Verlust an zeitraubender Mühe und Arbeit. Mein Schreibtisch stand nämlich unmittelbar in der Nähe des Ofens und war mit Büchern und einem Haufen von Exzerpten bedeckt, die ich gelegentlich eines Ferienaufenthaltes in Wien auf der Hofbibliothek für eine wissenschaftliche Arbeit mühsam zusammengeschrieben hatte. Eines Tages fehlte mir bei der Durchsicht dieser Papiere ein gutes Drittel, und als ich die Magd fragte, ob sie mir dieselben nicht beim Aufräumen verlegt hätte, antwortete sie gelassen, daß sie selbe beim Einheizen verwendet habe. „Das war ja nur altes, beschriebenes Papier“, meinte sie, „und ich dachte, Sie hätten es eigens zu diesem Zwecke hingelegt.“ Unwissenschaftliche, aber begreifliche Einfalt, die mich zwang, eine mühevolle Arbeit zum zweitenmal zu machen. So lebte ich denn die Jahre hindurch, wie alle meine einheimischen Bekannten, in ungeheiztem Raume; auch bei Besuchen außer dem Hause traf ich selten Temperaturen, die über 8—9° R hinausgingen, befand mich jedoch bis auf Frostbeulen an Händen und Füßen dabei ziemlich wohl. Als ich wegen dieser einmal einen befreundeten Arzt zu Rate zog, meinte der Spaßvogel lächelnd, daß es dagegen ein einfaches und unfehlbares Mittel gebe: drei Reiskörner, das erste im Monate Jänner, die beiden anderen in den folgenden Monaten genommen, und anfangs April würden die Frostbeulen sicherlich verschwunden sein.

Seit ich mich zu Hause in Verpflegung gegeben
lebte ich noch viel zurückgezogener als sonst. Familienbek
schaften hatte ich nur wenig, fast ausschließlich in deu
Kreisen, denn in italienischen Häusern, namentlich wen
wachsene Töchter in der Familie sind, findet ein lediger j
Mann auch als Eingeborner nicht leicht Zutritt, außer
klärt sich schon auf der Haustreppe als Heiratskandidat.
unbefangene Verkehr zwischen jungen Leuten verschiedene
schlechts, wie ich ihn in meinem Elternhause und i
Heimat gewohnt war, ist oder war damals in Italien
Unbekanntes. Das italienische Mädchen wächst mei
Klöstern oder Erziehungsanstalten auf, und kehrt es in he
fähigem Alter wieder in die Familie zurück, wird es än
vor jedem freieren Verkehr mit jungen Männern gehüte
keine ernste Aussicht auf Versorgung bieten. Daher die
unglücklichen Ehen in Italien, wo das Mädchen, um der
Langweile und häuslichen Zurückgezogenheit zu entgehen,
Gelegenheit, junge Männer kennen zu lernen und nach
Eigenschaften zu beurteilen, meist den Ersten Besten he
der ihr nicht zuwider ist und zu dem die Eltern raten.
junges Mädchen aus gutem Hause, dem ich einmal von
zwanglosen Verkehr zwischen jungen Leuten beiderlei
schlechtes in deutschen Familien erzählte, machte große A
und seufzte schwer auf: „Ach wie gut haben es die Mä
bei Ihnen! Wenn ich einmal verheiratet sein werde,
will ich mich auch recht unterhalten."

Viel leichter ist der Verkehr mit Frauen, un
würde zu weit größeren Zerwürfnissen im ehelichen
führen, wenn er nicht durch Gewohnheit und le
Lebensanschauungen minder ernst und tragisch geno
würde, als anderswo. Die Othello's finden sich zwa
den niederen Volksklassen in Italien noch häufig un
steigert durch heißes Blut und leidenschaftliches T

rament, indessen weit seltener in der sogenannten zivilisierten Gesellschaft.

Es wäre übrigens ungerecht, deshalb über das schöne Geschlecht in Italien viel schärfer zu urteilen, als über die Frauen in anderen Ländern. Ich habe mehrere Deutsche gekannt, die sich mit Italienerinnen verheiratet haben und dabei meist sehr gut gefahren sind. Die italienische Frau ist, wenn sie mit Aufmerksamkeit und Liebe behandelt wird, treu und anhänglich, eine gute Mutter, und was so selten ist, eine vernünftige und sparsame Hausfrau, und wenn in Italien zu Liebesverhältnissen mit verheirateten Frauen vielleicht mehr Gelegenheit gegeben ist als anderswo, so liegt dies wohl mehr an den Männern. Hier ist der Grundsatz „cherchez l' homme“ oft richtiger angewendet als das oft gebrauchte Gegenteil.

Manche blonde deutsche Jungfrau, deren Herz beim Anblicke eines jungen Südländers mit blassem Angesicht, schwarz gelocktem Haar und blitzenden oder schwärmerischen dunklen Augen höher klopft und in ihm das Ideal eines Geliebten erblicken mag, würde bei näherer Bekanntschaft in den meisten Fällen finden, daß die Italiener in der Liebe wohl leidenschaftlicher und pathetischer, aber weniger innig und feinfühlig sind, als Deutsche.

Ich habe wohl auch unter den Italienern junge Leute gekannt, die, wie seinerzeit die Minnesänger, Jahre lang den Gegenstand ihrer Neigung aus der Ferne anbeten und durch ihren Anblick oder flüchtigen Gruß sich beglückt fühlen; aber im schönen Lande der Liebe und des Gesanges denkt man in Liebessachen meist praktischer und vernünftiger als anderswo, manchmal auch bis zur Roheit des Empfindens. Ich habe in Padua eine junge Frau gekannt, deren Gatte ein Bild männlicher Schönheit und im Umgange von bezaubernder Liebenswürdigkeit war. Als ich sie einmal schon aus psychologischer Neugier fragte, wie sie einem solchen Manne untreu sein könne, bekam

ich zur Antwort: „Sie kennen ihn eben nur äußerlich. Drei Monate nach unserer Verheiratung fing er an, mich sichtlich zu vernachlässigen und ich erfuhr auch, daß er andere Beziehungen zu leichtfertigen Dirnen habe. Unter heißen Tränen machte ich ihm eines Tages darüber Vorwürfe. Er aber meinte lächelnd: „Du dummes Ding, weißt Du noch nicht, daß man Hausbrot mit der Zeit satt bekommt?"

Ich selbst bin während meines Aufenthaltes in Padua nur selten in Familienkreise getreten, obwohl mir diese Möglichkeit durch den Umstand erleichtert wurde, daß viele Häuser Söhne an dem Gymnasium hatten und gegen den Professor, selbst wenn er ein Deutscher war, zuvorkommend sein wollten. Auch durch Privatunterricht kam ich mit Familien in nähere Berührung. Zwei davon sind mir in lebhafter Erinnerung geblieben, die erste, weil sie die vielleicht vornehmste in der Stadt war, jene des Grafen Andrea Cittadella-Vigodarzere, eines Freundes des Erzherzogs Max, als dieser noch Gouverneur in Lombardo-Venetien war, mit dem er auch noch später, als sein verhängnisvolles Geschick ihn als Kaiser nach Mexiko führte, in regem Briefwechsel stand. Graf Cittadella war überdies ein literarisch hochgebildeter Mann, der gut italienisch und lateinisch schrieb, von echt klassischer Gelehrsamkeit und Belesenheit und in seinen Umgangsformen von jener seltenen, wie ererbten Feinheit, die die höhere italienische Aristokratie auszuzeichnen pflegt. Im Allgemeinen ist der Adel im Venetianischen weder von besonderer sozialer Bedeutung, noch unterscheidet er sich in Wesen und Gebaren viel von anderen bürgerlichen gebildeten Leuten. Aber über dem hohen Adel schwebt eine gewisse Atmosphäre, die etwas von den edlen und vornehmen Formen des Landes hat, worin er aufgewachsen ist, etwas Klassisches und Unnennbares in den Umgangsseiten, das fast wie ein Merkmal bevorzugter Menschen erscheint, eine Feinheit des Wesens, die sich, wie im Hause Cittadella auf

alle Mitglieder der Familie erstreckte, auf Frau, Söhne und Töchter und selbst der Dienerschaft ein bestimmtes Gepräge aufdrückte. Ich war öfter dort zu Tische geladen, nie mehr als 4—5 Personen, denn der Hausherr wollte, daß Alle an dem gemeinsamen Gespräche, das er zumeist mit viel Geist und schöner Form leitete, Anteil nehmen konnten. Das Haus Cittadella genoß auch in der Bevölkerung großes Ansehen, obwohl man wußte, daß der Graf zu den wenigen italienischen Aristokraten gehörte, die aus ihrer österreichischen Gesinnung kein Hehl machten. Ein zweites Haus, wo ich gerne weilte, war das einer anmutigen und hochgebildeten Dame, der Gräfin Laura Gritti, deren Sohn bei mir Privatunterricht nahm. Sie ist von dem Dichter Aleardo Aleardi als Laura in vielen Sonnetten und Dichtungen gefeiert worden und war geistvoll und anregend im Verkehr. Ich besuchte sie auch einmal auf ihrer Villa bei dem Städtchen Cittadella und hatte damals zum erstenmal Gelegenheit, das Leben einer vornehmen Familie auf dem Lande kennen zu lernen, das sich übrigens nicht viel von den äußerlichen Gewohnheiten des Stadtlebens unterscheidet. Des Tages meist der Hitze wegen in den kühlen Wohnräumen, erst des Abends im Freien und auf Spaziergängen. Die italienischen Landhäuser in Venetien liegen meist eben und der Sonne ausgesetzt, und sind deshalb fast weniger kühl als die geräumigen Paläste und Wohnungen in den engeren, schattigen Gassen der Stadt. Deshalb bleibt der Italiener selbst in der Höhe des Sommers gerne in der Stadt und zieht meist erst im Oktober (auch der Weinlese wegen) aufs Land, um erst um Weihnachten herum wieder zurückzukehren. Gräfin Gritti war minder ihrer eigenen Gesinnung wegen als durch gesellige Beziehung mehr mit der italienischen fühlenden Aristokratie in Verbindung und es ist bezeichnend, daß, als ich eines Tages zufälliger Weise mit dem Delegaten von Padua, Freiherrn Alois Ceschi a Santa Croce bei ihr zu

Besuch vorsprach, wir beide nicht in ihrem gewöhnlichen Empfangssalon, sondern in einem kleineren Nebensalon empfangen wurden, weil zu befürchten war, daß beim Eintritt des österreichischen Delegaten sich sämtliche eben zu Besuch weilenden Gäste entfernen würden.

Indes, wie ich schon erwähnte, brachte ich meine freie Zeit meist in Venedig zu. Dort war noch der Mittelpunkt meiner geselligen und freundschaftlichen Beziehungen, und in der Fremdenstadt machte sich die Landestrauer viel weniger bemerkbar; ja gerade in den ersten Jahren nach dem Kriege von 1859 war es von Fremden stark besucht und nach wie vor war die österreichische Aristokratie dort zahlreich vertreten.

Auch versammelte der Schillerverein namentlich in den ersten Jahren seines Entstehens die ansässigen und fremden Familien in seinen geselligen Räumen. Erst später in der letzten Zeit vor Ausbruch des Krieges vom Jahre 1866 wurde der Fremdenbesuch spärlicher, das öffentliche und äußere Leben und Treiben weniger lebhaft, und selbst der Schillerverein zählte zuletzt seine meisten Mitglieder und Besucher nur in offiziellen und Militärkreisen, so daß er im Volksmunde als „Schillerkaserne“ (Caserma di Schiller) bezeichnet wurde. Als ich im Fasching des Jahres 1865 nach längerer Zeit wieder dort einer Tanzunterhaltung beiwohnte, wo das Zivil nur spärlich vertreten war, und in einem Nebenzimmer, wo auch gespeist wurde, etwas gelangweilt umherstand, geschah es mir, daß ein Offizier auf mich zutrat und mir ein Geldstück mit der etwas barschen Aufforderung hinreichte: „Geben Sie mir Kleingeld!“ Allerdings, als er mich genauer ansah, zog er sich, etwas wie eine Entschuldigung murmelnd, sofort zurück: aber wer im Frack erschienen war, konnte unter diesen Umständen leicht für einen Kellner gehalten werden.

Während meiner häufigen Besuche in Venedig pflegte ich

immer bei meinem Freunde Müller, dessen ich schon früher erwähnt habe, Quartier zu nehmen. Und da muß ich einer wahrhaft klassischen, echt venetianischen Frauensperson gedenken, seiner Zimmerfrau, eines älteren Weibes in einem unbeschreiblichen Negligè, das sie nur ablegte, wenn sie aus dem Hause ging, mit etwas finsterem Gesicht und stets ungekämmten grauen Haaren, die ihr wirr um die Stirne lagen. Dabei zungenfertig und leicht zum Zorne gereizt, weshalb man sie in der Gasse nur die padrona Checca, la rabbiosa nannte. Als sie mich durch einige Zeit regelmäßig bei Freund Müller absteigen sah, fragte sie ihn einmal, wer ich eigentlich wäre. „Ein Professor aus Padua“, gab ihr Müller zur Auskunft, sie schüttelte indes den grauen Kopf und meinte, daß ich dafür zu jung aussähe. Nichtsdestoweniger aber kam sie, die mich sonst nur mit kurzem barschem Gruße bisher bewillkommt hatte, mir bei meinem nächsten Eintreffen freundlicher als sonst entgegen. „Ich höre, daß Sie Professor sind. Das freut mich, auch mein Mann war Professor!“ Etwas erstaunt fragte ich, was für ein Professor er gewesen sei. „Professor der Trompete“, antwortete sie und setzte mit Stolz hinzu: „Und sehr tüchtig, wissen Sie. Er spielte im Theaterorchester der Fenice.“ Seitdem war ich stets Gegenstand großer Aufmerksamkeit von Seiten meiner Kollegin. Ich erinnere mich noch, wie ich nach einer ziemlich lebhaften Sylvesterfeier im Kreise meiner Freunde einmal gegen Morgengrauen mit schwerem Kopfe nach Hause kam und nach kurzem Schlafe durch ein Geräusch im Zimmer aufgeweckt wurde. Mit halb geöffnetem, noch schlaftrunkenem Auge sah ich durch das dünne Mosquitonetz, das um mein Bett ausgespannt war, die Padrona Checca mit einer Schale in der Hand vor meinem Bette stehen. „Trinken Sie das“, sprach sie, „das wird Ihnen gut tun, wenn Sie so spät nach Hause gekommen sind.“ Ich nahm die Schale, die ungezuckerten Kaffee reichlich mit Zi-

tronensaft vermengt enthielt und schluckte das eben nicht lieblich schmeckende Getränk gehorsam hinunter. „So", meinte sie, „das ist gesund. Ich weiß, was der Jugend not tut." Tatsächlich wurde mein Kopf bald leichter und freier, und ich konnte mich ohne Beschwerde vom Bette erheben. Diese ungeforderte, gutmütige Fürsorge versöhnte mich vollends mit ihrem barschen Wesen und auch später gab sie dem ungebetenen Gaste noch manche Beweise von Aufmerksamkeit und mütterlicher Teilnahme. Ich bedauere nur, daß ich nicht zeichnen konnte, um ihre originelle Erscheinung der Nachwelt überliefern zu können. Die Amateurphotographie lag damals noch in den Windeln.

Mit Müller, der ein anregender und angenehmer Reisegefährte war, machte ich teils von Venedig, teils von Padua aus gerne Ausflüge in die Umgebung. So z. B. im Jahre 1860 nach Arquà, dem Wohn- und Sterbehause Petrarca's, ferner im Jahre 1862 nach Villafranca, wo im Jahre 1859 die ersten Friedensverhandlungen zwischen Kaiser Franz Josef und Napoleon III. abgeschlossen wurden. Es geschah dies im Hause eines Apothekers, in einem sehr einfachen kleinen Gemache, worauf noch Schreibzeug und Feder lagen, womit die beiden Monarchen ihr Übereinkommen gezeichnet hatten. Der Tisch, worauf es geschah, war mit einem Tuche bedeckt, das auf allen Seiten Fransen hatte, vou denen aber kaum eine mehr zu sehen war, denn neugierige Fremde, zunächst Engländer, haben sie herabgerissen und als Andenken mitgenommen. Bei Valeggio war damals die Grenze zwischen der nunmehr italienischen Lombardei und Venetien; auf der Brücke über den Mincio waren Wachposten aufgestellt, diesseits österreichische Soldaten, jenseits italienische Bersaglieri, die beide ihre Schritte bis zur Mitte der Brücke lenkten und dann wieder umkehrten, übrigens aber, wie es schien, in gutem Verkehr zu einander standen.

XII.

Im September des Jahres 1862 machte ich meine erste Reise über die Grenzen Venetiens hinaus, zugleich die einzige, zu der ich mich während meines dortigen Aufenthaltes entschließen konnte. Ich habe Italien später öfter bereist, als ich nicht mehr dort lebte, aus Interesse für Land und Leute, aus Vorliebe zur Kunst, auch aus geheimer Sehnsucht nach dem sonnigen Himmel, unter dem ich meine Jugendjahre verlebte; ich habe Rom und Neapel erst im Jahre 1882 zum erstenmal mit Augen geschaut. Wenn ich trotz der räumlichen Nähe anfangs nicht viel über Venetien hinausgekommen bin, so lag es zunächst darin, daß, wenn ich zehn Monate fern von meiner Heimat unter einem allerdings schöneren Himmelsstriche verlebt hatte, es mich immer nach meiner Familie und nach den Wäldern meines Vaterlandes zog, nach den dunklen Föhren und hochstrebenden Fichten und Tannen des deutschen Märchenwaldes. Edel und vornehm ist die Natur des Südens, doch Cypressen, Oliven und Palmen, auch das Meer lassen die Sehnsucht eines germanischen Herzens nach den lauschigen Wäldern des Nordens nicht verstummen, und das dunkle einförmige Grau der italienischen Landschaft kann trotz aller edlen Linien die frische Pracht einer blumigen Wiese nicht ganz ersetzen.

In jenem Jahre entschloß ich mich, vorerst Nord- und Mittelitalien mit dem Endziel Florenz zu besuchen.

Es liegt nicht in dem Zwecke meines Büchleins, Reiseschilderungen zu geben, und was in Hand- und Reisebüchern hundertmal gesagt wurde, zu wiederholen, oder über die reichen Kunstschätze und Sehenswürdigkeiten der betretenen Städte zu berichten. Und so erwähne ich nur, daß ich in Mailand den

herrlichen Dom bewunderte, dann über Alessandria zunächst nach Turin reiste, damals noch die Hauptstadt Italiens. Neben dem Dialekt, der kaum mehr italienisch, sondern fast wie ein französisches Patois klingt, fiel mir die Regelmäßigkeit der breiten, geraden, in architektonischer Hinsicht völlig nüchternen Gassen auf, die man dort Isole nennt, und die in ihrer ebenen Gleichmäßigkeit eine der anderen gleichen und den Eindruck einer ganz modernen Stadt machen, bis auf die prächtige Superga, die Grabstätte der savoyischen Fürsten, die stolz auf die Stadt vom bepflanzten Berge niederblickt, mehr noch aber im Vergleich zu anderen italienischen Städten die Bewohner auf. Nichts von der leichtlebigen, lärmenden Geschäftigkeit, von der müßigen harmlosen Daseinsfreude, wie man sie in der venetianischen und in noch höherem Grade bei der neapolitanischen Bevölkerung findet und die so häufig die Freude und das Entzücken der Maler und nordischen Beschauer bilden. Die Leute, die man auf den Straßen oder vor Kaffeehäusern und öffentlichen Gebäuden stehen, reden und handeln sieht, machten mir, wie schon früher in Mailand, hier aber noch mehr den Eindruck einer gewissen Ruhe und Gleichmäßigkeit. Man sah es ihnen an, daß nicht Freude und Behagen an müßigem Umherbummeln, sondern Arbeit und Geschäft sie auf die Straße führten.

Und je mehr ich sie beobachtete und mit ihnen verkehrte, desto klarer wurde mir, daß der piemontesische Volksstamm unter allen der einzige und berufene war, den Kitt für die Einigung Italiens zu bilden. Ich begreife auch, daß die piemontesische Regierung später in den erworbenen und eroberten Provinzen im Anfange zum Ärger und zum Verdrusse der Einheimischen die obersten Verwaltungsstellen mit ihren eigenen Landsleuten besetzte, die in einem musterhaft geordneten Staatswesen an Ernst, Gesetzmäßigkeit und Pflichtgefühl gewohnt und großgezogen waren. Als ich in Turin

die königliche Galeria delle Armi besichtigte, bemerkte ich plötzlich unter den anwesenden Besuchern einige Aufregung. Es hieß, daß König Viktor Emanuel durch die Waffensäle nach seiner Wohnung kommen werde. Tatsächlich sah ich ihn auch bald heranschreiten und den ehrerbietigen Gruß der Galeriebesucher mit ernstem und doch freundlichem Kopfnicken erwidern, in ein wenig abgetragenem, an dem Kragen sogar etwas verschmiertem Jagdanzuge mit der Flinte auf den Schultern, von mehr kleiner, gedrungener Gestalt und eher unschönem Gesichte mit dem bekannten gewaltigen Schnurr- und Knebelbart, aber der scharfe, ernste und doch so grundehrliche Blick seiner großen und außerordentlich sprechenden Augen ist mir unvergeßlich geblieben. Er pflegte, wie man mir sagte, wenn er von der Jagd kam, den Weg zum Schlosse öfter durch die Waffengalerie zu nehmen und für die Besucher derselben war diese Begegnung nichts Seltenes.

Von Turin fuhr ich nach dem herrlich gelegenen Genua, wo mir ebenfalls die rege und rührige Tätigkeit dieser großen Handels- und Hafenstadt auffiel. Einen merkwürdigen Eindruck macht dort der Bahnhof von der Stadtseite aus, der mit seinem schönen Säulenbau mehr einer Akademie als einem Bahnhofgebäude gleicht; auf dem Platze davor steht ein mächtiges Standbild des Genuesers Christof Columbus. Entzückend ist der Anblick von dem Kirchturme von Maria di Carignano über die schöne Stadt mit ihren weißen Marmorgebäuden, die an die grünen Olivenberge angelehnt scheinen, und dem schönen tiefblauen Meere; auch der anmutige Spaziergang am Meeresufer, Acqua Sole genannt, mit den hübschen Parkanlagen ist mir in Erinnerung geblieben, ebenso wie die hohen Häuser in den vielen absteigenden Straßen, wo ich manchmal sieben bis acht Stockwerke zählte.

Von Genua ging es — damals noch mit dem Postwagen — der herrlichen Riviera entlang nach La Spezia,

von dort mit der Eisenbahn über Lucca nach Pisa. Diese stille, wenig bevölkerte Stadt mit ihren großen Plätzen und ihrem milden gesunden Klima machte mir einen äußerst sympathischen Eindruck. Leopardi schreibt in seinen „Pensieri“: „Die Gesundheit des Körpers ist allgemein als das letzte Gut betrachtet, und es gibt wenig wichtige Sachen und Handlungen, wo die Rücksicht auf die Gesundheit, wenn sie je in Betracht kommt, nicht irgend einer andern nachgesetzt wird. In Toskana ist das ungesunde Livorno seines Handels wegen in der Bevölkerung immer gewachsen und wächst fortwährend, und an den Toren von Livorno liegt Pisa, ein gesunder Ort und berühmt durch sein gemäßigtes und mildes Klima, voll von Bewohnern, so lange es eine schiffbare und mächtige Stadt war, fast auf eine Einöde gesunken und verliert mit jedem Jahre mehr an Einwohnern.“ Aber auch die stille, fast verödete Stadt stand unter dem Banne der politischen Bewegung jener Tage. Auf einem Spaziergange längs dem Flusse Arno sah ich Tafeln mit der Inschrift: „Italiani! liberiamo Venezia, scacciamo lo straniero!“ Ich bestieg auch den berühmten schiefen Turm. Man hat dabei eine eigentümliche Empfindung, als ob man in die Tiefe und nicht in die Höhe stiege. Auch der schöne Platz (piazza della quattro fabbriche genannt) mit dem schönen Dom, dem Baptisterium und Kirchhof erfreute mich durch den Anblick der herrlichen Kunstdenkmäler.

Von Pisa fuhr ich dann nach der schönen Blumenstadt Florenz, wo ich zwei Wochen verweilte und in Kunst- und Naturschönheit die höchste Daseinsfreude genoß. Ich war ein täglicher Gast im Palazzo Pitti und in der Galerie degli Uffizii, ich saß stundenlang in der berühmten Sala della Tribuna, wo die medizäische Venus steht, ich durchstreifte Kirchen und Paläste, ich erfreute mich von der Kirche S. Miniato, wo Giuseppe Giusti's Grabdenkmal steht, des herr-

lichen Anblicks über die Stadt und blühende Umgebung, ich wanderte oft nach den reizenden Spaziergängen alle Cascine, wo die elegante Welt zu Roß und Wagen, wie im Wiener Prater, sich zu zeigen liebt. Im Gasthofe alla Luna, wo ich abgestiegen war, fand ich meinen einstigen Kollegen aus Udine wieder, Professor Candotti, der wie gewöhnlich während der Ferienmonate sich hier und in der Umgebung im „toscaneggiare“ übte. Auch einer Vorstellung im Theater Ognisanti habe ich beigewohnt, einem lustigen Stücke, „Flick und Flock“ benannt, worin der jüngsten politischen Ereignisse gedacht wurde und allerlei übrigens ziemlich harmlose Witze über die Österreicher vorkamen. So war die Person, die einen Österreicher vorstellte, als Krebs kostümiert, und man lachte herzlich, wenn dieser das Italienische halb deutsch kauderwelschte. Ich mußte unbefangen in die Heiterkeit mit einstimmen.

Indes war ich nach zwei Wochen doch des Anschauens und Herumwanderns in Kirchen und Kunsthallen müde geworden. Auch herrschte, trotzdem die erste Hälfte des Septembers bereits überschritten war, in den Straßen und Häusern eine geradezu erdrückende Hitze, und mich ergriff ein unwiderstehlicher Drang, aus der heißen Stadt in die weite Umgebung von Florenz zu wandern und mein an Kunstschätzen etwas ermüdetes Auge an freier Natur und frischem Grün zu laben. Als ich zu diesem Zwecke mein Reisehandbuch zu Rate zog, fiel mein Blick auf das altberühmte Benediktinerkloster Vallombrosa, so genannt wegen seiner romantischen Lage in einem schattigen Tale, umgeben von Tannenforsten.

Schattental und Tannenwald! Inmitten der heißen Stadtluft und bei meinen durch die wenn auch noch so reizende Monotonie von Lorbeer und Cypressen übersättigten Augen schlugen diese Worte wie kühlender, lebendiger Heimatsgruß an meine Seele!

Noch am selben Abende fuhr ich mit der Bahn nach

Pontassieve, einem kleinen Orte, wo die Sieve in den Arno mündet, und übernachtete in einem sehr bescheidenen Gasthause, das mir nichts als ein paar gebackene kleine Fische zum Abendessen und ein schlechtes Bett zur Nachtruhe bot. Beim Tagesanbruche fuhr ich mit einem **Vetturino** in einem Wägelchen bis nach Pelago. Es verursachte mir immer ein großes Vergnügen, mit einfachen Leuten aus der Umgebung von Florenz zu sprechen, weil man meistens überrascht wird durch die feinen, fast nur der gebildeten Sprache eigentümlichen Redewendungen, die dem Hörer zu seinem Erstaunen auch aus dem Munde schlichter Volksleute entgegenklingen. So antwortete mein Wagenlenker auf die Frage, ob viele Fremde in der Gegend verkehrten, folgendermaßen: „**Non molti, ma jeri vi furono alcuni Inglesi, i quali fermatisi alquanto tempo dopo si porno in viaggio per Camaldoli.**“ Die altertümliche Form des Zeitwortes **porno** (statt **posero**), die noch bei Dante gebraucht wird, ließ mich fast scheu zu dem Sprecher aufblicken, als hätte ich keinen gewöhnlichen **Vetturino**, sondern einen verkleideten Sprachforscher vor mir, der sich in seinen Dante recht hineingelesen hatte. Erst das Feilschen bei der Auszahlung des bedungenen Fuhrlohns ließ ihn in meinen Augen von der Höhe seiner vermeintlichen Sprachgelehrsamkeit wieder zu einem richtigen italienischen Fuhrmann herabsinken.

Von Pelago wanderte ich zu Fuß weiter, mit dem Ränzel auf dem Rücken, an reichen mit Oliven und Wein bepflanzten Hügeln und schmucken Landhäusern vorbei, durch Nußbaum- und Eichenpflanzungen, genoß von Paterno aus einen herrlichen Ausblick auf das dunkle, tiefe Tal zu meinen Füßen und achtete in meiner fröhlichen Wanderstimmung weder auf die neugierigen, halb mitleidigen Blicke der Landleute, die den in Italien damals noch seltenen besser gekleideten Fußwanderer anstaunten, noch auf die hier häufigen

weißen Schäferhunde auf den Feldern, die mit unheimlichem Knurren und Zähnefletschen längs den Hecken die ungewohnte Erscheinung verfolgten. Endlich stand ich bei einem steinernen Kreuze am Eingange des Waldes im Tannendickicht auf einem gepflasterten Bergpfade, der über grüne, mit Tannen und Buchen bepflanzte Plätze und an hochbewaldeten Bergschroffen vorbei, an deren freien, mit Gras bewachsenen Flanken Schafherden weideten, nach Vallombrosa führt. Es war ein klarer herrlicher Morgen! Die Sonne hatte noch nicht lange die hohen Tannen aus dem Schlafe geküßt, und diese wiegten sich so ernst und feierlich in der blauen, leuchtenden Luft, als wüßten sie, welch lieben Heimatsgruß sie durch ihren lang entbehrten würzigen Duft dem einsamen Fremdling in die Seele hauchten!

Nach einer Stunde befand ich mich in dem hochgelegenen, schattigen Tale, das nur gegen Westen offen, auf allen Seiten von hohen waldbedeckten Bergen umschlossen ist und in dessen Mitte auf weitem, üppigem Wiesengrunde das stattliche Kloster steht. Durch ein offenes Gittertor gelangt man zuerst in den von Mauern umgebenen, spärlich bepflanzten Garten, ein längliches Viereck, dessen hinterste Seite das Gebäude bildet. Das ehemals berühmte Kloster, dessen Insassen dem Benediktiner-Orden angehören, wurde im Jahre 1860 nach dem Anschlusse Toskanas an Sardinien aufgehoben und ist im Jahre 1869 in eine königliche Forstschule umgewandelt worden. Zur Zeit meines Besuches war es noch von wenigen alten Ordensbrüdern bewohnt, denen man dort für unbestimmte Zeit bis zum Absterben Unterhalt und Verbleiben gestattet hatte. Von jeher zeichnete sich das Kloster durch große Gastlichkeit aus. Jeder Fremde fand dort durch drei Tage freie Unterkunft und Verpflegung, ohne andere Entschädigung als durch ein Almosen für die Armen, um das man beim Abschiede gebeten wurde und dessen Höhe zu bemessen Jedermann

frei stand. Von Dienerschaft erblickte man nichts, die Ordensbrüder selbst bedienten den Fremden.

So ward auch ich an der Klosterpforte durch einen dicken, freundlichen Geistlichen, Padre Girolamo, empfangen und in ein hohes lichtes Gemach geleitet, wo mir bald ein einfaches, aber gutes Mahl vorgesetzt wurde. Padre Girolamo sah mich mit seinen ehrlichen Augen öfters forschend an und tat endlich die Frage, ob ich aus dem Venetianischen herstamme. Mein geläufiges Italienisch, woraus das feine Sprachgehör des Toskaners bald die besondere Färbung entnahm, die ich mir durch längeren Aufenthalt in Venetien unbewußt angeeignet hatte, ließ ihn in mir keinen Nichtitaliener vermuten. Als ich ihm erwiderte, daß ich ein Deutscher sei, sah er mich erstaunt an und sein gutmütiges Gesicht schien aufzuleuchten; und als ich auf seine weitere Frage Österreich und speziell Böhmen als mein Vaterland bezeichnete, da zog es schier wie Sonnenschein über seine welken Züge. „Aus Böhmen?“ rief er freudig aus, „aus dem Lande, wo unser guter Großherzog jetzt weilt? Nicht wahr, auch dort spricht man gut und lieb von ihm? Ach, er verdient es, der gute, edle Herr! O Gott, was für Zeiten sind jetzt über uns gekommen!“ Nun hatte es der Zufall gefügt, daß ich ein Jahr vorher in Brandeis in Böhmen, wo der Großherzog ein stattliches Schloß mit schönen Parkanlagen besaß, einen Jugendfreund, den dortigen Bezirksrichter besuchte, und als ich am Nachmittage mit ihm in dem großherzoglichen Parke einen Spaziergang machte, dem Großherzog mit seiner Familie begegnete. Auf unseren ehrerbietigen Gruß richtete er an meinen Freund, mit dem er in amtlichen Beziehungen stand, einige freundliche Worte und ich hatte Zeit und Muße, ihn selbst und seine Begleitung genau anzusehen.

Kaum hatte ich dem guten Alten das erzählt, fühlte ich mich plötzlich in seine Arme gezogen und seine Lippen auf meine Augen gepreßt. „Gesegnet seien die Augen“, rief er

laut aus, „die unseren guten Großherzog geschaut!“ Und dann umklammerte er mit seinen dicken fleischigen Fingern meine Hand und hielt sie lange fest. „O welch schöne Freude hat mir Gott heute geschenkt!“ Von da an kannte die Fürsorge und Freundlichkeit des guten Padre keine Grenzen mehr. Ich hatte mich während des Mittagmahles über Kälte beklagt. Vallombrosa liegt 810 m hoch über dem Meere, das Zimmer, worin ich saß, war geräumig und eher kühl, und ich hatte mich bei dem tüchtigen Aufstieg etwas heiß gegangen. Als ich gegen Abend von einer Besichtigung der um 75 m höher gelegenen Eremitage, die einen ungemein malerischen, bis weithin gegen Florenz ausgedehnten Blick in die schöne Landschaft bot, ins Kloster zurückkehrte, fand ich Padre Girolamo trotz seiner Beleibtheit auf der Erde kauernd und aus vollen Backen fauchend und pustend in das brennende Reisigbündel, das in hellen Flammen im Kamine aufschlug. „So!“ rief er aus, indem er sich nicht ohne Anstrengung vom Boden erhob und mir mit seinem gutmütigen schwitzenden Gesichte zulächelte. „Jetzt brennt das Feuer, und das wird Ihnen gut tun!“ Bald darauf brachte er mir ein bescheidenes Abendbrot, ging aber nach kurzer Zeit wieder weg, um andere Gäste zu bedienen, die mittlerweile angekommen waren und abgesondert von mir in einem anderen Gemache bewirtet wurden. Ich saß nun einsam und nachdenklich vor dem flackernden Feuer des Kamins in unbehaglicher Stimmung. Denn mir war mein Zigarrenvorrat zu Ende gegangen und in der Stille und Einsamkeit, die mich umgab, war mir der gewohnte Genuß eine zweifache Entbehrung. Hat doch der Dichter Lenau seinem Pfeifenkopf ein hübsches Gedicht gewidmet, dessen Worte mir im Gedächtnis erklangen:

Und wenn dein blauer Wolkenzug
Die Stirne mir umsponnen,

Umkreist mich gern der rasche Flug
Von dichterischen Wonnen!

Als Padre Girolamo wiederkehrte, fragte er besorgt, weshalb ich so ernst darein schaute. Ich klagte ihm mein Leid. Ich sehe ihn noch vor mir stehen, wie er die dicken Hände über dem Talar zusammenfaltete und mich voll tiefen Mitgefühls ansah, als wäre mir wirklich ein schweres Leid widerfahren. „Ja", meinte er betrübt, „Schnupftabak haben wir im Kloster genug, aber wir rauchen nicht!" Dann, wie von einer plötzlichen Eingebung erfaßt, lief er weg und kam nach ungefähr einer Viertelstunde keuchend ins Zimmer zurückgestürzt und hielt mir ein dickes Bündel von verstaubten Zigarren entgegen, die nur die Not und Entbehrung mich rauchen ließ. „Die hat einmal ein Fremder hier vergessen und beim Kirchendiener habe ich sie herausgekriegt!" meinte er jubelnd und sah mir dann mit stillvergnügten Blicken zu, wie ich mit behaglicher Miene die blauen Wölkchen in die Luft dampfte. Dann nahm er das ganze Bündel und schob es selbst in meinen Tornister: „Die müssen Sie alle mitnehmen!" Hierauf geleitete er mich in ein schönes, geräumiges Schlafzimmer, machte mir das Lager zurecht, sich sorgfältig nach allen meinen Wünschen und Bedürfnissen erkundigend wie eine liebende Mutter, die ihr Kind nach langer Abwesenheit wieder einmal unter dem elterlichen Dache betten darf.

Als ich am nächsten Morgen trotz seines Zuredens das Kloster verließ, begleitete er mich noch durch den Garten bis zum Gittertor und küßte mich wiederholt mit Tränen in den Augen: „Gott sei mit Ihnen, und wenn Sie unseren guten Großherzog wieder sehen, so sagen Sie ihm, daß wir ihn lieben und seiner niemals vergessen werden!" Und lange noch stand er beim Tore und winkte mir aus der Ferne nach, bis ich seinen Blicken entschwunden war. Mein guter, alter Padre

Girolamo! Deine Botschaft an den Großherzog habe ich allerdings nicht bestellen können, und dich selbst haben die Wälder deines Klosters wohl schon lange in den ewigen Schlaf gerauscht. Aber gesegnet sei mir dein Andenken für alle Zeiten! Denn aus deinem dicken ehrlichen Gesicht hat mir der schöne Stern der Treue wieder aufgeleuchtet, der in dieser Welt voll Tücke und Falschheit so oft verdunkelt wird.

Nach diesem Ausfluge kehrte ich wieder über Florenz und Bologna nach Padua zurück.

XIII.

In Padua selbst spitzten sich die öffentlichen Zustände immer mehr zu, je näher sie vor den Ereignissen des Jahres 1866 standen.

Unter der studierenden Jugend gährte es ganz bedenklich, Demonstrationen und stürmische Versammlungen wurden immer häufiger in den Hallen der Universität und machten mitunter das Einschreiten der Polizei notwendig, Verhaftungen und Ausweisungen politisch Verdächtiger mehrten sich. Die Rückwirkung der Ausschreitungen an der Universität auf die höhern Klassen des Gymnasiums blieb, wie ich erwarten durfte, auch nicht aus, ich merkte, daß die Schüler der achten Klasse sich nur widerwillig des deutschen Unterrichts beflissen; öfter, wenn ich eine schriftliche Aufgabe gab, wurde sie nicht eingebracht; wenn ich prüfte, erhielt ich selbst von den wenigen Schülern, von denen ich wußte, daß sie mit Vorliebe Deutsch studierten, zur Antwort, sie seien nicht vorbereitet, ja einer oder der andere entschuldigte seine Nachlässigkeit ganz unbefangen mit der kecken Bemerkung, daß es überhaupt nicht mehr an der Zeit wäre, die deutsche Sprache zu lernen. Mancher gestand mir auch unter vier Augen, daß er gerne deutsch lerne und sich

stets auf seine Lektionen vorbereite, aber aus Rücksicht auf die Mitschüler, die sich das Wort gegeben hatten, nicht mehr deutsch zu lernen, sich ebenfalls unvorbereitet stellen müsse. Es gelang mir indes, sie wenigstens teilweise zur Erfüllung ihrer Schulpflicht zu verhalten. Schlimmer noch ging es in den unteren Klassen zu, wo der deutsche Unterricht durch einen Supplenten versehen wurde, einem gewesenen Militärarzte Dr. Roncali, von Geburt Mailänder, dem die Jungen fortwährend lärmende Demonstrationen machten und während der Lehrstunden manchmal sogar das Katheder mit beigeschafften Holzstücken zu bombardieren liebten. Nur durch Strafen und Ermahnungen konnte der Unterricht mühsam in Gang erhalten werden. Unser guter Direktor war darüber in heller Verzweiflung.

Nur Einer war in seinem festen Glauben an die Fortdauer der österreichischen Herrschaft in Venetien nicht zu erschüttern, der schon erwähnte Professor der griechischen Sprache an der Universität, Franz Foyczik. Er hatte sich sogar aus der Mitgift seiner Frau und seinen eigenen Ersparnissen in der Nähe von Padua einen kleinen Landbesitz gekauft, und wirtschaftete dort während seiner freien Zeit in der seltsamsten Weise aus landwirtschaftlichen Büchern zum geheimen Spotte seiner Bauern und Arbeiter. Jeden Tag kam er aus seiner Campagna mit Erde in den Taschen, und kein Chemiker und Apotheker in der Stadt war vor ihm sicher. Er ließ nämlich die von verschiedenen Stellen seines Besitzes entnommene Erde chemisch analysieren und je nach dem Ergebnisse entschied er sich für die Art der Anpflanzung. So fand er nach einer solchen Analyse, daß ein Teil des Grundes sich vorzüglich für Hopfenbau eignen müsse und pflanzte Hopfensamen, der dann, war es der klimatischen Verhältnisse oder der ungewohnten Behandlung wegen, nicht fortkam. Er hatte auch zum Düngen seiner Felder die Latrinen einer großen Kaserne

vom Ärar gemietet, deren Inhalt des Nachts nach seinem Landbesitze überführt wurde, und wendete sich deshalb an die Polizei, um für die Leute, die diese Fuhren besorgten, einen Waffenpaß zu erhalten, damit sie sich im Notfall gegen einen Raubangriff auf diese kostbare Wagenlast verteidigen könnten. Doch der Polizeileiter wies den besorgten Bittsteller lächelnd mit der Bemerkung ab, daß zum Schutze dieser nächtlichen Fahrten eine Waffe gar nicht notwendig sei, da ja schon der Geruch, der von dem Wagen ausging, alle Angreifer in gemessener Entfernung hielte.

Im Übrigen bot neben dem öffentlichen Leben das Theater, wie immer, reichliche Gelegenheit zur Oppositionslust und zur Entfesselung politischer Stimmungen. Wohl blieben, wie schon öfter erwähnt worden ist, die großen Theater in allen Städten des Landes beharrlich geschlossen, indes gab es überall noch kleinere Bühnen, die sonst nur der Schaulust und dem Geschmacke der niederen Volksklassen Rechnung trugen, aber in jenen Jahren auch ausnahmsweise Gesellschaften ersten Ranges durch kurze Zeit beherbergten. Denn auf die Dauer ließ sich trotz der Landestrauer die rege Theaterliebe der italienischen Bevölkerung nicht ganz unterdrücken. Man fand sich mit der Schließung der großen Luxusbühnen leichter ab, besuchte aber desto eifriger selbst seitens der höheren Gesellschaft auch die minderen Theater, wenn sie gute Darstellungen boten. So sah ich in dem recht armseligen Theater Duse unter anderen auch die große Tragödin Adelaide Ristori und zu wiederholten Malen Ernesto Rossi. Die Regierung selbst, die sich vergeblich bemühte, die großen Theater dem Publikum wieder zu eröffnen, erleichterte um so bereitwilliger jede Theaterunternehmung, die, wenn auch nur vorübergehend, imstande war, das gesellige Leben in die gewohnten Geleise zu lenken. Ja sie erwies sich aus diesem Grunde in der Zensur mitunter nachgiebiger, als vielleicht in früheren Zeiten, in der nicht ganz

unrichtigen Voraussetzung, daß die Spannung, die sich im Theater zu lösen Gelegenheit hatte, im öffentlichen Leben und Treiben sich weniger bemerkbar machte. So wurde, allerdings mit argen Zensurstrichen, von Ernesto Rossi das beliebte Stück „Il cittadino di Gand“, das in den Befreiungskämpfen der Niederlande spielte und sich in einzelnen Szenen fast wörtlich an Goethe's „Egmont“ anlehnte, und Silvio Pellico's „Francesca da Rimini“ unter tosendem Beifall des Publikums aufgeführt.

Im letztgenannten Stücke gab allerdings die Verkürzung der berühmten Lobrede Paolo's auf Italien jedesmal Anlaß zu lärmenden Demonstrationen. Die Stelle lautet im Originale:

Per chi di stragi si macchiò il mio brando?
Per lo straniero. E non ho patria forse
Cui sacro sia de' cittadini il sangue?
Per te, per te, che cittadini hai prodi,
Italia mia, combatterò se oltraggio
Ti moverà l'invidia. E il più gentile
Terren non sei, quanti scalda il sole?
D'ogni bell' arte non sei tu madre, o Italia
Polve d'eroi non è la polve tua?

Auf Deutsch:

Für wen befleckte sich mein Schwert mit Blut?
Nur für den Fremdling. Hab' ich selbst kein Vaterland,
Dem heilig sein muß seiner Bürger Blut?
Für dich, für dich, die wackere Bürger hat,
Du mein Italien will ich hinfort kämpfen,
Wenn dich der Neid beleidigt. Bist du nicht
Der Länder schönstes, die die Sonn erwärmt?

Bist du nicht Mutter jeder Kunst, Italien?
Der Staub der Helden, ist er nicht dein Staub?

Diese Verse schließen sich an Worte an, die Paolo im ersten Akte zu Francesca da Rimini ausspricht, worin er sich des eitlen Ruhmes müde nennt und sich beklagt, daß er für den Thron von Byzanz sein Blut vergoß und Städte bekriegte, die er nicht haßte, und dafür Feldherrenruhm und Ehre seitens des Kaisers erwarb, die ihm keine Freude brachten.

Aber nur die oben genannten Verse durften auf dem Theater gesprochen werden, und Rossi mußte bei den nachfolgenden plötzlich abbrechen, worauf sich jedesmal ein ohrenbetäubender Lärm im Publikum erhob. Man schrie aus Leibeskräften ihm zu: „Il resto! Il resto!“ Manche deklamierten mit lauter Stimme die gestrichenen, fast jedermann bekannten Verse und die Vorstellung mußte auf Minuten unterbrochen werden, während Rossi selbst ratlos und mit Achselzucken vor dem tobenden Hause stand. Er begab sich deshalb persönlich zum Polizeileiter in Padua, Hofmann, und machte ihm den Vorschlag, die beanstandete Stelle ganz frei zu geben, indem er mit Recht betonte, daß, wenn auch das Publikum voraussichtlich stürmisch ihre Wiederholung verlangen und er diesem Wunsche nachgeben dürfte, es wohl zu großem Beifallssturme, aber keineswegs zu dem unvermeidlichen Skandale und zur Unterbrechung der Szene kommen würde, wie bisher. Hofmann, ein äußerst intelligenter und taktvoller Mann, gab seine Zustimmnng und überredete auch den Delegaten von Padua, diesen Versuch zu gestatten. Tatsächlich wurde bei der nächsten Vorstellung zum großen Staunen der Zuhörer die berühmte Stelle im ganzen Umfange gesprochen. Ein donnernder Applaus, daß das Theater zu erzittern schien. Man rief stürmisch: „bis! bis!“ Rossi warf einen fragenden

Blick auf den in seiner Loge anwesenden Polizeileiter. Dieser nickte mit dem Kopfe, und zum zweitenmal sprach Rossi die Stelle mit seiner zündenden Redegewalt und unter ungeheurem Beifall.

Und hier wurde meine Überzeugung bestätigt, daß dem italienischen Volke bei aller Leidenschaftlichkeit des Temperaments ein gewisser, vernünftiger und gesunder Sinn für das praktisch Erreichbare innewohnt, der sich in der politischen Gestaltung des jungen Königreichs bewährte und auch in diesem Falle nicht verleugnete. Denn als einige heißblütige Zuhörer, nachdem Rossi die Stelle wiederholt hatte, noch immer lärmend „bis! bis!“ schrien, erhob sich der größere Teil des Publikums zu einer energischen Zurechtweisung und rief: „basta! basta!“ Man war der Polizei dankbar für die unverhoffte Freigebung der wirksamen Stelle und wollte ihr jedoch durch weiteres Lärmen nicht die Lust an ähnlichen Konzessionen für immer verleiden. Und so oft das Stück wieder gegeben wurde, blieb es bei der einmaligen Wiederholung und die Vorstellung konnte unbehindert fortgeführt werden.

Noch andere Theatererinnerungen habe ich aus jener Zeit, die jedoch mit den politischen Verhältnissen nichts zu tun haben.

Einmal sah ich eine Vorstellung von Schillers „Kabale und Liebe“, der Inszenierung und dem Kostüm nach um ein paar Jahrhunderte zurückversetzt. Die Darsteller erschienen in einer Art spanischer Rittergewandung; man denke sich den schleichenden Sekretär Wurm im spanischen Mäntelchen. Das Publikum ließ sich übrigens durch den Widerspruch des Inhalts mit den Kostümen nicht beirren und klatschte lauten Beifall namentlich in der großen Schlußszene des 2. Aktes zwischen Vater und Sohn, als der Präsident Louise Miller ins Gefängnis abführen lassen will.

Auch einer anderen Theatervorstellung mit einer erheiternden Episode muß ich noch gedenken. Ein Unternehmer aus Turin erschien mit einer Anzahl durchaus schöner Mädchen, um im Teatro Duse lebende Bilder aufzuführen. Diese waren meist mythologischen Sagen, teilweise auch biblischen, entnommen und bei den ersteren wurden die Mädchen ganz in Trikot gekleidet als lebende Statuen verwendet, die Bildergruppen bewegten sich unter hübscher Musikbegleitung auf einem drehbaren Podium im Kreise herum. Eine junge Blondine darunter war besonders schön und von wahrhaft klassischen Körperformen. Als nun eines Abends die Gruppe der drei Grazien, worunter die erwähnte Blondine, unter sanften Musikklängen bei atemloser Stille sich vor den Augen des Publikums herumbewegte, machte plötzlich ein biederer Zuschauer seiner Begeisterung über den Anblick des schönen blonden Mädchens mit dem lauten, aus tiefstem Herzen kommenden Ausdruck Luft: „O cara, quella bionda!“ Man kann sich die erheiternde Wirkung dieser inmitten der lautlosen Stille aus wärmster Erregung hervorgeschrienen Worte denken! Noch eine andere heitere Episode ereignete sich an jenem Abend. Während einer Zwischenpause bemerkte man vom Parterre aus einen Zuschauer auf der Gallerie mit dem Hute auf dem Kopfe sitzen. Nun liebt es der Italiener, gewöhnlich auch im geschlossenen Raume, in Gast- und Kaffeehäusern, selbst bei Besuchen im Hause gerne seine Kopfbedeckung aufzubehalten, ebenso fällt es im Stehparterre niemandem ein, sie abzulegen; aber unbarmherzig ist er, wenn jemand in den Logen oder auf Galleriesitzen den Hut behält. Dann ruft das ganze Publikum wie aus einem Munde den Betreffenden zu: „Capello! Capello!“ Aber jener unglückliche Zuschauer auf der Gallerie kehrte sich nicht an die immer stärker werdenden Zurufe, so daß ein Polizeibeamter sich bemüßigt fand zu ihm hinaufzugehen und ihn zu ersuchen, den Hut abzu-

nehmen. Nach einigem Sträuben tat er es endlich und erhob sich von seinem Sitze. Da entdeckte man nun auf seinem Hinterhaupte die geistliche Tonsur, die zu verbergen er wahrscheinlich so hartnäckig den Hut aufbehalten hatte. Jetzt ging der Lärm erst recht los und unter Spott und Hohn und wildem Geheul mußte er sich aus dem Theater entfernen. Die Geistlichkeit erhob indes bald Einsprache gegen diese Vorstellungen als sittengefährlich und ihre Fortsetzung wurde infolge dessen nur unter der Bedingung gestattet, daß die Gruppen nicht mehr in scheinbarer Nacktheit als Statuen, sondern mit entsprechender Gewandung oder wenigstens mit Bekleidung der Hüften und des Mittelkörpers aufgeführt werden durften. So geschah es auch, doch mir wurde dabei so recht klar, daß unter dem Feigenblatt die Keuschheit nicht gedeiht, sondern nur die Lüsternheit gefördert wird. Griechische Göttinnen konnten nicht gut mit Unterröcken und Höschen dargestellt werden, die Mädchen versuchten daher Hüften und Schultern mit allerhand Schleiern und Hüllen zu drapieren, unter denen aber die unbedeckten Teile des Körpers auch unter dem Trikot noch weit mehr den Eindruck des Nackten und Unverhüllten hervorriefen und den sinnlichen Reiz verstärkten. In der ersten Sperrsitzreihe, wo meist ältere Glatzköpfe mit riesigen Operngucken die täglichen Besucher bildeten, wuchs die Aufregung dadurch noch mehr.

Ich habe in diesen Aufzeichnungen bereits wiederholt des großen italienischen Tragöden Ernesto Rossi gedacht und will ihm hier einige besondere Zeilen widmen. Sein Auftreten in Padua gab mir zuerst Gelegenheit ihn persönlich kennen zu lernen und zwar in der Fechtschule des schon erwähnten jungen Belusso, die auch Rossi, der mit dessen Vater in Venedig befreundet war, von Zeit zu Zeit besuchte und dort Fechtübungen machte, um, wie er sagte, seine Glieder gelenkig zu erhalten. Es war interessant zu sehen, mit welchem An-

stande, mit welcher „grandezza" Rossi vor einem Übungsgange die üblichen Grüße mit seinem Gegner austauschte. Er handhabte das Floret sehr gewandt, minder war er im Säbelfechten geübt, was er übrigens auf der Bühne weniger benötigte. Meine Begegnung mit Rossi war allerdings nur eine flüchtige; erst in späteren Jahren (zwischen 1875 und 1885), als ich in Triest das Amt eines Landesschulinspektors bekleidete, bin ich ihm näher getreten, und zwar zunächst durch einen äußeren Anlaß, indem er nämlich wegen einer beabsichtigten Aufführung von Halm's „Sohn der Wildnis" meinen Rat einholte. So oft er in Triest zu Gastspielen weilte, — und das geschah meist alle zwei Jahre — war ich ein fleißiger Besucher seiner Vorstellungen und soupierte meistens nach dem Theater in seiner Gesellschaft im Hotel Delorme. Was mir bei ihm auffiel, war, daß er nach sehr anstrengenden Rollen, wie Macbeth, König Lear, selten eine sichtbare Spur von Ermüdung zeigte, sondern er kam stets so frisch und munter dreinschauend ins Gastzimmer, als ob er soeben vom Bette aufgestanden wäre. Auch war er trotz seiner Jahre von großer Gelenkigkeit und Leichtigkeit der Bewegungen und spielte noch mit 60 Jahren den Romeo, zu welcher Rolle allerdings seine zunehmende Beleibtheit etwas im Gegensatze stand. Er war sehr eitel auf sein Äußeres, bei dem er die Spuren des wachsenden Alters sehr sorgsam durch Toilettenkünste zu verdecken suchte; ebenso stolz war er auf seine zahlreichen Ordensauszeichnungen. Er besaß unter andern das Kommandeurkreuz des italienischen Ordens SS. Maurizio e Lazaro, und ich sehe ihn noch vor mir, als ich eines Tages in einem angesehenen Hause zufällig zum Besuche mit ihm im Vorzimmer zusammentraf, wie er mit stolzer Geberde dem Diener zurief: „Annunziate il Commendatore Rossi!"

Von seinen schauspielerischen Eigenschaften, von den Triumphen, die er als Künstler zugleich mit seinem berühmten

Rivalen, Tommaso Salvini, in allen Weltteilen feierte, will ich hier nicht reden. Interessant war es mir zu hören, wie er zu seinem Nebenbuhler Salvini stand. Er meinte, daß weder dieser, noch er selbst, sich gegenseitig Bücklinge und eitle Komplimente gemacht, noch sich gesagt hätten, daß sie sich einander lieben, aber sie achteten sich beiderseits. Als ihm jemand einmal in meiner Gegenwart etwas Schmeichelhaftes über das schöne Italienisch sagte, das er redete, schnitt er das Lob mit der Bemerkung ab, daß es für einen Toskaner (das war er von Geburt) ebenso wenig ein Verdienst sei, schön zu sprechen, als für einen gerade gewachsenen Mann, nicht krumm zu gehen. Meiner Meinung nach war es sein größtes Verdienst, durch seine unvergleichliche Darstellungskunst das Shakespeare-Drama auf dem italienischen Theater heimisch gemacht zu haben. Aus Gesprächen mit ihm entnahm ich, wie genau und sorgfältig er über die einzelnen Rollen, die er darstellte, nachzudenken pflegte, und als Belege hiefür kann jeder seine gedruckten Shakespeare-Studien und die Aufzeichnungen in seinem dreibändigen Werke „Quarant' anni di vita artistica" (1887 in Florenz erschienen) nachlesen. Er verstand die englische Sprache sehr gut, wenn er sie auch nicht geläufig sprach.

Indes waren es doch weniger literarische Neigungen, die ihn sowohl als Salvini zu Shakespeare führten, als vielmehr die Instinkte des Schauspielers. Die tragische Kunst des Italieners ist bei der Lebendigkeit seines Naturells für unseren nordischen Geschmack nun einmal von einem gewissen gesteigerten Realismus nicht loszulösen, der — zu Rossi's Blütezeit mehr als vielleicht heutzutage — bei minderen Schauspielern uns als Übertreibung manchmal abstößt, und selbst bei großen Künstlern, wie Ernesto Rossi durch die potenzierte Kraft der Darstellung anfangs etwas befremdend wirkt. Nun sind gerade die Gestalten der Shakespeare'schen Dramen eher als andere geeignet, zwischen unserem deutschen Geschmack, der an

einen künstlerisch mehr gemessenen und kühleren Ausdruck der Leidenschaft auf der Bühne gewohnt ist, und dem verstärkten, anfangs verblüffenden, aber zuletzt doch hinreißenden Realismus in der Darstellung eines Rossi oder Salvini zu vermitteln. Denn Shakespeare's dichterische Gestalten übersteigen ja selbst das Maß des gewöhnlichen, normalen Menschen, es sind, so zu sagen, metaphysische Menschen, psychologische Typen, worin eine Leidenschaft oder eine Gefühlsrichtung mit so kräftig markierten Strichen gezeichnet werden, daß sie in Wirklichkeit in solcher Stärke und Reinheit nicht vorkommen, ja daß wir Mühe haben würden, sie zu begreifen, wenn nicht die siegreiche Dichtermacht Shakespeare's uns wider Willen dazu zwänge. In solche dichterische Schöpfungen kann der Schauspieler die volle elementare Gewalt seines Naturells unbekümmert hineinlegen, ohne den Eindruck der Übertreibung zu machen, er kann in dem Realismus der Darstellung bis an die Grenze des Möglichen streifen, ohne im Sinne des Dichters unwahr zu werden. Allerdings, da sowohl Rossi als seine italienischen Berufsgenossen mehr aus schauspielerischen als aus literarischen Interessen zu Shakespeare griffen, kamen und kommen noch immer dessen Tragödien als dichterisches Ganzes weit weniger zur vollen Wirkung, als die Darstellungskunst des Schauspielers. Was dieser gewinnt, verliert die Dichtung als solche. Denn auch bei Rossi war die Inszenierung meist eine sehr gekürzte und wurde möglichst auf die unentbehrlichsten Hauptszenen beschränkt, worin der große Tragöde gewöhnlich allein spielte oder mit wenigen Genossen, die von ihm sehr abstanden. Das entspricht aber den Gewohnheiten und Neigungen des italienischen Theaterpublikums, das, wenn es sich um solche darstellende Kunstgrößen handelt, beileibe nicht ins Theater geht, um Hamlet oder Othello als Dichtung zu bewundern, sondern um Rossi oder Salvini als Hamlet oder Othello zu sehen.

Mit südlicher Lebhaftigkeit knüpft der Italiener sein ganzes leidenschaftliches Interesse an die Person des Schauspielers und weiß ihn auch, wie selten ein Publikum, mit dankbarer und überschwenglicher Begeisterung zu lohnen. Diese lebendige Verehrung der Persönlichkeit des Künstlers hat übrigens für die Fortentwicklung seiner Kunst ihre Schattenseite, sie führt leicht, ja sie nötigt mitunter zur Schablone. Ich meine das Wort nicht in seiner niederen Bedeutung als geistloses Nachahmen oder handwerksmäßige Angewohnheit, sondern als lebendiges Muster oder als Canon der Darstellung, die sich große Schauspieler mit künstlerischem, schöpferischem Bewußtsein und mit Entfaltung aller glänzenden, ihnen zu Gebote stehenden Mittel für die volle Wirkung großer Szenen und packender Momente selbst herausbilden und bis in die Geste, in den Tonfall der Stimme, in die Eigenart des Blickes ausarbeiten, die sich aber bei dem italienischen Theaterpublikum ebenfalls bis zur Geste und zum Blick zu einer feststehenden Tradition verdichten, wovon der Künstler im gegebenen Augenblicke nicht leicht abweichen darf, ohne die sichere Wirkung zu verlieren und den unfehlbar folgenden Beifall abzuschwächen.

Ich erwähnte einst zu Rossi, daß er in der schon öfter hier berührten Tragödie „Francesca da Rimini“ in der großen Szene zwischen Paolo und Francesca, wo Paolo vor der Geliebten auf die Knie sinkt und ausruft: „Ich liebe Dich, Francesca, verzweifelt ist meine Liebe“, seit ich ihn kenne, diese Worte immer mit gleichem Tone und gleicher Geste vorbringe und alle jungen italienischen Liebhaber es ihm ebenso nachzusprechen pflegen. Allerdings waren Ton und Geberde mächtig, wie nur Rossi sie haben konnte, von dem selbst sein Rivale Salvini urteilte, daß es keinen Schauspieler gebe, der die Worte „Ich liebe Dich“ so auszusprechen vermöge, wie Ernesto Rossi, aber es lag darin doch etwas Starres, Konventionelles, Posenhaftes, das ich mir in unge-

schwächter Wirksamkeit leicht anders denken konnte, eine gewisse, nach meiner Empfindung nicht immer künstlerische Fixierung vorübergehender dramatischer Momente. Rossi gab mir wohl recht, meinte aber, er dürfe von gewissen, selbstgeschaffenen Traditionen der Darstellung nicht abweichen, denn das Publikum sei daran gewöhnt und erwarte die bestimmte Geste und Pose — und wenn er manchmal einem feineren Kunstgefühle folgend irgend eine Abweichung oder vielleicht noch bessere Nuance vorbrächte, würde man ihn sicherlich kalt finden. Er brauche jeden Abend einige Male rauschenden Beifall, damit ihm die Leute ins Theater kämen. „Diesen Beifall", setzte er hinzu, „vermag ich allerdings mit Sicherheit jedesmal heraufzubeschwören, aber dann darf ich von der gewissen Tradition in der Darstellung nicht abgehen, auch wenn mein eigenes Kunstgefühl mir vielleicht eine bessere eingibt." Leider besitzt Italien kein Hof- oder Staatstheater, wie andere Länder, wo der Schauspieler unbekümmert um Geschmack oder Beifall des Publikums lediglich den Impulsen seines künstlerischen Gewissens folgen darf.

Eine Eigenschaft aber dürfte den Verehrern Rossi's nicht allgemein bekannt sein; er beschäftigte sich mit Musik und hat sogar einen Walzer komponiert. Während eines seiner öfteren Gastspiele in Triest ersuchten wir ihn, im dortigen Schillerverein einer Tanzunterhaltung beizuwohnen. Er sagte freundlich zu mit dem Beifügen, daß er sehr gerne gute Tanzmusik höre und auch selbst einen Walzer für Klavier komponiert habe. Darauf inständiges Bitten unsererseits, uns das Tanzstück zu überlassen, wir würden es für Orchester einrichten und zu Ehren seines Besuches im Schillerverein spielen lassen. So geschah es auch wirklich. Ernesto Rossi wurde bei seinem Erscheinen mit den Klängen seines eigenen Walzers begrüßt, der, so weit ich mich erinnere, einen melodiösen, wenn auch nicht originellen Eindruck machte, und eine

Auswahl von Damen überreichte ihm einen hübschen Lorbeerkranz. Lächelnden Gesichtes sah er dem fröhlichen Tanzgewirre zu und bewegte sich heiter und behaglich in unserer Mitte. Aber seine Liebenswürdigkeit wurde ihm von seinen Landsleuten sehr verübelt, weniger von den Italienern in Triest selbst, die in großer Zahl den Mitgliedern des Schillervereins angehörten, als außerhalb im Königreiche. Besonders donnerte ein Veroneser Blatt in heftigen Ausfällen gegen den berühmten Tragöden los, der sich so weit vergaß, in einem Vereine zu erscheinen, der nur Offiziere und Polizeibeamte zu Teilnehmern zählte. Rossi selbst verhielt sich höchst gleichgiltig gegen diese Anwürfe, selbst dann noch, als ihre Wirkung sich, wenn auch nur für wenige Tage, in dem verminderten Besuche seiner Vorstellungen zeigte. Er meinte zu mir: „Ich liebe und achte die deutsche Nation. Ich habe in Deutschland stets die herzlichste Aufnahme und die verständigste und lauteste Anerkennung meiner künstlerischen Bestrebungen gefunden. Ich sehe die Kunst als etwas Internationales an." Ich erinnere mich auch, als ich gelegentlich einer Reise in Deutschland die Fürstengruft in Weimar besuchte, auf dem Sarge Goethe's einen schönen Kranz gesehen zu haben, den Rossi dort niedergelegt hatte mit der Aufschrift: **In ammirazione del gran genio alemanno Ernesto Rossi.**

Besonders liebte er Wien und bewunderte die Künstler des Hofburgtheaters. Auch für die Person des Kaisers Franz Josef hegte er die größte Verehrung und in seinem früher erwähnten Buche **„Quarant' anni di vita artistica"** erzählt er in höchst lebendiger Weise von der Audienz, in der er dem österreichischen Monarchen einen Brief des Königs Viktor Emanuel zu überreichen hatte, worin dieser mit Umgehung diplomatischer Verhandlungen dem Kaiser seinen beabsichtigten Besuch zur Wiener Weltausstellung unmittelbar ankündigte. Rossi selbst wußte nichts von dem Inhalte, sondern sah den

Brief nur als ein Empfehlungsschreiben an den Kaiser an. Von Interesse und höchst bezeichnend für die Meinung, die man in Italien von dem österreichischen Herrscher hegte, ist Rossi's Schilderung der Persönlichkeit unseres Monarchen: „Nach meiner tiefen Verbeugung reichte mir der Kaiser die Hand. Ich war erstaunt, ich sah ihn an, ich beobachtete ihn. Seine Gesichtszüge, die mir von weitem gefurcht erschienen, verlieren in der Nähe die Schatten und werden sanfter. Seine Augen sind von dichten Brauen beschattet, von ferne gesehen sind sie dunkel, fast schwarz, sein Blick scheint fast finster und strenge; aber wenn man sich nähert, erweitern sich die Pupillen und aus den blauen Augen strahlt ein sanfter und heiterer Blick. In seiner Gegenwart, ich gestehe es, blieb ich überrascht und verwirrt. Doch als er mit dem reinsten italienischen Akzent zuerst das Wort, das so leicht von seinen Lippen floß, an mich richtete, da fühlte ich mich unterjocht. Und wenn man mir jetzt gesagt hätte: Das ist der Kaiser von Österreich, der gefürchtete autokratische Monarch, würde ich ausgerufen haben: Es ist nicht wahr, es kann nicht sein. Es ist ein Anderer, es ist nicht er!"

XIV.

Die drohende Nähe des Krieges beeinflußte in immer steigendem Maße das öffentliche und gesellige Leben der Stadt. Im Theater wußte man trotz aller Vorsicht und strenger Überwachung die italienischen Farben in Toiletten und Blumenspenden einzuschmuggeln, jede leise Anspielung auf die politischen Zustände erregte fanatischen Beifall; in den Familien bereitete man im Geheimen schon die dreifärbigen Fahnen vor, die beim Einzuge die Italiener begrüßen sollten; auch im Hause, wo ich wohnte, hielt man eine solche Fahne ver-

borgen. Auf den Straßen mehrten sich die lärmenden Bomben, man tat es nicht mehr aus bloßer Demonstrationslust, sondern man warf sie bestimmten, der österreichischen Gesinnung verdächtigen Personen geradezu ins Haus. Die 600jährige Geburtstagsfeier des großen Dichters Dante am 14. Mai 1865 wurde in allen Städten Italiens als Symbol der geistigen und nationalen Zusammengehörigkeit begangen, ohne daß die Regierung sie zu hindern vermochte; galt es ja doch nur der Ehrung eines großen nationalen Dichters. Auch in Padua wurde eine Dantestatue feierlich in einer eigens erbauten Loggia auf dem Prato della Valle aufgestellt. Auch in militärischen Dingen merkte man, daß sich etwas vorbereite, die Garnisonen in den venetianischen Städten wurden vermehrt, große Truppenmassen zogen öfter durch die sonst so stillen Gassen von Padua. Einmal kam ein stattliches Husarenregiment durch die Stadt geritten: kräftige, sonngebräunte Ungarkinder von meist hoher Gestalt und mit frischen, kecken Soldatengesichtern. Finster blickend sahen sie die Einwohner vorüberziehen mit scheuem Augen auf die Vorüberreitenden, unter denen der Boden zu erzittern schien; mancher ballte heimlich die Faust in der Tasche und ich hörte murmeln: „Poveri i nostri!“ Unter „nostri“ (die Unsern) verstand man nämlich nur die italienischen Soldaten des Königreiches, für das heimische Militär hatte man nur die Bezeichnung „Tedeschi“ oder „Austriaci“.

Dabei erinnere ich mich, daß ich selbst einmal unbewußt mich einer Demonstration mit italienischen Farben schuldig gemacht habe. Das war aber nicht in Padua, sondern in Venedig auf dem Markusplatze. Ich war eines Tages wieder einmal zum Besuche meiner Freunde in die Lagunenstadt gefahren. Als ich auf der Piazzetta aus der Gondel stieg, bemerkte ich, daß mir meine Kravattenschleife fehlte; wahrscheinlich hatte ich sie schon während der Bahnfahrt verloren. Ich eilte sofort in einen der nächsten Läden in der Merceria, um

mir eine neue zu kaufen. Der Verkäufer legte mir eine Schachtel mit allerlei bunten Kravatten vor, und ganz zu unterst gelegen fand ich beim Durchsehen eine sehr hübsche Schleife, die mir ihrer Farben wegen gut gefiel. Ich nahm sie heraus und befestigte sie an meinem Halskragen. Etwas erstaunt und lächelnd sah mich der Verkäufer an und fragte: „Wollen Sie wirklich diese nehmen?" „Ja", antwortete ich harmlos, „sie gefällt mir!" Zahlte und ging meiner Wege. Als ich über den Markusplatz schritt, fiel es mir auf, daß einige Vorübergehende mich scharf ansahen, andere sogar mir mit freundlichem Lächeln zunickten. Ich wußte mir das nicht zu erklären, besah mich von allen Seiten, ob ich etwas Auffälliges an mir hatte, konnte aber nichts entdecken. Erst als ich im Münzamte meine Freunde aufsuchte, sahen mich diese verblüfft an und riefen mir zu: „Bist Du verrückt geworden oder willst Du eingesperrt werden, daß Du mit der italienischen Trikolore am Halse einherspazierst?" Ich bin nämlich ein wenig farbenblind und hatte wahrhaftig keine Ahnung, daß meine Halsschleife die italienischen Farben trug. Ich entsendete daher sofort den Amtsdiener um eine neue Kravatte, diesmal aber, um ja sicher zu gehen, von schwarzer Farbe zu holen. Es wäre allerdings lustig gewesen, wenn man den Professor der deutschen Sprache am Gymnasium in Padua wegen italienischer Demonstration zur Polizei abgeführt hätte. Die Tatsache selbst hätte übrigens nichts Unmögliches an sich gehabt. Es gab in jenen Zeiten Deutsche und Österreicher außerhalb des Beamtenstandes nicht gerade wenige, die offen mit den italienischen Bestrebungen liebäugelten. Namentlich kannte ich unter den verheirateten Deutschen einige, die ihre Knaben in roten Garibaldihemden einhergehen ließen, wie es damals in italienischen Familien bräuchlich war.

Auch unter den Gymnasialschülern machte sich die natio-

nale Erregung immer fühlbarer. Zunächst beim deutschen Unterricht in den obersten Klassen. Wirkliche oder geheuchelte Abneigung gegen diesen Lehrgegenstand, häufige Abwesenheit beim betreffenden Unterrichte, großer Unfleiß und versuchte Ruhestörung während der Lehrstunden selbst gaben mir viel zu schaffen. Daran trug, wie ich wohl wußte, der Umgang mit den Studierenden der Universität viel Schuld, die ihnen zuredeten, gegen den deutschen Unterricht bei jeder Gelegenheit zu demonstrieren. Ja es machte sich eine gewisse feindselige Stimmung der Universitätsstudenten, mit denen ich sonst in keiner Berührung stand, sogar gegen meine Person bemerkbar. Es geschah mir z. B. eines Tages, als ich nach dem Mittagessen meinen gewohnten Spaziergang zur Bahnstation machte, um dort meinen Nachmittagskaffee zu nehmen, daß mir drei junge Leute auf dem Wege entgegentraten, und einer darunter absichtlich an mich anstreifte, indem er mit paradostisch-spöttischer Geberde die Hand an seinen Hut legte und mir „Servus“ zurief. Er wollte mit diesem Worte die unter Deutschen übliche Begrüßung in offenbar beleidigender Absicht parodieren. Ich wandte mich aber sofort um und fragte den Spötter, was er mit seinem sonderbaren Gruße eigentlich meine? Wie ich ihn ansprach, traten seine beiden Begleiter einige Schritte zurück und ließen ihn allein vor mir stehen. Trotzig antwortete er auf meine Frage, daß er mich grüßen wollte. „So?“ meinte ich, „wie komme ich zu Ihrem Gruße, ich kenne Sie gar nicht!“ „Ich war Ihr Schüler am Gymnasium in Udine“, erwiderte er noch immer keck. „Nun!“ sagte ich darauf, indem ich ihn vom Kopfe bis zum Fuße maß, „wenn Sie, groß und lang, wie Sie sind, noch immer nicht gelernt haben, anständig zu grüßen, so verbitte ich mir in Zukunft einen solchen Gruß, der nur eine Beleidigung ist, die ich nicht zu dulden gewillt bin.“ Der Angeredete murmelte etwas eingeschüchtert eine Entschuldigung und entfernte sich schweigend

mit seinen Begleitern. Ein andermal ging ich abends zu später Stunde im Prato della Valle längs dem Trottoir vor einigen Kaffeehäusern auf und ab und merkte in meinen Gedanken versunken anfangs gar nicht, daß, so oft ich an einem der Cafès vorüberging, einige junge Leute, die dort saßen, offenbar Studenten, Schimpfworte ausstießen. Als ich wieder vorbeikam, hörte ich deutlich den Ruf „Cane di Tedesco!“ (Hund von einem Deutschen). Rasch ging ich nun auf das Kaffeehaus zu, setzte mich ruhig zu einem Tische in unmittelbarer Nähe der Studenten, ließ mir eine Tasse Kaffee bringen und den Rauch meiner Zigarre vor mich hinqualmend faßte ich meine jungen Nachbarn, ohne ein Wort zu sprechen, fest ins Auge. Sie verstummten nach einer Weile und entfernten sich bald von ihren Sitzen, und erst als sie in die nächste Straße eingebogen waren, hörte ich Ausrufe, die ich aber nicht mehr verstand.

Vielleicht aber würde es mir bei der steigenden Aufregung unter der Jugend doch noch übel ergangen sein, wenn nicht mittlerweile Ereignisse eingetreten wären, die die Aufmerksamkeit von dem Einzelnen auf die allgemeine Lage abgelenkt hätten. Ich meine den Ausbruch des schon lange vorgeahnten und vorbereiteten Krieges mit dem verbündeten Preußen und Italien, der der österreichischen Herrschaft im Venetianischen für immer ein Ende machen sollte. Ich kann hier keine Geschichte des Krieges vom Jahre 1866 schreiben und setze die geschichtlichen Ereignisse in ihrem Ursprung und ihrem Verlaufe als bekannt voraus. Kurz nach der Kriegserklärung Italiens an Österreich fiel mir eines Abends im Cafè Pedrocchi, wo ich fast täglich verkehrte, eine ungewöhnliche Aufregung unter den Gästen auf. Man flüsterte heimlich und mit leuchtenden Augen unter einander, man schob sich gegenseitig die Zeitungen von Tisch zu Tisch zu, man drückte sich verstohlen die Hände, und ein gehobenes Gefühl

strahlte aus allen Gesichtern. Als ich endlich auch eine Zeitung in die Hand bekam, wußte ich auch den Grund der Aufregung. Mit fettgedruckten Lettern stand darin zu lesen: „Die italienischen Truppen haben heute den Mincio überschritten.“ In dem Taumel der Begeisterung und gedankenlosen Selbstüberschätzung war diese einfache Tatsache bei Jung und Alt schon genügend, um an dem Siege der italienischen Sache auch nicht mehr den leisesten Zweifel zu hegen. Denn daß bei einem Zusammenstoße der beiden Armeen die italienische unterliegen könne, fiel Niemandem ein trotz aller Erfahrungen, die sie in früheren Zeiten zu ihrem eigenen Schaden über die Tüchtigkeit der österreichischen Heere gemacht hatten. Der Besuch meines Freundes, des Religionslehrers Gervasi, den ich am nächsten Morgen erhielt, bestätigte mir dies in drastischer Weise. „Die Zeiten werden ernst für die Österreicher“, sagte er mir mit gutmütiger Protektormiene, „ich bin nur gekommen, daß, wenn die Unsern (soll heißen die Italiener) hier einziehen und Sie sich vielleicht bedroht fühlen sollten, Sie in meiner Wohnung immer Schutz und Asyl finden werden.“ Ich dankte ihm für seine Freundschaft, meinte jedoch, daß es mit dem Einzuge der Italiener noch gute Weile habe. „Sie irren sich“, erwiderte er, „in wenigen Tagen werden die Österreicher geschlagen sein, und der Löwe Garibaldi wird kommen und sie wie Spreu von dem heiligen Boden Italiens wegfegen.“ Ich will in diesem Beispiele nur die im Volke und unter den Gebildeten festgewurzelte Siegeszuversicht beim Anbruche des Krieges kennzeichnen, weil sie zur Erklärung dessen dient, was ich eigentlich erzählen will.

Es war am 24. Juni 1866 an einem Sonntage. Ein blauer, wolkenloser Himmel lag über der Stadt und seit dem frühen Morgen wogte die Menschenmasse durch die Straßen. Man wußte schon in den ersten Vormittagsstunden, daß es zwischen den beiden Heeren zu einer Schlacht gekommen sei,

und eine unbeschreibliche Aufregung und Unruhe beherrschte alle Gruppen, die sich auf den vielen großen Plätzen von Padua angesammelt hatten. Soldaten waren nur wenige zu sehen; es hieß, sie hätten in den Kasernen Bereitschaft, und wo sich Offiziere zeigten, verstummte die Menge und wich mit halb scheuer, halb spöttischer Miene zur Seite. Auch mir wurde im Hause und auch draußen unter dem Gewühle von Menschen unbehaglich zu Mute und ich wanderte aus einem Tore hinaus um die alten Stadtmauern, die mich in blendendem Sonnenglanze anstierten, als wollten sie mir ein Geheimnis anvertrauen. O, ich wußte, was sie mir sagen wollten, die alten Gesteine, die Generationen aufblühen und absterben sahen. Leuchtender Sonnenglanz, lachender Himmel, und Farben und Blütenduft durch die Lüfte wogend: und nicht weit unter demselben sonnigen Lich e Kanonendonner und blinkende Waffen und zu Tode getroffene herrliche Menschenwesen; aufstrebendes, blühendes Leben und grausame Vernichtung, der alte, immer wiederkehrende Kreislauf des Daseins!

Schon um Mittag wollten viele Leute Privattelegramme erhalten haben, die den vollständigen Sieg der italienischen Truppen meldeten, und am Nachmittage stieg die Aufregung und das Gedränge auf den Plätzen und Straßen mit jeder Stunde. Namentlich war der beliebte Spaziergang von der Porta Codalunga zum Bahnhof-Café so dicht, daß man fast nur, wie bei einer Prozession, Schritt für Schritt weiterkommen konnte. Ohne Rücksicht auf die Umstehenden sprach man laut von dem siegreichen Kampfe, man drückte sich die Hände, man küßte und umhalste sich im Freudentaumel ohne Scheu auf offener Straße; ja es schien mir manchmal, als ob manches schöne Frauenauge bei der allgemeinen Feststimmung inniger und verheißender ins Angesicht des zärtlich flüsternden Begleiters schaute. Denn die Politik beherrschte

damals alle Stände und Geschlechter von den Palästen zur Hütte und warf ihre Schatten bis in das Frauengemach und in die Kinderstube, und unter den Wolken des Hasses und der politischen Aufregung gegen die Fremdherrschaft verlor auch der Stern der Liebe sein freundliches und versöhnendes Licht in dem Frauengemüte. Als ich ins Café am Bahnhofe trat, fand ich dort eine Dame und einen befreundeten Herrn, in deren Gesellschaft ich früher manche gesellige Stunde verbracht hatte, und nahm möglichst unbefangen, wie sonst, an ihrem Tische Platz. Aber mein Gruß wurde nur kühl und verlegen erwidert. Die Dame, die sonst meine Gegenwart sich mit sichtlicher Freundlichkeit gefallen ließ, fing an sich lebhaft zu fächeln und meinte, daß es im Café sehr heiß wäre, der sie begleitende Herr, ihr Bruder, machte den Vorschlag, lieber ins Freie zu gehen. Ich merkte wohl, daß die Gesellschaft eines Deutschen sie beide am heutigen Tage in Verlegenheit setzte und meinte lächelnd zur Dame, daß, wenn nur meine ungebetene Gegenwart ihr so heiß mache, ich sie sogleich davon befreien werde. Trank meine Tasse aus und entfernte mich mit kurzem Gruße.

Am Abend des merkwürdigen Tages saß ich mit meinen Hausleuten, trotz aller italienischen Gesinnung guten und mir aufrichtig zugeneigten Menschen, beim Abendessen; auch ein im Hause befreundeter junger Gerichtsbeamter war zugegen. Man besprach lebhaft die Ereignisse des Tages und ihre möglichen Folgen, als plötzlich der Hauseigentümer, Advokat von Beruf, aufgeregt und mit erhitztem Gesichte ins Zimmer stürzte. „Große Neuigkeiten!“ schrie er auf, „hier ein Telegramm: die Österreicher, auf allen Linien geschlagen, fliehen nach Verona, Peschiera genommen!“ Und dabei warf er einen spöttischen Blick auf meine Wenigkeit. Ich bemerkte dagegen ruhig, daß, wenn zwei Heere gegen einander kämpfen, eines oder das andere selbstverständlich siegen müsse; es

scheine mir aber doch nicht glaublich, daß die Truppen Viktor Emanuels an einem Tage eine Schlacht gewinnen und eine so wichtige Festung wie Peschiera im Sturm nehmen könnten. „Ach was!" darauf der Advokat, „Sie wollen nur Ihre Landsleute verteidigen! Was da steht, unterliegt keinem Zweifel!" Hierauf ergoß sich auch der Gerichtsbeamte in Ausfällen gegen die österreichische Regierung und meinte, daß es mit der Herrschaft der „Unterdrücker" nun ein Ende habe. Da riß auch mir die Geduld, und ich verwies ihn mit scharfen Worten, wie er als österreichischer Staatsbeamter es mit seinem Gewissen vereinbar finde, sich schon so viele Jahre von den „Unterdrückern seiner Landsleute" den Gehalt ausbezahlen zu lassen. Mit einer mich geradezu verblüffenden Unverfrorenheit erklärte er mir, daß das Geld, das er aus der Staatskasse beziehe, nicht österreichisches, sondern Geld sei, das von den Steuern seiner Landsleute einfließe: eine sophistische Anschauung, die ich leider von mehreren unter Österreich dienenden italienischen Beamten als Beschönigung ihrer offenen oder versteckten Teilnahme für die nationale Bewegung zu hören bekam. Mein Mietsherr unterbrach das unliebsame Gespräch mit der Bemerkung, daß ihn die Aufregung nicht schlafen lasse und daß er auf die Piazza di Signori gehen und nicht früher heimkehren wolle, bis die offizielle Bestätigung des italienischen Sieges eingetroffen sei. Ich erbot mich aus Neugier, ihn zu begleiten. Trotz der vorgerückten Zeit — es war nahe an Mitternacht — fanden wir den Platz von Menschen dicht gefüllt, die in großer sichtbarer Erregung in Gruppen umherstanden. In den zwei Kaffeehäusern, die auf dem Platze standen und von denen das eine nur vom Zivil und das andere als „Café militare" ausschließlich von Offizieren und österreichischen Beamten besucht zu werden pflegte, machte sich ein großer Gegensatz bemerkbar. Im ersten war jeder Tisch besetzt und herrschte ein lebhaftes Hin- und Her-

reden, im Militärkaffeehaus saßen nur wenige Offiziere, ruhig, aber mit ernster Miene, und ließen sich durch das Gewühl der auf- und abwandelnden Menge nicht stören. Diese Stille und Ruhe schien den Leuten die Gewißheit des italienischen Sieges zu bestärken. Eine Tatsache jedoch erregte ihr Kopfschütteln. Neben dem Platze gelangte man durch einen Schwibbogen auf die sogenannte Piazza del Capitanato, wo das Polizeiamt stand, ein längliches, niederes Gebäude, vor dem einige Bäume gepflanzt waren. Seit dem Beginne des Krieges standen Tag und Nacht zwei Wagen vor dem Gebäude bereit, um die bei eventuellen Unruhen oder beim Einzug des Feindes von der Volkswut zunächst bedrohten Polizeibeamten rasch zur Bahn zu befördern. Der Anblick der Wagen und einiger ruhig vor dem Gebäude auf- und abgehenden Polizeisoldaten versetzte die Zuschauer geradezu in Wut. „Noch immer sind sie da, diese Hunde!“ rief man halblaut aus, „dazu gehört wahrlich Mut!“ Und wenn der erregte Unwille zu keiner weiteren Tätlichkeit führte, so ist dies nur dadurch erklärlich, daß die Mehrzahl der Leute den besseren Ständen angehörte. Das Herumstehen auf dem Platze wurde mir endlich zu lange, ich ließ meinen Mietsherrn bei seinem Vorsatze, die Bestätigung des angeblichen Sieges abzuwarten, und ging nach Hause.

Am andern Morgen führte mich mein Weg ins Gymnasium an der Vorhalle des Delegationsgebäudes (Kreishauptmannschaft) vorüber. Dort herrschte ein großes Gewühl, Soldaten und Zivilpersonen wogten durcheinander. Ich fragte nach der Ursache und erhielt zur Antwort, daß eine Rekrutenaushebung stattfand. „Eine Rekrutenaushebung“, dachte ich mir erstaunt, „am Tage nach einer verlorenen Schlacht?“ Als ich zum Gymnasium kam, fand ich trotz der bereits erklungenen Schulglocke fast den ganzen Lehrkörper im Kreise herumstehen in lebhafter Unterredung. Bei meinem Hinzu-

treten stockte das Gespräch und ich nahm meinen Freund della Vedova, der auch in der Gruppe stand, beiseite und fragte ihn, was es Neues gebe. Ich erhielt zur Antwort, daß der Sieg der Italiener wohl nicht zweifelhaft wäre, aber daß es den Anschein hätte, als würde er viel Blut und Menschen gekostet haben.

Wie der Unterricht in der Schule an diesem Tage ablief, brauche ich wohl nicht erst zu erwähnen! Nach dessen Beendigung begegnete ich einem befreundeten Beamten der Delegation, der mir mitteilte, daß der Delegat soeben ein offizielles Telegramm über den glänzenden Sieg der Österreicher bei Custozza erhalten habe. Beim Nachhausekommen fand ich auch wirklich meine Hausfrau in Tränen gebadet und der Hausherr konnte vor Ingrimm beim Mittagessen keinen Bissen hinunterwürgen. Die hochfliegende Begeisterung des vorhergegangenen Tages war einer verzweifelnden Niedergeschlagenheit gewichen. „Jetzt werden die Österreicher", hieß es, „wieder in die Lombardei einrücken und alles wird ärger werden als zuvor. Aber sicherlich könne der Sieg nur durch Verrat erfochten worden sein." Es dauerte noch längere Zeit, ehe sich die Bevölkerung mit der Tatsache der Niederlage zurechtfinden konnte.

Am selben Nachmittag war das Café Pedrocchi voll von Besuchern, in deren Mienen sich neben Enttäuschung hie und da noch immer frohe Hoffnung malte. Man wartete ängstlich auf das Erscheinen des offiziellen Blattes „Gazetta di Venezia". Es kam endlich, man riß es den Aufwärtern förmlich aus der Hand. Der erste, der es las, gab es stumm und mit bleichem Gesichte dem Nachbar hin, kein Wort wurde gewechselt und in wenigen Minuten war das Café bis auf meine Wenigkeit von Besuchern geleert. Ich nahm nun selbst die Zeitung in die Hand. Sie brachte das Telegramm, das Erzherzog Albrecht nach der Schlacht an den Feldmarschall

Heß gerichtet hatte, in so würdevollen und bescheidenen Ausdrücken, daß nur aus dem Schlußsatze: „Im Augenblicke befindet sich kein Feind mehr diesseits des Mincio“ die volle Bedeutung des glänzenden Sieges ersichtlich wurde.

Am Abend war die Stadt wie ausgestorben; nur einzelne Menschen huschten scheu und mit enttäuschter Miene durch die verödeten Gassen, in den Kaffeehäusern sah man wohl einige Gruppen, die vor sich hinstarrten, aber nur in den Lokalen, wo Militär oder Beamte zusammensaßen, wurden die Ereignisse des vergangenen Tages lebhaft besprochen. Es herrschte eine ganz ähnliche Stimmung, wie ich sie am Morgen nach der Bekanntmachung der Vereinbarungen von Villafranca im Jahre 1859 in Venedig beobachtet hatte, als ich durch die Prokuratien über den Markusplatz ging. Auf die verbündeten Preußen setzte man damals nur geringe Hoffnung, man hielt sie, wie anfangs allerorts, der österreichischen Armee nicht gewachsen, ja man wußte in Venetien so wenig von den Bundesgenossen Italiens, daß Jemand, den man immerhin zu den Gebildeten zählen mußte, mich allen Ernstes fragte, ob die Preußen auch Deutsche seien. Allerdings flackerte der gesunkene Mut der Bevölkerung bald wieder zu neuen Hoffnungen auf, als Schlag auf Schlag die unglücklichen Nachrichten vom böhmischen Kriegsschauplatze auch nach Padua drangen. Man wunderte sich nicht wenig über die unerwarteten Siege der Preußen gegen General Benedek, den gefürchteten Feldherrn, von dem man auch im Venetianischen eine große Meinung hegte und aufgeatmet hatte, als nicht er, wie man allgemein annahm, zur Leitung des Krieges in Italien bestimmt worden war. Mir aber bleibt für alle Zeiten das Ereignis des Tages von Custozza unvergeßlich, als Beweis, wie die durch Hoffnung und Wunsch genährte Erregbarkeit geschichtliche Erlebnisse zu fälschen vermag, die in unmittelbarer Nähe, fast vor unseren Augen sich abspielen

und ich dachte dabei, welch schwierige Aufgabe dem Geschichtsforscher oft zufällt, der aus den gleichzeitigen und widersprechenden Berichten der Zeitgenossen oft eine historische Tatsache aus vergangenen Jahrhunderten in unverfälschter Wahrheit herauszuschälen bemüßigt ist.

Daß unter solchen Umständen eine regelmäßige Fortführung des Unterrichts an unserem Gymnasium ein Ding der Unmöglichkeit ward, wird jeder leicht begreifen. Schon bei Beginn des Krieges erschien bei mir eine Deputation der Schüler der achten Klasse mit dem Ersuchen, die deutschen Lehrstunden aufzulassen, da sie unter den obwaltenden Verhältnissen diesen Unterricht nicht mehr besuchen könnten und mir nicht durch Demonstrationen Ärger und Verdruß bereiten wollten. Wenn ich Griechisch lehrte, würden sie alle gern kommen und sich geziemend verhalten. Ich setzte ihnen auseinander, daß ich nicht willkürlich einen vorgeschriebenen Unterricht abschaffen könnte und meine Lehrpflicht im Deutschen wie im Griechischen erfüllen müßte, und ihnen läge andererseits die Pflicht ob, beim Unterrichte zu erscheinen, widrigenfalls sie sich die gesetzlichen Folgen selbst zuzuschreiben hätten. Sie entfernten sich zögernd mit der Bemerkung, daß sie bei ihrem Entschlusse verharren müßten. Am Tage der nächsten deutschen Lehrstunde stand ich in Begleitung des Direktors Zanella zur bestimmten Stunde vor dem Klassenlokale des achten Kurses und wartete, bis mein Kollege, der vorher Unterricht hatte, aus dem Schulzimmer herauskam. Er trat aus der Türe, und hinter ihm die gesamte Klasse, die ehrerbietig grüßend an mir und dem Direktor vorüberzogen und das Gymnasium verließen. Ich sah den Direktor fragend an, der ruhig dastand und keinen Versuch machte, die Schüler zurückzuhalten. „Was soll ich da tun?“ meinte er achselzuckend. „Im Disziplinarwege vorgehen“, erklärte ich, „man darf die Schüler nicht zu unseren Herren werden lassen!“ Indes wurden

wir dieser Notwendigkeit, die übrigens kaum einen Erfolg gehabt haben würde, bald enthoben. Denn am nächsten Morgen, als die Schulglocke zum Unterrichte läutete und die Lehrer vor ihren Klassen standen, knallten von allen Seiten einige von den Schülern im dichten Grase des Klosterhofes verborgene Bomben los, aus allen Türen stürzte die Jugend teils erschrocken, teils froh gestimmt mit dem Rufe hervor: „Keine Schule mehr!“ In der Delegation, von deren Fenstern aus man in den Innenraum des Schulgebäudes schauen konnte, entstand große Erregung. Der Delegat schickte nach dem Direktor, und noch an demselben Nachmittage kam von der Statthalterei in Venedig die telegraphische Weisung, das Gymnasium bis auf Weiteres zu schließen. Übrigens war die Zahl der Studenten in Padua, sowohl an der Universität als in den oberen Gymnasialklassen ohnedies bedeutend geschmolzen, viele von den jungen Leuten waren über die Grenze geflohen, um sich den Freischaren Garibaldi's anzureihen. Auch von meinen Oktavanern waren schon früher einige in meiner Wohnung erschienen, um sich zu verabschieden, denn sie gingen, wie sie sagten, über die Grenze. Ich versuchte es, ihnen diesen Entschluß auszureden und wies auf die Folgen hin, denen sie sich ohne Notwendigkeit aussetzten, aber sie antworteten mir, daß sie nicht mehr unbehelligt in der Stadt bleiben könnten, da die Bevölkerung ihnen Schmähungen zuriefe und sie der Feigheit beschuldigte. So ganz unrecht hatten sie übrigens mit ihrer Behauptung nicht, denn ich habe es selbst erlebt, als ich eines Abends durch die lange Gasse ging, die zum Prato della Valle führte, und dort einige vielleicht etwas angeheiterte Studenten singend daherzogen, daß ihnen von den Leuten zugerufen wurde: „Was macht Ihr hier für Lärm? Geht lieber kämpfen für das Vaterland!“ Und viele taten es wirklich, wenn auch manche sich nur zu ihren Familien begaben und sich dort während des Krieges verborgen hielten.

Es war auch nicht schwer, zu jener Zeit über die Grenze zu kommen, da diese von den Behörden nur zum Scheine bewacht wurde. Man ging bei der Polizei und bei der politischen Behörde von dem unter den obwaltenden Verhältnissen gewiß richtigen Gedanken aus, daß ein paar hundert junge Leute mehr oder weniger bei den Garibaldinischen Freischaren für den Verlauf des Krieges nicht ins Gewicht fielen, während dagegen hunderte von aufgeregten jungen Leuten in der Stadt selbst eine stete Quelle von Unruhe und Verlegenheit blieben.

Ich war durch die Schließung der Anstalt nun vorläufig frei geworden, der Boden brannte mir unter den Füßen, die spöttischen Blicke und Bemerkungen meiner Bekannten über das österreichische Waffenunglück in Böhmen wurde mir nachgerade unerträglich. Auch litt meine Gesundheit infolge der großen Aufregung der letzten Monate und ich beschloß daher mit Einwilligung des Direktors, mich auf einige Zeit nach Rohitsch-Sauerbrunn zu begeben und dort den weiteren Gang der Ereignisse abzuwarten. Ich nahm herzlichen Abschied von meinen Hausleuten, die trotz aller italienischen Gesinnung mich nur mit Tränen scheiden sahen, und meine gute Hausfrau äußerte unter Schluchzen, daß sie der ganze Krieg nun nicht mehr freue, da sie mich als Hausgenossen dabei verlieren müsse. Am Abende meiner Abreise war auch eine stattliche Anzahl von Freunden am Bahnhofe erschienen, die dem abziehenden Deutschen noch die Hand drücken wollten.

Ich fuhr die Nacht hindurch mit einigen leicht verwundeten Offizieren, von denen ich manche Einzelnheiten aus der Schlacht von Custozza erfuhr. In Triest angekommen, hörte ich die traurige Nachricht von der Niederlage bei Königgrätz. Betrübten Herzens fuhr ich weiter nach Rohitsch, wo ich eine weitere traurige Nachricht erhielt. Als ich nämlich am Tage meiner Ankunft nach dem Mittagessen eine Zeitung zur Hand

nahm, las ich in der Verlustliste der österreichischen Offiziere vom böhmischen Kriegsschauplatze als ersten den Namen meines jüngeren Bruders Franz. Er war beim nächtlichen Überfalle der Österreicher durch die Preußen bei Podol als erster aller Offiziere von mehreren Kugeln tötlich getroffen worden, ein herzlieber Junge, eine frische, fröhliche Soldatennatur, mit dem ich schon früher nicht lange nach Beendigung des Krieges von 1859 in Monselice bei Padua, wo er kurze Zeit in Garnison lag, einige frohe Tage verlebt hatte. Meine Angehörigen erzählten mir später, daß er zu Beginn des Feldzuges vom Jahre 1866 gegen seine sonstige Gewohnheit ernst und schweigsam gewesen und behauptet hätte, daß die erste feindliche Kugel ihn treffen werde, wie es auch tatsächlich geschah. Ein Kamerad, in dessen Nähe er gefallen war, hat ihm noch einen kleinen Siegelring vom Finger gezogen, um ihn mir als Andenken zu bringen; er teilte mir noch mit, daß mein Bruder unmittelbar vor dem Überfall lustig und aufgeräumt auf einer Trommel mit anderen Offizieren Karten gespielt und das gewonnene Geld behaglich mit den Worten eingesteckt habe: „Wenn ich erschossen werde, so sollen die Preußen doch sehen, daß ein österreichischer Offizier Geld im Sacke hat.“

Diese schmerzliche Erinnerung in Verbindung mit den trüben Aussichten auf den Ausgang des Krieges machten mir den Aufenthalt in Rohitsch nicht eben angenehm; der einzige Lichtblick und Hoffnungsstrahl war die unerwartete Nachricht vom großen Seesiege bei Lissa, die die gedrückte Stimmung der österreichischen Patrioten wieder etwas aufrichtete.

Ich verweilte noch einige Wochen in Rohitsch. Von Padua erhielt ich keine Nachricht, Briefe und Anfragen blieben unbestellt oder unbeantwortet. Mittlerweile war Venetien an Kaiser Napoleon III. abgetreten, der Friede zu Nikolsburg zwischen Österreich und Preußen abgeschlossen worden, und

da somit Venetien nicht mehr zu den österreichischen Provinzen gehörte, beschloß ich anfangs August, nach Wien und von da nach Pilsen zu reisen, um meine dort lebenden, durch den Tod des Bruders tief betrübten Eltern wieder zu sehen.

XV.

Auf dem Heimwege nach Böhmen hielt ich mich in Wien auf, um mich im Ministerium als disponibel zu melden. Es gab damals kein selbständiges Unterrichtsministerium; dieses bildete nur eine Sektion des Staatsministeriums, mit deren Führung Sektionschef Edler von Kriegsau, der unmittelbar vorher während des Krieges die Leitung der Verproviantierung inne hatte, betraut worden war. Ein etwas sonderbarer Berufswechsel! Vielleicht glaubte man, daß, wer mit der körperlichen Verpflegung umzugehen wußte, auch die geistige Nahrung gut besorgen würde. Ich ließ mich beim genannten Sektionschef anmelden und wartete lange im Vorzimmer. Endlich öffnete sich die Türe seines Empfangsbureaus ein wenig, er steckte den Kopf hervor, maß mich mit einem kurzen Blicke und rief mir ziemlich barsch zu: „Schon wieder ein Disponibler aus dem Venetianischen! Es wird für die Herren schon etwas geschehen!" Sprachs und verschwand wieder hinter der Türe. Aus meinen Schilderungen mag der freundliche Leser wohl entnommen haben, daß die Aufgabe eines deutschen Lehrers in jenen Jahren in Italien weder leicht noch angenehm war und nach zehn Jahren gewissenhafter Pflichterfüllung unter so peinlichen und schwierigen Verhältnissen hätte ich eigentlich einen freundlicheren Empfang erwarten dürfen. Ich empfand dies um so lebhafter, wenn ich als Gegensatz hiezu mir die Behandlung vorstellte, die mir von Seite der neuen italienischen Regierung ganz unerwartet und

unerbeten zuteil geworden war. Längere Zeit nachher, während meines Aufenthaltes bei meinen Eltern in Pilsen erhielt ich vom Gymnasialdirektor Zanella aus Padua ein Schreiben, worin er mir mitteilte, daß der Marchese Pepoli, der mit den italienischen Truppen zugleich als Regierungskommissär dort eingezogen war, mich auf meinen Lehrposten am Gymnasium bestätigt hatte und man mein Verbleiben in Padua wünschte, allerdings nicht mehr als Professor der deutschen Sprache, sondern für klassische Philologie. Denn als erste Lebensäußerung des italienischen Unterrichtsministeriums kam ein Dekret, das die Aufhebung der deutschen Lehrkanzel sowohl am Gymnasium als auch an der Universität anordnete. Ich gestehe, daß ich mein altes Padua nur ungern verlassen habe. Ich hatte dort viele Freunde und Bekannte erworben, Land und Leute lieb gewonnen und mich in Sitten und Lebensgewohnheiten der Bevölkerung völlig eingelebt. Aber mein mir vom Hause aus anerzogenes und mit mir verwachsenes österreichisches Bewußtsein und auch Rücksichten auf meine Eltern und Familie veranlaßten mich, den für mich gewiß schmeichelhaften Antrag abzulehnen. Dem Schreiben des Direktors lag auch eine Quittung über meinen von der Zeit meiner Abreise aus Padua fortlaufenden Gehalt bei. Ich schickte sie selbstverständlich zugleich mit meiner Ablehnung zurück und erhielt nicht lange darauf ein amtliches Schreiben der Direktion des Ginnasio-Liceo mit dem italienischen Amtssiegel, worin mir das Bedauern über meinen Entschluß in äußerst freundlichen Worten ausgedrückt wurde. In diesem gewiß seltenen Schriftstück — denn nicht viele österreichische Beamte dürften von feindlicher Seite eine Art Belobungsdekret aufzuweisen haben — hieß es unter anderem: „Der italienische Regierungskommissär Marchese Gioachino Pepoli hat Ihnen in Hinblick auf Ihre glänzenden Verdienste und auf die sympathische Achtung, die Sie bei den Studierenden

genossen, Ihre Lehrstelle vorbehalten .... Ich achte Ihren Entschluß, der, wie ich wohl verstehe, durch feinfühlige Rücksichten begründet ist und dies mehrt in mir nur die Achtung vor Ihnen .... Bei uns wird nicht nur Ihr Andenken, sondern auch das Verlangen nach einem Manne fortdauern, der in den schwierigsten Zeiten es verstanden hat, sich die Achtung und Liebe der Jugend zu erwerben, die er durch seinen Unterricht so viel gefördert hat."

Ich habe das italienische Original als wertvolle Erinnerung an meine Lehrzeit im Venetianischen noch bis heute aufbewahrt, und es ist wahrlich nicht persönliche Eitelkeit, daß ich hier einige Stellen aus dem Wortlaute des Dekretes anführe, sondern nur die Überzeugung, daß das Schriftstück den Aussteller ebenso ehrt wie den Empfänger.

Eines anderen Beweises echt kollegialer Gesinnung meiner früheren Berufsgenossen darf ich ebenfalls nicht vergessen. Als die Italiener in Padua eingezogen waren, erging an sämtliche Unterrichtsanstalten die Weisung, das Schuljahr nach den bisher bestehenden Vorschriften abzuschließen. Die Maturitätsprüfungeu sowohl als die Privatistenprüfungen fanden in der üblichen Weise statt, wobei meine Lehrfächer (das Deutsche noch mitbegriffen) bei der Prüfung von Kollegen vertreten wurden, zunächst von meinem Freunde della Vedova, der auch der deutschen Sprache vollkommen mächtig war. Als Anteil an Prüfungstaxen entfiel für meine Vertreter der Betrag von 200 fl., und diese Summe wurde mir vom Direktor Zanella mit dem Bemerken zugesendet, daß die Kollegen, die mich beim Prüfen vertreten hatten, den Betrag als mir zukommend hinterlegt hatten, weil ich doch das ganze Schuljahr hindurch dem Lehrkörper angehört hatte, und mir von dem Erlös der Taxen der rechtmäßige Anteil gebührte. Man sagt den Italienern nicht mit Unrecht nach, daß sie in Geldsachen peinlich genau und heiklich seien, die erwähnte Tatsache jedoch

beweist, daß sie auch von edleren Empfindungen als von bloßer Erwerbsucht sich beherrschen lassen, was im vorliegenden Falle um so anerkennenswerter war, als ich noch vor den Prüfungen durch die Ablehnung des mir gestellten Antrages aus dem Lehrkörper ausgeschieden war und nicht den geringsten Rechtstitel auf die Prüfungstaxen geltend machen konnte. Ich habe den Betrag, worin ich einen mir werten Beweis kollegialer und freundschaftlicher Gesinnung erblicken durfte, drum auch ohne Bedenken angenommen.

In Pilsen selbst fand ich preußische Garnison vor. Auch verging keine Woche, daß nicht größere Truppenmassen mit dem für unser Ohr so fremden schrillen Pfeifengetön und Trommelwirbel in die Stadt einzogen. Sie verhielten sich übrigens musterhaft gegen die Einwohner, die ständigen sowohl als die durchziehenden, Offiziere und Soldaten. Es waren meist Landwehrregimenter. In den Wochen, wo die feindlichen Truppen in Pilsen lagen, habe ich nie von Zwiespalt oder Übermut gegen die Bevölkerung gehört. Wo sie einquartiert waren, traten sie meist in freundliches, oft gemütliches Verhältnis zu den Hausbewohneru. Im Gasthofe zum „Kaiser von Österreich" pflegten die Offiziere meist den Abend zu verbringen, sie salutierten beim Eintritt nach allen Seiten und verharrten in ruhiger Unterhaltung und mit schlichtem militärischen Anstand. An einem großen Tische in demselben Lokale saßen die Unteroffiziere, und wenn man ihnen zuhörte, waren es öfter taktische Gespräche, die sie miteinander führten.

Nach dem Frieden rückten wieder österreichische Truppen ein und der Tag ihres feierlichen Einzugs ist mir durch eine unangenehme, wenn auch heitere Episode in Erinnerung verblieben. Während meines Aufenthaltes in Pilsen hatte ich die Bekanntschaft eines Kollegen vom dortigen Gymnasium gemacht, eines Tepler Stiftsgeistlichen Dr. Maurus Pfannerer.

Es war ein sehr gelehrter und in der deutschen Literatur wohl bewanderter Mann, dessen deutsche Lesebücher, wenn ich nicht irre, noch heute in unseren Gymnasien im Gebrauche sind. Dabei ein wenig eitel und stolz auf seinen philosophischen Doktortitel, dem allein, weil ich ihn auch besaß, ich es verdankte, daß ich als jüngerer Mann kollegial mit ihm verkehren durfte. Zur Feier der Wiederkehr heimischer Truppen war im deutschen Kasino in Pilsen eine Festlichkeit veranstaltet worden, bei dem die heimkehrenden Soldaten durch einen Prolog in Versen begrüßt wurden, den eine seinerzeit im Landestheater in Prag sehr gefeierte Schauspielerin, Fräulein Schultzendorf, vermählt mit dem Gutsbesitzer Wanka, mit schönem Pathos sprach. Ich stand neben Prof. Pfannerer an der Saaltüre und hörte dem Prologe zu. Als die Künstlerin unter großem Beifall geendet hatte, fragte mich mein Kollege, wie mir der Prolog gefallen habe. „Gut gesprochen wurde er“, meinte ich, „aber sonst ist es wohl ein Gelegenheitsschmarn.“ Kaum hatte ich diese allerdings etwas derbe Äußerung getan, trat der Oberst des Regiments in Begleitung seines Adjutanten auf meinen Kollegen zu, um ihm im Namen des Offizierskorps den herzlichsten Dank für die warme poetische Begrüßung auszudrücken, die, wie er eben höre, ihn zum Verfasser habe. Peinliche Verlegenheit auf beiden Seiten! Ich faßte mich aber bald und entschuldigte mich offen bei meinem Kollegen, daß ich keine Ahnung hatte, wer der Verfasser wäre, und daß er übrigens als tüchtiger Literaturkenner gewiß selbst keinen allzu großen Wert auf seine Dichtung legen werde. Von da an begegnete er mir mit kühler Zurückhaltung, und ich habe aus diesem unliebsamen Vorfalle nicht ohne Nutzen für meine spätere literarische Tätigkeit die Lehre gezogen, ungünstige Urteile in mildere Form zu fassen. Erst nach Jahren begegnete ich ihm, der inzwischen gleich mir zum Landesschulinspektor vorgerückt war, in Marienbad. Er schien

den Vorfall vergessen zu haben und ich konnte mit dem treff-
lichen Manne in alter Herzlichkeit verkehren.

Ich verblieb bis zum Herbste in Pilsen, aber dann wurde mir die aufgezwungene Untätigkeit zur Last und ich beschloß, den Winter in Wien zuzubringen, um an den dortigen Bibliotheken meine Studien zu erweitern und wegen meiner dienstlichen Unterbringung die nötigen Schritte zu tun. Dort erfuhr ich nicht lange nach meiner Ankunft, daß ich für den Beginn des 2. Semesters dem Staatsgymnasium in Triest zugeteilt sei und zwar an Stelle Robert Hamerlings, der wegen Kränklichkeit um Versetzung in den Ruhestand gebeten hatte. Ich übernahm auch später wirklich seine Lehrstunden, war aber von seinen lehramtlichen Erfolgen nicht sonderlich erbaut. Hamerling ist ein bedeutender Dichter geworden, aber er war weder ein eifriger noch ein guter Lehrer, weil seine Gedanken von der Schule und seiner Lehraufgabe immer weit ins Reich der Dichtung abschweiften, nnd er, wie mir die Schüler sagten, oft ganze Lehrstunden zur Korrektur seiner Werke verwendete, wobei er die Klassen sich selbst überließ: die alte Fabel vom Pegasus im Joche.

Der Aufenthalt in Wien verging mir in guter Gesellschaft und literarischer Beschäftigung recht angenehm. Es heimelte mich an, nach mehr als zehn Jahren wieder einen Winter in einer deutschen Stadt verleben zu können. Nur an Eines konnte ich mich schwer gewöhnen: an den meist bedeckten Himmel und an den Mangel an Sonnenschein. Es war in jenem Jahre gerade ein ziemlich milder Winter, ohne viel Schnee, doch feucht und regnerisch und meist bewölkt; nur den behaglichen Aufenthalt in warm geheizter Stube, den ich so viele Winter vermißt hatte, empfand ich als etwas ungemein Wohltuendes. Doch trotz aller Annehmlichkeiten und geselligen Zerstreuungen, die Wien den Bewohnern gerade im Winter bietet, ergriff mich nach einigen Monaten eine so un-

widerstehliche Sehnsucht nach Licht und Sonne, daß ich fast trübselig wurde, wie der graue Himmel über meinem Haupte. Um Mitte März hatte ich meine neue Bestimmung in Triest anzutreten, vorher mußte ich noch in Padua, wo ich alle meine Habseligkeiten zurückgelassen hatte, meine Übersiedlung an die Adria bewerkstelligen. Doch schon im Februar packte ich an einem trüben Sonntagsmorgen meinen Koffer, und fast ohne mich zu verabschieden fuhr ich ohne Unterbrechung nach Padua.

Als ich nach nahezu 24stündiger Fahrt auf dem dortigen Bahnhofe ausstieg, strahlte der schönste Himmel in leuchtendem Blau auf mich nieder. Mein guter biederer Mietsherr war während des Winters an einem hitzigen Fieber gestorben, seine Witwe, der ich meine Ankunft angezeigt hatte, erwartete mich auf der Bahn und ich mietete mich wieder bei ihr ein. Wie hatte sich mein altes stilles Padua verändert! Es lag noch immer in dem Festgewande da, worin es sich beim Einzuge der italienischen Truppen gekleidet hatte. Von den Dächern und Fenstern wehten noch immer die dreifärbigen Fahnen, an denen sich die Einwohner nicht satt sehen konnten; denn man sah die Trikolore in jeder Auslage; jede Handlung, selbst die Käsehändler hatten durch Weinlaub und andere Zugaben die drei Farben zusammengestellt, in jedem Laden prangten die Bildnisse von Viktor Emanuel und von Garibaldi. Ich sah Damen in Bersaglieri-Hüten, die auf Frauenköpfen übrigens nicht hübsch aussehen; manche meiner Bekannten, die vorher scheu jeder Uniform auswichen, stolzierten nun als Nationalgardisten in den Straßen umher: alles schien Jubel und Freude!

Von der Stimmung, die damals unter der Bevölkerung des „befreiten" Venetiens herrschte, konnte ich mir übrigens schon vorher durch einen Brief meines Freundes **dalla Vedova**, den ich noch in Böhmen erhalten habe, eine Vorstellung machen.

„Wir sind“, schrieb er mir, „froh und zufrieden und voll Hoffnung auf die Zukunft; wir fühlen unsere Würde gehoben und das Vertrauen in unsere Kraft, und gehen mutig den vielen Schwierigkeiten entgegen, die sich niemand verheimlicht, die jeder der Vervollkommnung des nationalen Aufbaues entgegenstehen sieht. Seit dem Abzuge der Österreicher können wir sagen, daß wir von einer Festlichkeit zur andern wandeln, und niemand läßt sich Kosten und Mühe reuen, um sein Teil würdig beizutragen. Die öffentliche Stimmung war niemals so gehoben und einig, einig in der Hoffnung auf eine glückliche Zukunft, einig im Genusse dieser ungewohnten Freiheit, dieser wohlwollenden Achtung und dieses erbaulichen Vertrauens, das die Regierung den Bürgern zeigt. Wir, gewöhnt an das Mißtrauen, an die Übergriffe der österreichischen Polizei, glauben jetzt das erstemal Menschen zu sein, und welches immer die Fehler der Regierung in Einzelnheiten sein mögen: wir fühlen, daß eine Regierung jedes Opfers wert ist, deren Grundsatz Schutz, Achtung und Vertrauen der Untertanen heißt. Stelle Dir die Begeisterung der Bevölkerung vor, wenn Dein nüchterner Freund dalla Vedova bis zu diesem Grade sich erwärmen kann.“ Andere freilich wieder fühlten die Beschämung, die in den etwas demütigenden Umständen lag, unter denen Italien trotz zweier großen Niederlagen die venetianische Provinz erworben hatte, und Zanella schrieb mir: „Der Ruhm der Nation ist dahin, und vielleicht keimt schon der Same innerer Zwietracht empor.“

Selbst weibliche Ordenskongregationen begeisterten sich für die neue Gestaltung der Dinge, und als Beleg dafür kann ich einige Verse aus einem Gedichte anführen, das einem Gesuche der Ordensschwestern des „Collegio Dimesse“ in Padua an die Kaiserin-Witwe Maria Anna beilag, die durch lange Zeit das Institut, eine alte, schon im Jahre 1613 gegründete Erziehungs-Anstalt, reichlich unterstützt hatte,

und dessen Beifügung zu dem Gesuche von der naiven Anschauung auszugehen schien, daß die österreichische Kaiserin wegen ihrer Abstammung aus dem savoyischen Fürstenhause sicherlich Freude an der Vereinigung Venetiens mit dem Reiche Viktor Emanuels empfinden müsse. In dem Gedichte heißt es unter anderem:

Di gioja, quale incanto
Dopo si duri dì
Alzar la voce al canto
Or, che i dolor finì.

Non più dello straniero
Ne attrista il giallo e il nero.
Il voto di tanti anni
Vittorio coronò
Dai ceppi dei Tiranni
Venezia liberò.*)

Inmitten dieser allgemeinen Feststimmung bewegte ich mich mit gemischten Empfindungen. Meine Freunde in Wien fanden es bedenklich, daß ich mich als Österreicher in der Zeit der ersten Aufregung wieder nach Padua wagte, wo die Leidenschaftlichkeit des Volkes noch in Gährung war und man weder im öffentlichen noch im privaten Leben mit bitteren Worten gegen die früheren Bedrücker kargte. Aber ich hatte noch meine ganzen Habseligkeiten dort und war mir überdies bewußt, keine Feinde zu haben. In der Tat auch wurde ich von Freunden und Bekannten herzlich aufgenommen, ja man

*) In Prosa übersetzt: Welch zauberhafte Freude! nach so harten Tagen die Stimme jetzt, wo der Schmerz aufgehört, wieder zum Gesange erheben zu können! Nicht mehr betrübt uns das Schwarz-Gelb des Fremden. Den Wunsch so vieler Jahre krönte Viktor Emanuel, aus den Ketten der Tyrannen befreite er Venedig.

kam mir freundlicher entgegen als früher; Personen, die sonst nur mit Scheu und Zurückhaltung meinem Verkehre ausgewichen waren, näherten sich mir von selbst. Man war sichtlich bemüht, mir zu zeigen, daß man nichts gegen meine Person hatte, man lud mich zu Tische, und wenn ich abends gewohnter Weise im Café Pedrocchi saß, wo nach alter Gepflogenheit — es war gerade Faschingszeit — Masken hin und her wogten, um Bekannte aufzusuchen, traten öfter männliche und weibliche auf mich zu und schenkten mir Blumen oder Bonbons.

So verbrachte ich einige Wochen recht angenehm unter der neuen Ordnung der Dinge und erlebte in jenen merkwürdigen Tagen noch ein interessantes Ereignis: einen Besuch Giuseppe Garibaldi's in Padua.

Eines Tages — des Datums erinnere ich mich nicht mehr genau — hieß es, daß Garibaldi am Abende von Venedig zum Besuche nach Padua kommen werde. Tatsächlich langte er abends 8 Uhr durch die Porta S. Giovanni zu Wagen in der Stadt an, eine große Menschenmasse zu Fuß und zu Wagen war ihm entgegen gezogen und geleitete ihn unter Fackelgeleuchte und ungeheurem Jubel zu seinem Absteigequartier im Palazzo Zara. So hieß der Besitzer, ein Israelite, begeistert für die italienische Bewegung, der für die Freischaren Garibaldis, wie man wußte, große Geldopfer gebracht hatte. Der gefeierte Nationalheld war bereits in seiner Wohnung, aber die Volksmenge, die ihn dahin begleitet hatte, blieb dicht gedrängt vor dem Hause stehen, und laute Zurufe durchbrausten die Gasse: „Evviva Garibaldi! evviva l'eroe di Caprera, evviva la spada d'Italia!“ erscholl es von allen Seiten, und dazwischen im Dialekte: „Evviva el nostro pare vecio!“ (unser alter Vater!), und dann: „Fuori Garibaldi!“ Er erschien auch bald auf dem Balkone in grauem, rot gefüttertem Mantel, mit der aus Bildern bekannten Kopfbe-

deckung, die mehr einer gestickten Hausmütze glich und die er zur Begrüßung hin und her schwenkte. Etwas gebeugt von den Jahren, aber mit freundlichem und äußerst gutmütigem Gesichte, das eher auf einen gemütlichen Hausvater als auf einen Helden schließen ließ.

Totenstille herrschte wie auf gegebenes Zeichen unter der brausenden und drängenden Menge, als er sichtbar wurde. Und er begann zu reden mit einer außerordentlich wohlklingenden Stimme, mit vollem und berauschend warmem Klange, der nicht aus der Kehle eines angehenden Greises, sondern aus der Brust eines in kräftigstem Alter stehenden Mannes hervorzuquellen schien. Minder schön klang mir sein Italienisch ans Ohr, es war merkbar gefärbt durch den Dialekt der Nizzarden, das o tönte ein wenig wie u. Die Rede selbst, die er hielt, war äußerst kurz und so charakteristisch, daß ich sie noch heute wörtlich wiederholen kann: „Ich danke Euch für den freundlichen Empfang, den Ihr mir bereitet habt! Ich sehe, daß Ihr Männer der Tat und nicht der Worte seid —.“ Ein Sturm des Beifalls unterbrach ihn und man schrie ihm zu: „Wir wollen nach Rom gehen, mit den Bajonetten!“ Worauf Garibaldi: „Rom ist unser, nicht einmal der Teufel kann es uns nehmen! Addio, felice notte!“ Und er verschwand vom Balkon, nicht aber die Begeisterung von der Straße und die Begier der Menge, ihn noch weiter zu hören. Immer noch riefen die Leute „fuori Garibaldi!“ und würden noch lange weiter geschrien haben, wenn nicht ein braver Volksmann aus dem Gedränge heraus im echten Paduaner Dialekt ihnen zugerufen hätte: „Lascè ch' el magna anca lù, povero vecio!“ (Laßt den armen alten Mann doch auch essen), worauf sich die Menge unter Gelächter nach und nach zerstreute.

Am nächsten Tage besichtigte Garibaldi die berühmte Universität, begleitet von dem Rektor und den Professoren

und vielen Neugierigen. Einige mir von früher bekannte und befreundete Professoren luden mich ein, mich ihnen anzuschließen und so konnte ich dicht hinter Garibaldi den Rundgang durch die Universitätsräume mitmachen. Da bekam ich den Eindruck, daß der gepriesene Held der Tausende von Marsala, der seinem Könige die Krone von Neapel erworben und sich dann still und bescheiden wieder auf sein Felseneiland in Caprera zurückgezogen hatte, wohl ein tapferer Krieger und edler Mann, aber gewiß kein Diplomat war. In der schönen Aula der Universität steht ungefähr in der Mitte des Saales rechts vom Eingange eine Marmorbüste von Galilei, die seinerzeit Kaiser Franz Josef der Universität zum Geschenke gemacht hatte. Vor ihr blieb nun Garibaldi stehen, und mit dem Finger auf die Büste weisend, wendete er sich zu dem an seiner Seite schreitenden Rektor, einem Geistlichen, und zu den übrigen Umstehenden mit den Worten: „Auch hier ist wieder ein Opfer dieses Gesindels in der schwarzen Kutte, dieses Krebsschadens von Italien (cancrena d'Italia)." Er sprach es mit äußerst scharfer und energischer Betonung und schritt weiter, ohne sich um die Verlegenheit des Rektors Ab. Pertile zu kümmern, der im geistlichen Ornate erschienen war und bei dieser unverhofften Ansprache alle Farben im Gesichte wechselte.

Nach diesem Ereignisse ging ich durch die betreffende Gasse am Palazzo Zara vorbei und blieb ein wenig vor der Hausflur stehen, wo im Hintergrunde Garibaldiner in Uniform die Ehrenwache hielten. Plötzlich stürzten einige davon aus dem Tore auf mich zu und nahmen mich in die Mitte, so daß ich erschrocken zurückfuhr. Erst ihr freundlicher Gruß und ein Blick auf sie belehrte mich, daß es frühere Schüler aus der achten Klasse waren, die mir freudig die Hand entgegenhielten. Wie ich herkäme, was ich hier tue, wie es mir gehe und ob ich sie noch kenne? lauteten ihre raschen Fragen.

Ich wußte sie noch Alle beim Namen zu nennen und sie ersuchten mich, ihnen für den Abend, wo sie dienstfrei wären, irgendwo ein Stelldichein zu geben. Ich bestellte sie ins Café Pedrocchi, wo ich sie auch wirklich zur bestimmten Stunde traf und lebhaft begrüßt und zum lächelnden Staunen der übrigen Besucher fast anderthalb Stunden mit ihnen in der Ecke des Kaffeehauses verplauderte. Sie erzählten mir von ihren wirklichen oder vermeintlichen Kriegserlebnissen und Heldentaten, und ich hörte ihnen geduldig zu, da ich es natürlich fand, daß junge, begeisterte Leute so taten, als wären sie weiß Gott! welch wichtiger Faktor in dem Gange der Ereignisse gewesen. Besonders der jüngste und kleinste unter ihnen, den ich wegen kindischen Benehmens oft in der Schule zurecht gewiesen hatte, war der lauteste von ihnen und sagte mir mit ernster Miene: „Wissen Sie, Herr Professor! So lange unsere Fahne nicht auf dem Castel von Trient und auf dem Molo S. Carlo in Triest weht, werden wir uns nicht zufrieden geben!“ Ich ließ ihn ruhig reden und meinte nur lächelnd, daß dazu wohl noch etwas mehr gehöre als Kaffeehausgetratsch. Es war jedenfalls eine eigenartige und seltsame Situation, in die mich der Zufall gebracht hatte, als k. k. österreichischer Gymnasialprofessor mitten unter Garibaldinern in einem öffentlichen Kaffeehause Politik zu treiben; aber die jungen Leute taten so zutraulich und schienen wirklich erfreut mich wieder zu sehen, daß ich die Erinnerung an diesen mit Garibaldinischen Freischärlern verbrachten Abend zu den angenehmsten aus jenen merkwürdigen Tagen zähle.

Am nächsten Abende hatte Garibaldi sein Erscheinen im Teatro Duse zugesagt. Ernesto Rossi gab den Hamlet. Als ich in das dichtgefüllte Haus trat, fiel mir vor allem auf, daß die meisten der anwesenden Damen in rote Garibaldijacken gekleidet waren, auch sonst sah man viele Garibaldiner, wirkliche und bloß so aufgeputzte. So weit ich es beurteilen

konnte, war nur die mittlere und bürgerliche Bevölkerung unter den Zuschauern vertreten, die höhere und aristokratische Gesellschaft hielt sich absichtlich von den Festlichkeiten frei, wie man auch beim Einzuge nur wenig Privatequipagen bemerken konnte. Während des zweiten Aktes entstand eine große Bewegung im Publikum, Garibaldi trat in seine Loge, begleitet von seiner Tochter Teresita und von einem seiner Söhne, ich weiß nicht mehr, ob es Riciotto oder Menotti war. Stürmische Zurufe empfingen den Helden, unbekümmert um die Vorgänge auf der Bühne. Der Vorhang fiel auch sogleich nieder, und das Orchester spielte die Garibaldihymne. Der Jubel, der darauf folgte, war unbeschreiblich, man schrie, man stampfte mit den Füßen, die Damen erhoben sich von den Sitzen in den Logen und schwenkten ihre Taschentücher — es war ein Getöse, wie ich es niemals wieder in einem Theater gehört habe. Da auf einmal wie auf gegebenes Zeichen Totenstille, aus dem Zuschauerraume erscholl der Ruf: „Una parola, Generale!“ Und Garibaldi beugte sich über die Brüstung der Loge, dasselbe Lächeln in seinen sympathischen Zügen, dieselben grüßenden Bewegungen mit dem Käppchen in der Hand! Dann sprach er. Von dem, was er sagte, sind mir nur einige Schlagwörter in Erinnerung geblieben. Die Vorstellung wurde nämlich, wie auf dem Theaterzettel stand, zu Gunsten der Aufständischen in Kreta gegeben. Und darauf anspielend dankte Garibaldi zuerst der Bevölkerung von Padua, daß sie so bereitwillig herbeigeströmt sei, um ihren Obolus zu Gunsten der edlen unterdrückten Nation der Griechen darzubringen. Italien, schloß er, sei die Lehrerin der Völker und müsse allen anderen vorangehen als Beispiel, wie die Nationen sich gegenseitig zu ihrer Befreiung verhelfen sollen. Erst längere Zeit, nachdem Lärmen und Beifallsrufen sich etwas gemildert hatten, konnte die Vorstellung auf der Bühne fortgesetzt werden; doch die Aufmerksamkeit

und das Interesse der Zuschauer blieb zumeist auf die Loge Garibaldi's gerichtet, und der gefeierte Tragöde Ernesto Rossi hat wohl niemals vor so zerstreuten Zuhörern gespielt, als an jenem Abende. Im nächsten Zwischenakte setzte sich das Schauspiel wieder im Zuschauerraume fort. Eine Dame trat in die Loge und beugte sich vor dem Helden von Caprera nieder, als wollte sie ihm die Hand küssen; dieser aber erhob sich, nahm ihren Kopf zwischen beide Hände und küßte sie auf die Stirne. Dann erschien Rossi selbst im Hamletkostüm, Garibaldi begrüßte ihn und reichte ihm die Hand, und minutenlang standen Held und Künstler Hand in Hand aufrecht in der Loge und sahen sich stumm ins Auge unter brausendem Zuruf des Publikums. Ich kann mir wohl denken, daß sich die einheimischen Zuschauer durch all das Geschehene gehoben und wirklich begeistert fühlten, für mich als nüchternen und kühlen Beobachter hatte das ganze Gebaren und Treiben einen fast komischen, theatralischen Beigeschmack.

Am nächsten Morgen war Garibaldi wieder abgereist und ich wanderte, noch voll von den Eindrücken des miterlebten ereignisreichen Theaterabends, durch die Gassen und blieb vor einer Buchhandlung stehen, in deren Auslagsfenstern die letzte Seite eines italienischen illustrierten Witzblattes ausgestellt war. Sie enthielt drei Karrikaturenzeichnungen von Garibaldi neben einander gereiht: auf der ersten einen Löwen mit dem Garibaldikopfe und der Unterschrift: „Garibaldi, quando combatte“ (wenn er kämpft), auf der zweiten einen Papagei mit dem Gesichte Garibaldi's und der Unterschrift: „Garibaldi, quando parla“ (wenn er redet) und das dritte Bild zeigte eine Gans mit dem Garibaldigesicht und die Unterschrift: „Garibaldi come deputato“ (als Deputierter). Neben mir standen noch andere Leute, die vielleicht noch gestern dem Helden begeistert zugejubelt hatten und nun über die Karrikaturen lachten. Man hätte denken sollen, daß sie

aus Entrüstung das Auslagefenster einschlagen und das freche Witzblatt zerreißen würden. Aber nichts von alledem. So wandelbar ist die Stimmung des Volkes: heute noch der Abgott und morgen schon dem Spotte und dem Gelächter preisgegeben!

XVI.

Nicht lange darauf verließ ich Padua und trat meine neue Bestimmung am Gymnasium in Triest an, noch voll von den Erlebnissen meines letzten Aufenthaltes in Venetien und nicht ohne Sehnsucht nach dem schönen Lande und seinem wunderlichen Volke, in dessen Mitte ich mehr als ein Jahrzehnt meiner Jugend verlebt hatte, diesem Gemisch von Kleinheit und Größe, von Fehlern und Tugenden, diesem verzogenen Kinde eines leuchtenden glücklichen Himmels, der, wie er dem Schmutze ihrer verwitterten Paläste noch Glanz und Farbe gibt, auch ihren Unarten und Fehlern noch einen Schimmer der Anmut und Liebenswürdigkeit verleiht.

Ich hatte indes noch im Spätherbst desselben Jahres Gelegenheit, bei einer Rückreise aus Tirol wieder den venetianischen Boden zu betreten.

Ich stieg in Verona aus und schlenderte in den mir wohlbekannten Gassen umher. In der Via nuova fand ich es auffallend leer und es schien mir, als hätten auch die Auslagen von ihrem alten Glanze etwas eingebüßt. Ebenso öde war die **Piazza Brà** mit ihrer weltberühmten Arena. Ich ging ins frühere Militärcafè, das ich kaum wieder erkannte. Unter der österreichischen Regierung sah man hier zu jeder Tageszeit ein buntes Gemisch von Uniformen aller Art, Ordonnanzen kamen und gingen, Kellner flogen hin und her, hier war der Sammelplatz der ganzen Garnison. Nun aber

lehnten die Marqueure mißlaunig und träge an der Türe, in dem hübsch restaurierten Innern des Kaffeehauses war fast niemand; nur unter den Arkaden saßen zwei italienische Offiziere nachlässig hingelehnt. Einer der Kellner war mir aus früheren Zeiten bekannt. Auf meine Frage, wie es ihm ginge, zuckte er die Achsel und erwiderte: „Pochi affari, signore!“ Ich erkundigte mich weiter, ob viel Militär in Verona läge; er verneinte es und meinte, das eben wäre ein Unglück, die Geschäfte stockten und die Kaufleute, die früher mit der starken österreichischen Garnison rechnen konnten, fänden nur wenig Absatz und dann fügte er leise hinzu: „Die österreichischen Offiziere gaben viel Geld aus, aber die unsern tun es nicht!“ Und die letzte Bemerkung sprach er mit einem Tone aus, wie wenn man jemandem etwas Schlechtes nachsagen will, so daß ich bei mir lächeln mußte und dachte: die Leute sind wohl nüchterner und vernünftiger, als wir Österreicher es waren mit unserer übertriebenen und unpraktischen Freigebigkeit. Ich hatte übrigens gut reden, meinem Kellner auseinanderzusetzen, daß weise Sparsamkeit zu den Tugenden der Menschen gehöre und man gerade diese an den Italienern nicht genug loben könne; er zuckte nur die Achsel und meinte, er müsse eben auch leben und sein Herr auch und die Gastwirte und Kaufleute gleichfalls. Ich gab es daher auf, ihn eines Besseren belehren zu wollen und zahlte meinen Kaffee mit einer Zwei-Lire-Note, worauf er mir ein paar große Kupferstücke zu 10 Centesimi und einen fingerlangen, schmalen und schmutzigen Papierstreifen zurückgab, auf dem in kaum mehr erkenntlichen Lettern zu lesen stand „Una Lira“ und „Banca popolare“. Jede große Stadt hatte damals ihre eigene Bank, die Noten zu einer Lire hinausgeben durfte, die aber nur in der betreffenden Stadt oder Provinz statt barem Gelde angenommen wurden. Wenn ich zurückdachte, wie noch vor wenig Jahren die wiederholten Versuche der österreichischen Regierung, dem

Banknotenumlaufe in Venetien Eingang zu verschaffen, an dem hartnäckigen Widerstande der Bevölkerung scheiterten, mußte ich mich im Stillen wundern, wie leicht und zahm sich die durch Gold- und Silberklang Verwöhnten jetzt zu diesem abscheulichen Papiergelde bequemten. Freilich waren dadurch alle Lebensbedürfnisse teuerer geworden und an vielen Orten gab es zweifache Preise, je nachdem man in klingender Münze oder in Papier zahlte.

Während ich der Arena zuschritt, die ich niemals zu besuchen unterließ, begegnete mir ein Bekannter aus Mailand, Agent eines dortigen Handelshauses. Er sah ziemlich verdrießlich aus und klagte mir, daß er hier sei, um Forderungen in Sachen seines Geschäftes an hiesige Handelshäuser einzutreiben, aber keinen Sou herausbekommen könne. „Es gibt in Verona kein solides Haus mehr“, setzte er hinzu. Ich wußte übrigens, daß er gerne zu übertreiben pflegte, und trat in die Arena. Dort begrüßte mich der Custode als alten Bekannten und ich erkundigte mich, ob viele Fremde kämen. „Fast gar keine“, erhielt ich zur Antwort, „die Cholera — sie herrschte damals im Venetianischen, wenn auch nur sporadisch — hat die Meisten vertrieben, und dann ist Verona nicht mehr, was es früher war.“ Als ich im Innern der Arena war und meinen Blick über die ungeheure Stufenreihe des riesigen Raumes schweifen ließ, sah ich wirklich niemand, als ein englisches Ehepaar, das auf einer der obersten Stufen saß. Der Gatte hatte den Regenschirm zum Schutze gegen die Sonne aufgespannt und las mit seinem steifen britischen Gesichte aus einem Reisehandbuche seiner rotwangigen zähneblöckenden Ehehälfte vor, ohne nur vom Buche aufzuschauen. — Einige Monate vorher bot die Arena allerdings ein anderes, großartiges Schauspiel. In der Mitte stand in einfacher, bürgerlicher Kleidung ein geliebter König und sah mit seinen großen Augen freudestrahlend zum Volke auf, das

dicht gedrängt in buntem Gemisch zu Tausenden auf den Stufen saßen, Fahnen und Taschentücher wehten durch die Luft und die alten Mauern schienen unter dem donnernden Evviva! eines glücklichen, freudeberauschten Volkes zu erzittern. „Zu Ende ist die Fremdherrschaft, die Unsrigen sind da!" Das war der freudige Gedanke, der in jedem Antlitz glühte und jedes Herz rascher pochen ließ. Und an diesen Gedanken knüpften sich Träume von Glück und lachender Zukunft, von Segen und Fülle für alle Klassen der Gesellschaft. Warum diese Träume sich nicht allsogleich erfüllten, wie man erwartet hatte? Wenn du reden könntest, du alte Arena, die du Geschlechter um Geschlechter erlebt hast, du könntest es singen und sagen: das alte Lied von dem Menschen und seiner Doppelnatur. Die eine Seite seines Wesens ist durchglüht von göttlichen Funken, und wie der Adler über den Wolken um die Sonne kreist, unbekümmert, ob ihr Glanz sein kühnes Auge blendet, so strebt sie über die kleinlichen Bedürfnisse seines Lebens, über die großen Sorgen des täglichen Daseins hinweg nach hohen Ideen, nach glänzenden Entwürfen, und was der Mensch Großes und Bewunderswertes erreicht hat, dankt er diesem göttlichen Abglanz seines Wesens. Aber daneben beherrscht ihn seine andere Natur, die bei allen Bestrebungen nur dem Tiere gleich an die künftige Weide denkt, und immer mit der edleren Seite in ihm geifert und grollt, und wenn diese in kühnem Fluge erlahmt, sie herabzerrt zur gemeinen Wirklichkeit und mit ihr poltert, weil die erhoffte Weide nicht reichlich genug ist. Und diese zweite Natur regte sich jetzt in der ohnehin wenig zu Träumereien geneigten italienischen Bevölkerung. „Wir sind ärmer denn je", rufen die Leute, „was nützen uns Freiheit, freie Presse und Nationalgarde?" Die Leute haben allerdings der nationalen Idee viele Opfer gebracht, an Geld und Gut, an Leib und Leben. Viele aus edler uneigennütziger Begeisterung, viele

andere aber bloß aus Ehrgeiz und Hoffnung auf Gewinn. Und diese letzteren drängten sich nach der veränderten Gestaltung der Dinge am meisten vor und schrien der neuen Herrschaft unaufhörlich in die Ohren: „Wir haben für dich gearbeitet, gib uns unsern Lohn!“

Unter diesen Gedanken kam die Stunde der Abfahrt heran; ich verließ die Arena und wanderte zum Bahnhofe. Am Wege dahin blieb ich zufälliger Weise bei einer Mauer stehen, wo mir einige rohe und ziemlich unleserlich geschriebene Verse in die Augen fielen, deren genauen Wortlaut ich nicht entziffern konnte, deren Sinn aber ungefähr lautete: „Unter Franz Josef aßen wir Hühner, jetzt haben wir kaum Brot und Polenta.“ Auf einer andern Stelle las ich dagegen: „Evviva il razionalismo! Morte ai codini!“ (Zöpfe), eine Inschrift, die seit Garibaldi's Rundreise im Venetianischen ebenso häufig zu finden war, wie das beliebte „Morte ai preti!“ (Tod den Geistlichen.)

An der Billetkasse des Bahnhofes traf ich eine Neuerung. Der Beamte nahm für die gelösten Karten auch Papier, jedoch ohne darauf irgend eine Münze, sei es Papier oder Kupfer, herauszugeben. Nur auf Gold und Silber wurde der Rest verabfolgt. Die Kleinlichkeit, womit an dieser völlig ungerechtfertigten Maxime festgehalten wurde, ging so weit, daß ein Herr neben mir, der etwas über 8 Lire zu zahlen hatte und eine Banknote zu 10 Lire hinhielt, trotz der Beteuerung, daß er kein anderes Geld bei sich hatte, nicht imstande war, den Kassier zur Herausgabe des Restes zu bewegen, obwohl er sich bereit erklärte, auf eine Note von zwei Lire, die vor dem Kassier als eben eingezahltes Geld lag, den Mehrbetrag seines Fahrbillets zurückzugeben. Wie gut wäre es, dachte ich bei mir, wenn ihr auch Scheidemünze in Papier hättet, wie wir glücklichen Österreicher, und be-

trachtete mit Rührung einige schmutzige, vergilbte Zehnkreuzerscheine, die ich noch in der Tasche hatte.

Während der Weiterfahrt von Verona nach Padua hatte ich am Bahnhofe in Vicenza Gelegenheit, das Selbstgefühl der nunmehr „Befreiten" von einer eigentümlichen Seite kennen zu lernen. Als nämlich der Zug in Vicenza einige Minuten hielt, sah man, wie gewöhnlich, zwei italienische Karabinieri in der Bahnhalle auf- und abgehen und von Zeit zu Zeit in durchaus nicht auffälliger Weise in die offenen Waggontüren hineinschauen. Da erhob sich neben mir eine kreischende Stimme und bemerkte, daß es unschicklich wäre, die Leute wie Verdächtige anzuschauen; man wäre in einem freien Staate und nicht mehr in Österreich. Ich sah dem Sprecher, den ich bisher wenig beachtet hatte, ins Gesicht. Er hatte rotes Haar, einen schiefen Mund mit unreinen, hervorstehenden Zähnen und war außerdem über und über mit Pockennarben bedeckt. Ich mengte mich nun ins Gespräch und meinte, es könnten ja wohl auch verdächtige Personen unter den Reisenden sein, deren Signalement es den Karabinieri zur Pflicht macht, die Ankommenden und Abfahrenden genauer zu besehen. „In einem freien Staate", lautete die ziemlich barsche Antwort, „gäbe es keine verdächtigen Personen, jeder handle nach seinem Belieben und könne gehen, wohin er wolle." Der gellende Pfiff der Lokomotive, die den Zug wieder in Bewegung setzte, unterbrach die weitere seltsame Äußerung des erbosten Sprechers und ich lächelte im Stillen über diese kindliche Auffassung des freien Staates.

Nachdem ich in Padua abgestiegen war und am Bahnhofe vorerst einige Minuten lang die unvermeidliche Stickluft der Chlordämpfe in geschlossenem Raume — es geschah dies damals an allen Bahnhöfen Venetiens wegen der hie und da auftretenden Cholera — wanderte ich in Be-

gleitung eines Freundes, der mich an der Station erwartet hatte, nach der Stadt. Es war zur Abendzeit, die Straßen ziemlich leer, was in Padua zur Ferienzeit der Schulen nicht auffällig war. Als ich mich dem Café Pedrocchi näherte, wo mich die alten Löwen an den Stufen traulich wie zuvor anblickten, stürzten mehrere Jungen auf uns los, jeder von ihnen mit einem Packe Zeitungen in der Hand: „Il giornale di Padova! Notizie interessantissime!“ rief der eine. „La stampa libera, grandi notizie del generale Garibaldi!“ schrie der andere. „La forbice (die Schere), giornale umoristico con bellissimi scherzi sul poter temporale!“ (weltliche Herrschaft des Papstes) brüllte ein dritter, daß es in die Ohren gellte. „Die freie Presse natürlich“, sagte ich zu meinem Begleiter, erstaunt über die Menge der in so kurzer Zeit neu entstandenen Zeitungsblätter. „Ja, die freie Presse“, erwiderte dieser mit Achselzucken, „sie ist eine wahre Pest für die Stadt. Heute seid Ihr ein ehrlicher Mann, und morgen lacht die ganze Welt über Euch. Habt Ihr einen Lehrstuhl inne, den Ihr mit Ehren verseht, so zeiht Euch morgen der erste beste grüne Junge unter Eueren Zuhörern der Unwissenheit. Geht Ihr aus und trefft Ihr zufälliger Weise mit einem Geistlichen zusammen, dem die öffentliche Meinung abhold ist und der Euch auf dem Wege anspricht, so nennt Euch irgend ein Blatt am nächsten Morgen einen „Paolotto“. Das Wort bedeutete eigentlich die Mitglieder des Vereins von SS. Vincenzo e Paolo, der, wenn ich nicht irre, die Bekehrung von Negerkindern zum Christentum als Aufgabe hatte; da jedoch dieser Verein nicht eben im Geruche liberaler Gesinnung stand, so galt das Wort auch als Bezeichnung für Reaktionäre und Klerikale.

Während wir so sprachen, zog ein Haufe junger Leute unter dem Rufe: „Evviva Garibaldi!“ vorüber. Auch bei den Gruppen, die im Kaffeehause saßen, klang der Name

des Helden von Caprera auf Aller Lippen. Es war der Tag von Asinalunga, wo Garibaldi, als er den ersten Versuch wagte, auf eigene Faust mit Freischärlern ins päpstliche Gebiet einzufallen, von italienischen Truppen gefangen genommen wurde. Ich äußerte mein Befremden darüber, daß Garibaldi unter den Augen der Regierung so ungescheut seine Brandreden halten, die Jugend entflammen und Werbungen gegen Rom unter seinem Namen ins Leben rufen konnte. Man war damals der Ansicht, daß alles nur verabredete Sache sei und Ratazzi, zur Zeit Minister des Äußern, entgegen den Bedingungen der Friedensverträge, mit Garibaldi unter einer Decke spiele. Darum die Enttäuschung und Aufregung wegen seiner Gefangennahme.

Ich war wieder bei meiner früheren Quartierfrau abgestiegen, wo auch italienische Offiziere wohnten, Neapolitaner von vieler gesellschaftlichen Bildung und einnehmendem Wesen, mit denen ich als Hausgenosse mich bald befreundete. Mit Erstaunen hörte ich von ihnen, daß die Bevölkerung ihnen so wenig entgegen komme, ja daß man es den Familien, besonders den Damen verübelte, wenn sie sich viel in Gesellschaft von Offizieren zeigten, und ich konnte mir dies mit der begeisterten Aufnahme, die die italienischen Truppen seinerzeit bei ihrem Einzuge von Seiten der Bevölkerung gefunden hatten, nicht recht in Einklang bringen. Vielleicht waren es nur die engherzigen gesellschaftlichen Anschauungen, unter denen in Padua die weibliche Jugend erzogen wird, und die etwas freieren und ungezwungenen Sitten der süditalienischen Offiziere, die sich den kleinstädtischen Lebensansichten nicht anpaßten.

Aber unzweifelhaft hatte die Gefangennahme Garibaldi's, des gefeierten Volkshelden, durch italienische Soldaten besonders in den Schichten der niederen Bevölkerung Aufregung und eine gewisse Erbitterung gegen das Militär hervor-

gerufen, die, wenn auch nur vorübergehend, der ehemaligen Abneigung gegen die österreichischen Truppen nicht viel nachgab. Gewiß mit Unrecht! Denn selbst in der italienischen Armee hatte Garibaldi einen großen Anhang. Davon überzeugte ich mich, als ich mit den erwähnten neapolitanischen Offizieren zu Tische saß und die Ordonnanz eines derselben, ebenfalls ein Neapolitanerkind mit schwarzem, krausem Lockenhaar und beweglichen Feueraugen, ins Zimmer stürzte und mit zitternder Hand seinem Offizier ein Zeitungsblatt hinhielt mit dem Rufe: „Garibaldi ist gefangen!“ Es war ein Extrablatt der „Stampa libera“, worauf mit großen Lettern zu lesen war: „Garibaldi ist gefangen! Die Feder zittert mir unter der Hand, indem ich es niederschreibe, und ein unendlicher Schmerz durchzuckt meine Seele!“ Während der Offizier das Blatt durchflog, fragte ich den Soldaten, warum ihn diese Nachricht so sehr aufrege? „Ja, Herr“, meinte er, „das wird böses Blut machen. Das Volk verehrt Garibaldi, und wo er erscheint, spannen ihm die Leute die Pferde aus und ziehen ihn jubelnd durch die Straßen.“ Ich wunderte mich nun nicht über die naive Äußerung dieses echten südlichen Volkskindes, dessen lebendige Phantasie ich mir durch die Gewalt der imponierenden Persönlichkeit und durch die Romantik, die über dem Leben des ehemaligen Diktators von Neapel schwebte, leicht befangen denken konnte. Aber es befremdete mich, daß er seiner Begeisterung für Garibaldi in Gegenwart der Offiziere so ungescheut Ausdruck gab, was mich in der Meinung bestärkte, daß das republikanische Element im italienischen Heere damals noch zahlreicher vertreten war, als es für die Festigung der italienischen Monarchie erwünscht sein konnte. Als ich später ausging, fand ich die Straßen leer und eine fast unheimliche Stille herrschte in der Stadt; ich erfuhr auch, daß ein Teil der Garnison in Bereitschaft und auch die Nationalgarde

unter Waffen stand. Jedoch mit Ausnahme einer Zusammenrottung auf der **Piazza Garibaldi** (früher **piazza de' noli** genannt) störte nichts die äußere Ruhe. Allerdings waren die ruhigeren und vernünftigeren Elemente der Stadt, ebenso die Beamten und die höhere Gesellschaft gegen das unzeitige Vorgehen Garibaldi's, jedoch der Held von Marsala ist nicht durch große Geistesgaben der Abgott des Volkes geworden, sondern durch das Prinzip, das in ihm verkörpert war. Nur das machte es dem einfachen und schlichten Kriegsmanne möglich, sich über das Gesetz zu stellen und wie ein zweiter König unbekümmert um Verträge und um die Regierung der Nation den Weg zu weisen, den sie betreten sollte. Von der einsamen Felseninsel in Caprera schlug anfangs eine gewaltige Flut gegen den Königsthron und das kaum errichtete Königreich Italien, und ergoß sich in die Herzen des italienischen Volkes, dessen alten Hang zu republikanischen Bestrebungen und sozialen Bewegungen neu zu befruchten. Ich war erstaunt, mit welch rückhaltsloser Offenheit man sogar unter dem Militär über Mangel an Zuverlässigkeit in den Verwaltungskreisen und über die heillose Finanzwirtschaft klagte. Auch an sozialistischen Bewegungen fehlte es nicht. In Cavarzere, einem Städtchen bei Adria, mußte die Garnison verstärkt werden, um die dortige Bevölkerung im Zaume zu halten, die gegen die „Signori" losgehen wollte. „Wir leben ärger als unter Briganten", sagte mir wörtlich ein dort ansässiger Bekannter. Auch in Padua hörte man unter der wegen ihrer Ausschreitungen berüchtigten Bevölkerung des Stadtteiles Portello häufig gefährliche Drohungen gegen Besitz und Reichtum ausstoßen und war zu scharfer und fortwährender Beaufsichtigung von Seiten der Sicherheitsorgane genötigt. Für Viele war Ordnung und Gesetz unter den neuen Verhältnissen ein bloßer Name, die Fahrlässigkeit und teilweise auch die Unerfahrenheit in den Ämtern eine

nicht geringe, und allen energischen Versuchen der Regierung, sich Achtung und Gehorsam zu verschaffen, setzte der Pöbel die höhnischen Worte entgegen: „Non siamo più sotto l'Austria!“ (Wir sind nicht mehr unter Österreich!): eine Äußerung, die übrigens unbeabsichtigt dem Ernste und der Ordnungsliebe der so geschmähten österreichischen Verwaltung das beste Zeugnis gab. Im Gegensatze zu dem Jubel, der in den ersten Monaten nach dem Einzuge der Italiener in Padua und auch in anderen Städten herrschte, und den ich zum Teile selbst miterlebt hatte, war nach und nach eine veränderte Stimmung eingetreten. Der Rausch der Begeisterung war einer nüchternen Auffassung der Dinge gewichen, und da, wie bei solchen Neugestaltungen immer, das materielle Interesse der Einzelnen nicht geschont werden konnte, so gab es Unzufriedene in Menge.

Auch in Venedig, das ich bei diesem Anlasse wieder besuchte, sah es stille und einsam aus. Das bunte Gemisch der Fremden, das wirre Gemurmel aller Weltsprachen, das sonst in den Morgenstunden vor den Kaffeehäusern unter den Prokuratien zu herrschen pflegte, schien verschwunden, und nur wenige Gäste saßen an den meist vereinsamten Marmortischen. Die Auslagen waren, obwohl es schon über neun Uhr war, noch verschlossen oder eben erst aufgemacht worden. Bei einigen fielen mir große Plakate auf, wo mit weit sichtbaren Lettern zu lesen war: Prezzi fissi oder Vendita al ribasso di 25 per cento. Allerdings fand ich dann bei einigen kleinen Einkäufen, die ich machte, daß diese Aufschriften in Wirklichkeit nur Reklame waren; denn wie vieles sich auch unter den neuen Verhältnissen geändert haben mochte, an Einem hielt man doch mit unerschütterlicher Beharrlichkeit fest: an der möglichsten Übervorteilung der fremden Käufer. Auch die venetianische Straßenjugend war dieselbe geblieben. Denn als ich mit einem durchaus nicht großen

Packete aus einem Gewölbe trat, lief sofort ein kleiner, zerlumpter Kerl neben mir her und erbot sich, mir das Packet zu tragen. Ich wies ihn ab mit der Antwort, daß ich es leicht selbst tragen könne, worauf mich der kecke Junge vom Kopfe bis zum Fuße maß und mit einem Tone und einer Handbewegung, die unmöglich wiederzugeben sind, ausrief: „Eh! un Signore, come Lei, portare un pacco!“ Und als ich selbst auf diese Äußerung hin ihm nicht zu Willen tat, sagte er endlich mit halb trotzigem, halb bittendem Tone: „Dann geben Sie mir einen Soldo (Allora mi dia un soldo). Ich mußte lächeln über die logische Kraft dieses „allora“, womit er mir in voller Überzeugung bedeuten zu wollen schien, daß er, da ich ihm die Gelegenheit verweigerte, mir einen Dienst zu leisten, nunmehr das Recht hätte, ein Almosen zu verlangen.

Je weiter ich ging, desto trübere Bilder bekam ich von der Not, die in jenem Augenblicke wirklich unter der armen Bevölkerung in Venedig herrschte. Die Badesaison versprach das Beste, Fremde waren in großer Anzahl angekommen, aber der erste Cholerafall verscheuchte sie wieder nach allen Richtungen, und nie ist ein Sommer öder und trübseliger an der stolzen Dogenstadt vorübergezogen, als in diesem Jahre. Ich schickte mich auch bald wieder zur Abreise an und begab mich zur Riva del Carbone, um von dort nach früherer Gewohnheit mit einer Omnibus-Gondel nach dem Bahnhofe zu fahren. Da näherte sich mir ein alter Gondoliere und flüsterte mir mit leiser Stimme zu: „Erweisen Sie mir die Barmherzigkeit und fahren Sie mit mir. Ich führe Sie um jeden Preis, nur um die Polenta für den Abend zu verdienen.“ Der Mann bat so eindringlich, daß ich in seine Gondel stieg. Ich fragte ihn unterwegs, ob es ihm so schlecht ginge, daß er unter der Taxe fahre? „Wir haben den ganzen Sommer fast gar nichts verdient“, war

seine Antwort, und Weib und Kind daheim wollen essen! Schlimme Zeiten, Herr!" Mir wurde wehmütig zu Mute, als die Gondel durch die auffällig stillen Kanäle dahin schwebte und die prächtigen Paläste finster und leer dreinschauten, als dächten sie entschwundener Herrlichkeit. Und ebenso blickte mein alter Gondoliere von Zeit zu Zeit um sich und sagte endlich mit eigentümlichem Ausdruck: „Peccato! Veder morir una città di questa sorte!" (Schade! Eine solche Stadt sterben zu sehen!)

Nun, die trübe Prophezeiung des alten Gondoliere ist nicht in Erfüllung gegangen. Venedig ist nicht gestorben, sondern noch heute, wenn auch der Campanile mittlerweile in Schutt und Trümmer gestürzt ist, der beliebte Sammelplatz von Tausenden, die aus allen Weltteilen herbeiströmen, um sich an der herrlichen Lagunenstadt satt zu sehen. Auch der junge Einheitsstaat hat die Krankheiten und Zuckungen seiner ersten Gestaltung glücklich überwunden, er hat seine Finanzen gebessert, hat sein abscheuliches Geldwesen geregelt, und seine Armee hat sich bei allen späteren Anlässen diszipliniert und tapfer erwiesen.

Und so darf er jener gedeihlichen Zukunft entgegengehen, die man bei jedem Staate voraussehen kann, der auf naturgemäßen Grundlagen aufgebaut ist und dessen Völker ohne Einschränkung und Sondergelüste in seinem Wachstum und seiner Entfaltung die Bedingungen ihrer eigenen Wohlfahrt und ihrer natürlichen Entwicklung erblicken!



Druck der Wagner'schen Universitäts-Buchdruckerei.

